

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR
UND KRITIK

MITBEGRÜNDET VON F. C. WEISKOPF

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES
GELEITET VON WILLI BREDEL

REDAKTION

GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH

SEKRETARIAT ACHIM ROSCHER

INHALT

Unsere Meinung / <i>Die Redaktion</i>	3
Der Schreiner / <i>Leonhard Frank</i>	8
Tobias Kraeger / <i>Dieter Schlenstedt</i>	15
Bernhard sieht das Meer / <i>Hans Georg</i>	34
Wera / <i>Margarete Neumann</i>	42
Zwei Gedichte / <i>Helmut Preißler</i>	60
Kampf um das Werk / <i>Lenka von Koerber</i>	62
Das Glück und die Geschäfte / <i>Johannes Weidenbeim</i>	69
Drei Gedichte / <i>Georg Schwarz</i>	79
Weiskopf der Mittler / <i>Hans Mayer</i>	82
Gespräch mit Mao Tse-tung / <i>Günther Weisenborn</i>	91
Rilke und die Welt der Slawen / <i>Harald Raab</i>	96

LITERATURDISKUSSION

Die kulturell-erzieherische Funktion unseres Staates / <i>Alexander Abusch</i>	107
Wie steht es mit der Ehrlichkeit des Schriftstellers? / <i>Kuba</i>	116
Stifter war Realist! / <i>Hans Heinrich Reuter; Edith Zenker</i>	120

NEUE BÜCHER

Günther Cwojdrak: Der rote Faden, S. 137; *Wolfgang Jobo*: Dörfliches Satyrspiel, S. 140; *Peter Goldammer*: Eine neue Kleistbiographie, S. 143; *Werner Ilberg*: Historische Wahrheit und ihre Deutung, S. 145; *A. R.*: Lehren aus der Vergangenheit, S. 148; *I. Seb.*: Heimkehr nach Frankfurt, S. 149; *F. H.*: Liebeserklärung an Weimar, S. 149.

UMSCHAU

Klaus Helbig: Romane von der Stange, S. 151; *C. H.*: Die Kopfjäger von Gütersloh, S. 155; *G. D.*: Um zwei Hoffnungen ärmer, S. 159; *Heinz-Dieter Tschörtner*: Der Dichter im Programmheft, S. 160; *Shozo Inoue*: Deutsche Literatur in Japan, S. 162; ferner: „O diese Sprache!“ u. a.

In Brechts bisher unveröffentlichten Anmerkungen zu seinem Stück „Leben des Galilei“ findet man folgenden Satz: „Die Atom-bombe ist sowohl als technisches wie auch als soziales Phänomen das klassische Endprodukt seiner wissenschaftlichen Leistung und seines sozialen Versagens.“*

Brecht schrieb diese Bemerkung über die wissenschaftliche Leistung und das soziale Versagen des Bürgertums bereits 1938 nieder; heute, fast zwanzig Jahre später, nach Hiroshima, nach den Versuchsexplosionen von Wasserstoffbomben, angesichts der mörderischen Drohung eines Atomkrieges, hat sich Brechts Erkenntnis bis weit in die bürgerliche Welt hinein verbreitet. So haben etwa die achtzehn westdeutschen Atomphysiker, die in ihrer bekannten Erklärung gegen die Atomausrüstung der Bundesrepublik auftraten und jede Mitarbeit an derartigen Projekten ablehnten, sehr nachdrücklich die soziale Verantwortung der Wissenschaft anerkannt. Sie, die bürgerlichen Gelehrten, haben Front

gemacht gegen die Gefahren, die eben durch das soziale Versagen ihrer Klasse heraufbeschworen worden sind.

Inzwischen haben sich auch andere westdeutsche Wissenschaftler, haben sich auch Künstler, Schriftsteller, Theaterleute, Verleger den achtzehn Atomphysikern angeschlossen; bereits vor Monaten wurde zum Beispiel ein Offener Brief an die Regierung in Bonn gerichtet, den unter anderen Otto Dix, Leonhard Frank, Ludwig Bäte, Leo Weismantel, Heinz Hilpert, Harry Buckwitz und Ernst Rowohlt unterzeichneten. Leider haben andere Schriftsteller in Westdeutschland, die wir auch zur demokratischen und humanistischen Literatur zählen, bisher ihre Stimme nicht öffentlich gegen den in Bonn gesteuerten Atombombenkurs erhoben; Stillschweigen bekundet in diesem Fall keineswegs Neutralität.

In Bonn ist man seit langem wieder zur Tagesordnung übergegangen. Auf der Tagesordnung stehen nicht die Forderungen der westdeutschen Wissenschaftler, Künstler und Schriftsteller, sondern praktische Maßnahmen, die diesen Forderungen

* Zitiert nach „Sinn und Form“, Zweites Sonderheft Bertolt Brecht, 1957.

extrem entgegengesetzt sind. Reicht der moralische Druck auf die Atomspekulanten allein nicht aus?

Die Regierung unserer Republik hat kürzlich erneut einen gangbaren Weg gezeigt: ein Dreipunkteabkommen beider deutscher Staaten, dessen erster Punkt lautet: „Verbot der Lagerung und der Herstellung von Atombomben und Atomwaffen auf dem Boden Deutschlands sowie ein Verbot der Propagierung des Atomkrieges.“

Auf diesen Vorschlag würde sich nicht nur ohne jeden Zweifel die große Mehrheit aller Menschen in Deutschland einigen, dieser Vorschlag müßte auch die Zustimmung derjenigen westdeutschen Intellektuellen finden, die – vergeblich – ihre eigene Regierung zu einer ähnlichen Politik aufgefordert haben. Die Logik der Geschichte zwingt auch jene Kräfte an unsere Seite, die ursprünglich glaubten, ohne uns oder gar gegen uns das „soziale Versagen“ des Bürgertums wieder wettmachen zu können. Wer auf einen „dritten Weg“ setzt, befindet sich auf dem Holzweg.

Mit Ablauf des Jahres wird die von Alfred Andersch herausgegebene literarische Zeitschrift „Texte und Zeichen“ ihr Erscheinen

einstellen. Damit verliert die „literarische Linke“ der Bundesrepublik wieder ein Publikationsorgan. „Texte und Zeichen“ war – bei manchen Einwänden, die man gegen einzelne Beiträge erheben könnte – eine Zeitschrift von Niveau und Charakter. Sie hat sich nicht gescheut, auf literarische Weise gegen den offiziellen Strom zu schwimmen, sie hat der literarischen Aufrüstung wie dem kalten Krieg keinen Vorschub geleistet. Das bleibt aner kennenswert. Wenn die Zeitschrift gegen den Terror in Franco-Spanien Stellung genommen hat, wenn Karl Mundstock einen Reisebericht über China veröffentlichen konnte, wenn ein Heft mit Louis Aragons berühmtem Gedicht „Der Flieder und die Rosen“ eröffnet wird und im gleichen Heft Werner Weber (Zürich) dieses Gedicht eindrucksvoll interpretiert, dann beweist das in der bundesrepublikanischen Hexenjagd-Situation doch einigen Mut. Unter solchen Gesichtspunkten betrachtet, scheint es uns kein Zufall zu sein, daß gerade diese Zeitschrift jetzt nicht mehr erscheinen kann. Was sie nämlich von anderen literarischen Zeitschriften Westdeutschlands unterschied, war ihr Mut zur Parteilichkeit (in den Grenzen des drüben möglichen) und zur literarischen Polemik.

Die „Süddeutsche Zeitung“, die ihr einen anerkennenden Nachruf

noch bei Lebzeiten widmet, gibt dafür folgende Begründung: „Es bestätigte sich die alte Erfahrung, daß selbst unter vierzig Millionen höchstens dreitausend ansprechbare Köpfe sind... Im Falle ‚Texte und Zeichen‘ kam dazu, daß der Herausgeber keine Kompromisse mit dem Publikumsgeschmack wollte. Er sah seine Zeitschrift nicht als Ware an. Dafür bot er Mut und das Versprechen, nie langweilig zu sein. Aber die äußeren Kräfte waren stärker. Das Unbehagen an den Verfestigungen und Maskenspielen unserer Gesellschaft, unserer Literatur wird heute zwei Stufen niedriger befriedigt, wie die geschwollene Auflage zum Beispiel des ‚Spiegel‘ bestätigt... Es mag nur ein kleiner Trost sein, daß der Verleger den ‚Texten und Zeichen‘ von vornherein etwa eine Dreijahresfrist gesetzt hatte. Die Leser hätten diesen Entschluß revidieren können. So ist auch der Tod der Zeitschrift ein Zeichen.“

Ein Zeichen wofür? Für „Freiheit“ kapitalistischer Prägung. Wo höhere Schulbildung und akademische Laufbahn sich wesentlich auf Bankkonten gründen, wo das Bildungsniveau der breiten Masse durch eine Flut von Groschenblättern, Sensations-Illustrierten, „Unterhaltungs“-Magazinen und Kitschfilmen gewaltsam gedrückt wird, werden Literatur und Kunst in die Abseitigkeit gedrängt:

äußerlich durch niedrige Auflagen und hohe Buchpreise, innerlich durch Isolierung und Selbstisolierung des Künstlers vom Leben der Gesellschaft. Um eine verantwortlich redigierte Zeitschrift wie „Texte und Zeichen“ mundtot zu machen, bedarf es in der Bundesrepublik allerdings keines Verbots: man stellt einfach die Rentabilitätsfrage. Hierbei wollen wir dem Verleger (Luchterhand) noch nicht einmal einen Vorwurf machen: Für eine demokratische Literaturzeitschrift ist kein Geld vorhanden, aber die „Deutsche Soldatenzeitung“ erhielt monatlich 13 000 Mark staatliche Zuschüsse, um „sich zu sanieren“, und die Zeitschrift „Der deutsche Soldat“ steht mit dem Bundespresseamt dick im Geschäft.

Wenn man in westdeutschen Publikationen das Wort „Terror“ findet, dann bezieht es sich meistens auf die Sowjetunion, die DDR oder die Volksrepubliken. Noch keiner der so wortgewaltigen Streiter der „Freiheit der Kultur“ aber hat unseres Wissens den maßlosen und an jedem Zeitungskiosk abzulesenden Terror der Unbildung und der Geschmacksverseuchung im eigenen Lande untersucht und beim richtigen Namen genannt. Man kann unter dem Zeichen der „Freiheit“ ein ganzes Volk mit hervorragend durchorganisiertem Schulwesen, relativ

hohem Lebensstandard und respektablen Kulturtraditionen zu Alphabeten machen, wenn man es einem solchen Bombardement schutzlos ausliefert. Das Ende von „Texte und Zeichen“ ist ein Symptom. *gd*

Leonhard Frank wird 75 Jahre alt. Sein Lebenswerk, das von der „Räuberbande“ bis zu den späten Novellen und Erzählungen eine bemerkenswerte Kontinuität zeigt, liegt vor uns. Jenseits aller Ismen – man war sich zeitweise nicht darüber klar, ob man ihn unter die Expressionisten, die Symbolisten oder die Realisten reihen sollte – war es Franks Anliegen von Anfang an, sich in der künstlerischen Aussage verständlich zu machen, sein Kunstwerk, dem Leben entnommen, dem Leben zurückzugeben, damit es wirke und – wenn möglich – verändern helfe.

In Johannes R. Bechers neuestem Buch, „Das poetische Prinzip“, finden wir eine Episode aufgezeichnet, an die zu erinnern gerade heute notwendig ist: „Es war im Jahre 1917, als Tausende vor dem Potsdamer Bahnhof versammelt waren, um Karl Liebknecht nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus zu begrüßen. Eine kleine Flugblattbroschüre wurde verteilt, Tausende von Händen griffen danach. Es war die Erzählung von

Leonhard Frank „Der Kellner“. Mir schien schon damals, daß diese Verteilung der Broschüre auf einem Platz etwas Neuartiges in unserer Literatur sei, gleichsam ein Hervortreten aus sich selbst und ein Durchbruch in die Öffentlichkeit. Lang, lang ist's her, überlegte ich, daß die Dichtung zu solch einer öffentlichen Angelegenheit wurde. In dieser Erzählung waren der Widersinn des imperialistischen Krieges und der Widerwille eines einfachen, anständigen Menschen dagegen so überzeugend gestaltet, daß man nach der Lektüre nur staunen konnte, daß die Kriegsverbrecher ihr ungeheuerliches, blutiges Unternehmen auch nur einen Augenblick lang noch fortsetzen konnten. Einen leidenschaftlichen Haß erweckte diese Erzählung in uns, nicht nur gegen den Krieg selbst, sondern gegen das System, das ihn hervorgerufen hatte. Die Gesellschaftsordnung, die solch ein Verbrechen hervorbrachte, war keine Ordnung mehr, sie war die Unordnung selbst, ein Greuel von Anarchie . . . Diese Erzählung war gewissermaßen eine Vorläuferin aller Bemühungen, die späterhin sich in unserer modernen Dichtung zeigte, Geist und Macht miteinander in Übereinstimmung zu bringen, und darum möchte ich dieses Ereignisses gedenken und auf diese Erzählung hinweisen, die solch ein ermutigen-

der Anbeginn war, um die Literatur wieder als Macht zu konstituieren und sie wieder als eine politisch-gesellschaftliche Größe in unsere Zeitrechnung einzuführen.“

Leser, Mitarbeiter und Redakteure der „Neuen Deutschen Literatur“ senden dem Dichter Leonhard Frank herzliche Glückwünsche.

NDL

Alfred Kantorowicz, der sich bis vor kurzem Antifaschist nannte, hat den ehemaligen SA-Mann und gegenwärtigen Bonner Innenminister um Schutz und Bürgerrechte in dem von diesem Schröder „gesicherten Teil seines Vaterlandes“ ersucht.

Vom Staat der Globke, Speidel und Sommer aus bezeichnet er die Deutsche Demokratische Republik als einen Staat des Faschismus und der Barbarei.

Der gern als Hüter geistiger Freiheit und Bewahrer humanistischer Literatur auftritt, wählt, sich auf Brecht berufend, die geistige Atmosphäre des Brentano. Sich auf Heinrich Mann berufend, gesellt er sich zu denen, die den großen Schriftsteller aus dem Lande trieben und sein Andenken heute noch mit Haß verfolgen. Sich auf Thomas Mann berufend, begibt er sich zu Adenauer, der die Grundtorheit des Jahrhunderts, den Antibolschewismus, zum Regierungsprinzip erhoben hat.

Er fällt damit allen Menschen in den Rücken, die Deutschland vom Alpdruck der Kriegspartei befreien wollen. Über den Charakter seiner Handlungsweise ist sich Kantorowicz durchaus im klaren. Seinen eigenen Fall vorwegnehmend, schrieb er 1949 über seinesgleichen: „Wir dürfen zufrieden sein. Je mehr von der Sorte wir loswerden, desto besser für uns. Auch das ist eine Art Enttrümmerung. Es wird sauberer bei uns.“

*Anna Seghers, Hans Marchwitz, Ludwig Renn, Willi Bredel,
Bodo Uhse, Stephan Hermlin, Walter Gorrish*

DER SCHREINER

Das Haus, in dem der Schreiner Emil Müller zwölf Jahre gewohnt hatte, mit Frau und Sohn, war kurz vor dem Ende des Krieges bis auf den Grund zerstört worden. Sie hatten in der Ruinenstadt keine andere Wohnung gefunden und auch keinen Platz zum Schlafen in einem Keller. Sie wohnten in der Laubenkolonie hinter Charlottenburg, wo kleine Leute früher ihre Sonntage in Bretterhütten und Gärtchen verbracht hatten. Jetzt war da alles zerfallen und verfault.

Emil hatte aus den alten Brettern eine Hütte gebaut, aus Holzmangel nur mannshoch und nur drei Meter lang und breit. Sie stand am Bahngleis, gegenüber dem Grunewald, den die frierenden Berliner zum Teil abgeholzt hatten. Er hatte Dach und Wände außen so dick mit Teer gestrichen, daß selbst während eines Wolkenbruches kein Tropfen durchdrang. Für Betten (sie waren verbrannt) wäre kein Platz gewesen. An drei Wänden standen Holzbänke. Konrad, der dreizehnjährige Sohn, schlief auf der Bank an der Fensterwand. In der Mitte war das dreibeinige Eisenöfchen, dessen Rohr Emil verlängert hatte, damit die Wärme länger in der Hütte zurückgehalten werde. Der Garten – nur ein Beet Kartoffeln, gelbe Rüben und eine Sonnenblume – war so lang und so breit wie die Hütte.

„Es ist ein kleines Plätzchen in der großen Welt“, hatte Emil, der manchmal poetisch wurde, zu seiner Frau gesagt. Er war vierzig und gesund und muskulös, trotz der ungenügenden Ernährung und trotz der zwei Verwundungen, die er im Krieg erlitten hatte. Er hatte die besondere Zähigkeit, die manche blonden Männer haben.

Seine Frau ließ ihn niemals fühlen, daß sie ihm überlegen war. Sie liebte ihn. Sie war eine warme, körperlich weiche Frau mit blondem Rundkopf und großen blaugrauen Augen, schief geschnitten wie die der siamesischen Katze. Sie hatte auch die verhaltene Spannung der Katze. Elisabeth war fünfunddreißig und sah aus wie fünfundzwanzig. Sie trug gern weiße Blusen und vor allem Waschkleider. Am Seil hing immer eines in der Sonne zum Trocknen.

Emil hatte sich gesagt: In Berlin gibt's nichts. Was könnt ich liefern? In Berlin gab es Millionen durchgelaufener Schuhsohlen, und Leder gab es nicht. Er besohlte alte Schuhe mit Buchenholz und schnitzte neue Holz-

schuhe, die er an der Straßenecke in Minuten verkaufte. Hinter der Hütte lagen fünf riesige Buchenstämme, die er sich rechtzeitig im Wald geholt hatte, Holz für Tausende Paar Schuhe. Aus den Abfällen schnitzte er Wäscheklammern und Kochlöffel. Gekauft wurde alles.

Schuhe aus zähem, hartem Buchenholz herauszuschneiden, war eine mühsame Arbeit. Aber er war nicht zu entmutigen. Er hatte ein Ziel. Wenn Emil, der viele Sprichwörter kannte und für jede Gelegenheit eines wußte, mit dem Handrücken die Schweißtropfen von der Stirn schleuderte und dabei zu seiner Frau sagte: „Es ist noch nicht aller Tage Abend, es kommen auch einmal wieder bessere Zeiten für Deutschland“, meinte er: Ich werde auch wieder einmal eine Schreinerwerkstatt haben und Holz für Möbel. Die hellere Zukunft, die er für seine Familie von dem winzigen Plätzchen aus aufbauen wollte, aus den drei Buchenstämmen, und die Zukunft Deutschlands waren für ihn ein und dasselbe.

„Du bist den andern einen Schritt voraus“, hatte Elisabeth gesagt. „Und gerade auf den Schritt kommt’s an.“

Der Sohn, ein schlanker Knabe mit milchiger Haut, kurzer Stupsnase und langer Oberlippe, dessen Traumaugen manchmal frech ins Leben blickten, zeichnete den ganzen Tag Häuser, die Dächer hatten. Er hatte eines Tages vom Glockenstuhl eines Kirchturmes aus Berlin betrachtet, die hunderttausend dächerlosen Häuser in der Sonne, scharf gezackt und gelblich unter dem seidenblauen Himmel – eine Stadt im Orient. Dort oben, angesichts der riesigen Stadtruine, hatte er den Entschluß gefaßt, Architekt zu werden.

„Elisabeth, der Junge ist großartig. Architekt! Selbstverständlich Architekt! Was denn sonst! Berlin muß wieder aufgebaut werden. Was sagst du zu unserm Jungen? Architekt! Diesem Beruf gehört die Zukunft.“

Elisabeth hatte das Gelbe-Rüben-Gemüse lächelnd auf den Tisch gestellt. Sie freute sich, wenn die zwei von der Zukunft träumten. Das machte auch die Gegenwart warm und gut.

Konrad arbeitete seit einigen Monaten in einem Architekturbüro als Laufjunge. Er reinigte die Fenster, wischte den Fußboden auf, führte den Hund spazieren, spitzte Bleistifte, putzte eifrig die Reißzeuge, holte Essen, wenn Geld da war, und verehrte glühend die drei jungen Architekten, die sich zusammengetan und das Architekturbüro „Optimismus“ gegründet hatten.

Zu tun hatten sie nichts. Sie gingen im Atelier umher, starrten zwischendurch hinaus auf die Ruinen, die Hände in den Hosentaschen, betrachteten hin und wieder ihren geschmackvollen neuen Briefkopf und studierten Werke über die Architektur aller Zeiten und Stile, von der altgriechischen Baukunst bis zum New Yorker Rockefeller-Center. Sie erklärten, froh, einen wißbegierigen Zuhörer zu haben, ihrem Laufjungen „Die Schönheit des sachlichen Bauens“, „Den Goldenen Schnitt“, „Die ästhetische und praktische

Bedeutung der Proportion“, sie zeigten ihm ihre exakt ausgeführten Pläne und Grundrisse für Projekte, die sie bauen würden, wenn sie Bauaufträge bekämen, und zeichneten immer wieder neue Pläne für wohlproportionierte moderne Gebäude, für die sie keine Bauaufträge hatten. Sie waren vom Bauen ebenso weit entfernt wie ihr Laufjunge. Baumaterial gab es sowieso nicht. Konrad war begeistert – er gehörte dazu.

Konstantin, der älteste, war dreißig. Seine Mitarbeiter hielten ihn für den genialsten Architekten Europas. Sie waren der Ansicht, daß er den Nobelpreis, wenn es für Architektur einen gäbe, sechsmal bekommen müßte.

Konstantin, kornblond, nie gekämmt, zäh und trocken, war mager wie ein abgetriebener Droschkengaul und trug immer denselben blitzblauen Sweater mit Rollkragen und eine abgewetzte Manchesterhose. Er besaß ein dickes Werk über das New Yorker Rockefeller-Center, mit detaillierten Angaben über Materialverwendung, mit allen Grundrissen und vielen Photographien, von allen Seiten und Gesichtspunkten aus aufgenommen. Über seinem Arbeitstisch hing eine vergrößerte Photographie, von der Tiefe aus aufgenommen, auf der ein überirdisch gewaltiger Riese sich weit zurückzulehnen und hinabzublicken schien auf die Ameisen in der Fifth Avenue.

Für Konstantin war das Rockefeller-Center das grandioseste Bauwerk der modernen Zeit, mit dem kein anderes im gleichen Atem genannt werden könne. Seine Sehnsucht war, ein Berliner Rockefeller-Center zu bauen. Er hatte dafür den Potsdamer Platz gewählt und im Laufe zweier Jahre den Plan ausgearbeitet, bis in die kleinsten Einzelheiten. Die Mappen mit dem Plan lagen im Safe seiner Bank, auf der er schon lange kein Konto mehr hatte.

Zu diesem ernsthaften Schwärmer kam eines Morgens ein Mann, der eine Treppe gebaut haben wollte und einen Abort. Sein Haus in der Knesebeckstraße war zerstört. Zwei Zimmer waren unversehrt geblieben. Die Treppe und den Abort hatte die Bombe glatt weggeschnitten. Konstantin unterdrückte ein bitteres Lächeln. Es war sein erster Bauauftrag. Er versuchte, dem Mann wenigstens noch eine Küche aufzuschwätzen. Er wurde schließlich drastisch. „Küche, kochen, essen und ... Sie verstehen, der natürliche Kreislauf. Was nützt Ihnen ein Abort, wenn Sie keine Küche haben!“ Aber der Mann wollte nur einen Abort.

Sie machten das Beste daraus. Sie zeichneten ein Riesenplakat mit der Aufschrift „Bauausführung – Architekturbüro ‚Optimismus‘“ und nagelten es an die Hausruine in der Knesebeckstraße.

Als Konrad diesen Abend heimkam und über die Schulter zurück nur so nebenbei erwähnte, daß ein interessanter Bauauftrag eingelaufen sei, sagte Emil: „Es geht vorwärts, das ist klar“, und zeigte seinem Sohn zehn Paar Buchenholzsandalen für Mädchen, weiß, rot und blau gestrichen, die neben-

einander auf der Fensterbank standen. Das war Elisabeths Idee gewesen. Sie trug rote, mit elegant gebundenen Schleifen aus einem Stück rot gefärbter Schnur. In dem kurzen dünnen Waschkleid, das blau gewesen und jetzt fast farblos war, sah sie aus wie ein rundliches Mädchen.

Emil wollte an die Bretterhütte eine Küche anbauen und für Konrad ein Zimmer. Mit der Hütte dazwischen würde er für jeden Raum nur drei neue Wände brauchen. Aber Bretter gab es auch für viel Geld nicht.

Er hatte in der Nähe der Autostraße Avus einen Bretterzaun gesehen, hinter dem nichts als wildbewachsenes Gelände war. Er glaubte, das Grundstück gehöre niemand. Der Zaun, altersgrau und teilweise schon nach innen gefallen, zog hinüber zum Eisenbahndamm.

Es war eine neblige Novembernacht und bitterkalt. Er hatte den Handwagen schon hoch beladen, als der Schutzmann erschien. Zehn Tage später wurde er zu drei Monaten Gefängnis verurteilt – wegen „Diebstahls von Staatseigentum“. Das Grundstück hinter dem Zaun gehörte zur Staatsbahn.

Er kam nach der Gerichtsverhandlung nicht heim. Sie hatten ihn gleich abgeführt. Als die Zellentür zugefallen war, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß Elisabeth von den fünf kostbaren Buchenstämmen nichts zu verfeuern brauche, da er im Grunewald ein paar riesige Wurzelstöcke herausgehauen hatte, genug Brennholz für den ganzen Winter. Aber Deutschlands Wiederaufbau war unterbrochen, soweit Emil sich daran beteiligt hatte.

Diesen Winter starben in Berlin viele, die unter normalen Zuständen nicht gestorben wären. Ernstlich krank zu sein in den eisigen Zimmern und Kellern und ohne Pflegemittel, bedeutete für den Unterernährten in der Regel den Tod. Jeder sagte sich: Alles – nur nicht krank werden. Konrad wurde krank. Lungenentzündung war in der Nachkriegszeit die deutsche Winterkrankheit.

In der zweiten Nacht erreichte das Fieber die Höchstgrenze. Mit dem schnellen Holzfeuer im winzigen Eisenöfchen war es in der Bretterhütte entweder zu heiß oder zu kalt. Elisabeth hatte nichts, den Glühenden zu pflegen. Eine Aspirin war eine Goldmünze, und Goldmünzen gab es nicht in der Apotheke. Kein Arzt war zu bewegen, heraus in die Hütte zu kommen. Die Ärzte waren schwer überlastet. Das Essen herbeizuschaffen, würde jeden Tag viele Stunden in Anspruch nehmen, und sie kann ihn nicht allein lassen. In ihrer Herzensangst wandte sie sich an Konstantin.

Die drei Architekten packten Konrad in ihre Schlafdecken ein und brachten ihn ins Atelier. Eine Stunde später führte Konstantin einen erschöpften widerstrebenden Arzt am Arm ins Haus und am Arm die Treppe hinauf.

Trotz stärkster Dosen Chinin, die das Fieber herunterdrücken sollten, zeigte das Thermometer auch während der folgenden Tage ein paar Striche über 40 Grad. Elisabeth war ins Atelier übersiedelt. In den Nächten wachten die vier abwechselnd am Bett.

Konrad baute Dächer. Aber es war Musik – er komponierte Dächer. Er stand auf Konstantins „Rockefeller-Center“ am Potsdamer Platz – alle Häuser bekamen Dächer, und darüber, am strahlend blauen Himmel, schwebten schneeweiße Vögel, singend und klingend, und die neuen Dächer summten dazu den Baß.

Am Weihnachtstag durfte Elisabeth ihren Mann besuchen. Auf dem Weg sagte sie sich: Für jeden gibt's ein Zuviel. Ich sag's ihm nicht. Das Besuchszimmer war voll. Es war ein graues Bild der Not. Sie stellte sich ans Fenster und blickte über den Hof hinweg zu den vergitterten Gefängnisfenstern.

„Sozialismus – sonst haben wir in zehn Jahren wieder dieselbe Geschichte“, sagte Emil, kurz bevor der Wärter aufschloß, zu seinem Zellengenossen, einem fünfundsiebzigjährigen Mann, der eine alte Hose und ein Kaninchen gestohlen hatte in einem Laden, in dem früher Bechsteinflügel ausgestellt gewesen waren und jetzt allerlei altes Zeug gekauft und verkauft und getauscht wurde. „Nichts anderes als Sozialismus kann diese Verbrecher klein kriegen.“ Es war das Ende einer langen und vollständig einseitigen Diskussion. Der Alte hatte immer nur genickt und war zwischendurch auch einmal eingnickt. Er war schon ein bißchen müde vom Leben und interessierte sich nicht mehr sehr für die Zukunft Deutschlands, ob Sozialismus oder wieder dieselbe Geschichte.

Sie hatten einander sechs Wochen nicht gesehen. Beide dachten, in den Zügen des anderen sei etwas Neues. Nach dem ersten Wort waren es wieder die vertrauten Gesichter. Ein paar Sekunden vergaß Elisabeth die Angst um Konrad. Alles war gut. Als er fragte, ob noch genug Brennholz da sei, hob sie beide Hände über den Kopf. „Mehr als genug!“ Er trat dicht an sie heran und flüsterte: „Glaub nur ja nicht, daß ich's aufgebe – das Zimmer für Konrad wird angebaut und für dich die Küche.“

Nur Häftlinge, die sich kleinster Vergehen schuldig gemacht hatten, aus Not, durften von ihren Angehörigen besucht werden. Alle standen. Alle besprachen flüsternd die Probleme ihres kleinen Lebens, jedes Paar innerlich vollständig abgetrennt von den anderen und durch die gemeinsame Not mit allen verbunden.

„Und Konrad? Hat er schon viel gelernt?“

„Oh, sicher! Er bekommt jetzt sogar Gehalt – das Fahrgeld für die Elektrische. Und gestern hat er an der Haltestelle, wo er immer einsteigt, sieben Paar Holzschuhe verkauft. Aber was das beste dabei ist – er hat für jedes Paar eine Mark mehr bekommen als du.“ Sie lachte herzlich. Sie spielte gut.

Im Gefängnisflur ließ sie die Tränen laufen. Nach zehn Schritten ging alles unter in der würgenden Angst, daß Konrad inzwischen gestorben sein könnte. Sie begann zu rennen.

Während der letzten Fiebertvision war Konrad eine enge eiserne und glühend heiße Wendeltreppe hinabgewirbelt und hatte sich unten nackt ins kühle Gras gelegt. Als Elisabeth heimkam, war er fieberfrei. Die fein modellierte Stupsnase schien aus poliertem Elfenbein zu sein, und die Augen glänzten gesund.

Konstantin hatte gesagt: „Wenn drei sich etwas abknapsen, hat der vierte genug zu essen.“ Im Laufe zweier Wochen fütterten sie Konrad hoch.

Einen Monat später wurde Emil aus dem Gefängnis entlassen.

Auf dem Heimweg blieb er vor dem Zaun stehen. Seine Bretter lagen noch da, wie er sie damals hingeworfen hatte. Während der drei Wintermonate waren noch mehr Teile des Zaunes nach innen gefallen. Er ging nicht einmal zuerst heim.

Auf der Polizeiwache in der Nähe der Avus saßen zwei Schutzleute an einem Doppelschreibtisch einander gegenüber. Der eine schrieb schweigend weiter, als Emil fragte, ob er die alten Bretter da drüben am Eisenbahndamm haben könne. Der andere sagte über die Schulter zurück: „Sie wollen die Sauerei da drüben fortschaffen? Uns kann's nur recht sein, wenn da Ordnung gemacht wird.“

„Aber Sie wissen, daß ich drei Monate bekam, weil ein Kollege von Ihnen mich angezeigt hat!“

Erst jetzt sah der Schutzmann ihn voll an. „Sie sind Emil Müller, nicht wahr? Ich kenne Ihren Fall. Sehen Sie, Herr Müller, es gibt Schafsköpfe und Schutzleute.“

„Also, dann mach ich da drüben Ordnung.“ Draußen zog er energisch die Gürtelhose hoch und eilte heimwärts.

Konstantin hatte seinen Plan für das „Rockefeller-Center“ am Potsdamer Platz der städtischen Baukommission eingereicht. „Nur weil man doch wenigstens zeigen will, was man gemacht hat.“ Seine Arbeit schien die Kommission beeindruckt zu haben, da ihm Ende April in einem schmeichelhaften Schreiben mitgeteilt wurde, was er selbst wußte: Daß die Ausführung eines bemerkenswert großzügigen Bauplanes wie dieser ein ferner Zukunftstraum sei. Der Vorsitzende hatte handschriftlich hinzugefügt: Ganz abgesehen von den zahllosen faktisch unüberwindlichen Hindernissen anderer Art, ist zur Zeit an Baumaterial, wie Sie wahrscheinlich wissen werden, nichts vorhanden als ein paar Millionen alter Backsteine, gesammelt im Schutt Berlins. Aber es ist immerhin tröstlich, daß mit dem kühnen Geist junger Architekten gerechnet werden kann für die Zukunft Deutschlands. In zwanzig Jahren kann alles anders sein.

Auf Konstantin, den Dreißigjährigen, hatte der Brief nicht entmutigend gewirkt. „Schon in zehn Jahren kann alles anders sein“, hatte er zu einem seiner Mitarbeiter gesagt, einem beständig lächelnden dicklichen Jungen mit spitzer Nase und Hornbrille, der immer so neugierig ins Menschenleben blickte, als wäre er von einem anderen Planeten soeben erst auf die Erde gekommen.

An einem klaren Sonntag im Mai erwartete Elisabeth die drei Architekten zu einem Kartoffelpufferessen im Freien. Der neue Eßtisch mit den zwei Bänken, ebenfalls aus den Brettern des Zaunes geschreinert, stand im vergrößerten Garten vor dem jetzt dreiteiligen Häuschen, das weiß gestrichen war. Emil plante, auch eine Werkstatt anzubauen, hinten an dem Mittelteil, in der er zunächst sein Schreinerwerkzeug anfertigen wollte, vor allem eine Hobelbank. Dann brauche er nur noch Holz für Möbel, und auch das werde er schließlich irgendwo auftreiben. Sein Lieblingsspruchwort war jetzt: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Auf der Fahrt in der klappernden, dröhnenden Straßenbahn sagte Konstantin zu seinen Mitarbeitern: „Und wißt ihr, warum schon in zehn Jahren alles anders sein kann?“ Er überschrie das Getöse:

„Weil es nämlich in Deutschland viele Emil Müller gibt.“

TOBIAS KRAEGER

Am späten Abend wachte der Soldat Tobias Kraeger auf dem Hügel, der sich, wenige Schritte vom Lager entfernt, aus der Ebene herauswölbte. Es tat ihm gut, daß er heute nicht in die Postenkette eingereiht war, die einen weiten Bogen um die Baracken zog. Über der verschwimmenden Weite lag trüber Dunst. Schwarz und unförmig streckten sich vor den Wolken die Äste der Buche. Das Rauschen des Baumes füllte Tobias ganz aus. Schwer stand er da, die Schultern vornübergesunken.

Oft hatte er hier am Tage in die Runde gesehen: Das Land dehnte sich, die Streifen der Äcker, die sich in der Ferne verloren, das fahle Grün des unreifen Korns, das eine reiche Ernte versprach, der weiße Kirchturm nach Westen zu, die Wäldchen und Gebüsche nach Osten – all das ließ vergessen, daß dort irgendwo am Fluß die Grenze lag. Der alte Baum auf dem Hügel beherrschte das Lager, die langgestreckten Holzhütten, den rauchenden Schornstein der Kantine, das Quadrat des schnell angelegten Exerzierplatzes. Hier oben hatte er Ruhe gefunden, abseits von den Kameraden, den Blick in die Ferne gerichtet.

Jetzt hatte die Nacht alles verschluckt. Tobias starrte ins Dunkel. Das Glücksgefühl, allein wachen zu können, hatte ihn verlassen. Er sehnte sich nach dem weiten Himmel, der ihm wieder Freund geworden war. Nach langen Jahren hatte er wie ehemals empfunden, daß er Zwiesprache halten konnte mit ihm. Und es war wie früher gewesen, wie in jenen Tagen nach der Schulzeit, als die Arbeit ihn an den Schraubstock gestellt, sein Innerstes aber voll Unrast und voller Drang nach großen Erlebnissen gewesen war. Damals hatte er gelernt, daß der Himmel lebte. Dann aber hatte er ihn vergessen, er wußte selbst nicht wie. In der müden Eile auf dem Wege zur Schicht hatte er nicht aufgeblickt: Die Hast läßt nichts von der Schönheit der Sterne.

Schnell jagten die Wolken über die Buche hin. Er war aufgewühlt. Heute nun hatten sie erfahren, was sie alle schon wußten. Seit Wochen hörten die Dörfer die Ketten der Panzer in ihren Straßen klirren. Niemanden ließen sie schlafen. Tobias konnte das Schreckliche nicht fassen.

Da stand er nun. Und die Erinnerungen schleppten ihn zurück in die Heimat. Das Herz wurde ihm eng wie zu Hause, und auf einmal spürte er wieder die unausgesprochene Klage der Frau.

Es ist an einem der letzten Urlaubstage. Nach langer Zeit hat er sie wiedergesehen. Nun ist es Abend.

Müde vom langen Umherirren kommt er nach Hause. Er tritt schweigend in die Küche und setzt sich auf die Holzkiste, die unter dem Fenster steht.

Sie wird wieder voll Gerümpel sein, denkt er. Sie soll nicht alles dort hineinstopfen. Ordnung muß sein im Haus. Wo soll man sich sonst wohl fühlen?

Er steht aber nicht auf, um nachzusehen. Er hat es über, sich mit ihr zu streiten. Er fühlt sich wie zerschlagen.

Laß uns nur erst zurück sein, verdammt noch mal. Da draußen laufen wir herum, und hier verkommt eins nach dem anderen.

Die Frau nimmt das Essen aus der Sofaecke. Dort ist es warm geblieben, dick in Kissen und eine Decke verpackt. Sie lächelt.

Er achtet nicht darauf, rückt an den Tisch hinüber und beginnt wortlos zu essen. Er will sie nicht sehen, stützt schwer den Arm auf den Tisch, hält den Teller umklammert. Der Ärger läßt keinen anderen Gedanken zu: Sie merkt nichts. Sie tut, als müßte ich nicht bald weg von hier. Die Suppe schmeckt nicht. Wenn das nur alles schon vorbei wäre.

„Warum redest du nicht? Schmeckt dir die Suppe?“

„Doch ja, die Suppe ist gut.“

Er läßt ihre Gedanken nicht zu sich herein.

Laß doch die Fragen. Was ist in dich gefahren, daß du nicht aufhörst zu fragen. Solange ich hier bin, redest du auf mich ein. Ich habe mir den Urlaub redlich verdient. Du vergißt, daß ich wochenlang auf dem Bauch rutschten mußte vor denen. Ich habe den Hals voll, verstehst du, von allem.

Er erhebt sich und tritt ans Fenster. Es fängt schon an, dunkel zu werden. Alle Winkel des schmalen Hofes kennt er. Da hat er jeden Tag gespielt, ehe er zu Wegener in die Lehre kam, da weiß er Bescheid. Er will das nicht mehr sehen. Er will endlich weg von hier.

„Übermorgen muß ich fahren“, sagt er.

Sie wendet sich ruhig vom Schrank um, an dem sie sich zu schaffen macht, streicht sich die Haarsträhne aus dem Gesicht.

„Ja“, sagt sie nur. Es schwingt so viel Trauer und Sorge in diesem Wort, daß er hört, wie sie an ihm hängt. Sie schauen sich an. Tobias blickt gleich fort. Er will die Liebe nicht, die sie ihm anbietet.

Er schließt die Augen und sieht die braunen Balken im Fachwerk vor sich, dazwischen Lehmwände, gelb und hinfällig von der Zeit, abbröckelnder Putz, das flache Teerdach mit der durchlöcherten Rinne. Darüber rote Ziegel; dort, wo der Knick steil nach oben führt, sind sie grün bemoost. Altersschwarze Punkte auf rotem Grund.

„Die Zeit ist zu kurz. Kaum bin ich hier, geht es schon wieder fort.“

Ganz plötzlich durchströmt es ihn: Daß er noch hier ist und daß nicht das halbe Deutschland zwischen ihnen liegt und das ganze Polen, wie schön ist das!

Und es bricht aus ihm heraus: „Ein Dreck ist das alles!“

Er klappt die Läden der Verdunkelung zu und hockt sich zu ihr. Sie hat die Zuglampe heruntergeholt. Der Schirm mit den blauen Holländerfiguren wirft einen runden Lichtkreis auf den Holztisch. Jetzt ist es hell genug, die Strümpfe zu stopfen.

Sie wird bald hier sitzen und Briefe schreiben, denkt er. Wohin werden die Briefe gehen? Sie weiß es nicht. Immer wird es dieselbe Nummer sein.

Und wo bin ich?

Und er sieht, wie er auf diese Briefe warten wird. Er geht auf einer stau-bigen Straße. Alle sind verschwitzt, die Ärmel der Feldblusen sind aufgekrempelt. Er hat den Stahlhelm in der Hand. Und die Briefträgerin von nebenan versucht vergeblich, ihn zu erreichen. Der Schmerz wächst in ihm. Er läßt den Kopf auf die Arme sinken.

„Tobias“, sagt sie und sieht zu ihm hin, traurig, prüfend. Kummer macht ihre Stimme dunkel. Er müßte eigentlich fühlen, daß es nicht recht ist, alle Bitterkeit auf sie zu werfen. Er schaut nicht auf. Susanne streicht mit den Fingerspitzen langsam über sein Haar. Wie gern hat sie es gehabt, als es lang und wellig war. Oft hat er seinen Kopf in ihren Schoß gelegt und in das Grün der Bäume gesehen. Sie wühlte in seinen Locken und zog ihre Finger hindurch. Die Sonne strahlte. Sie waren glücklich.

Jetzt sind die Haare kurz geschnitten, widerspenstig hart sind sie. Das Stopfzeug liegt vergessen auf ihren Knien.

„Tobias“, sagt sie noch einmal. Er aber sieht sie gar nicht, sondern schaut an ihr vorbei auf die Figuren der Lampe, die ehrbar einträchtig daherschreiten in dicken, klobigen Schuhen und pludrigen Hosen, und die Windmühlenflügel drehen sich lustig. Er bleibt stumm.

„Was soll nur werden, wenn wir so auseinander gehen? Wie ist alles anders geworden! Aber kann es nicht gut werden, wenn wir nur wollen?“

Nun sieht er sie an, und erschrocken entdeckt er, wie sie sich verändert hat.

Wo ist das Mädchen, das er liebte? Als er sie kennenlernte, trug sie einen weißen Mantel. Die Kapuze war mit einem Stoff in Schottenmuster gefüttert. Fein war sie und zierlich, beinahe vornehm. Er war sehr einsam gewesen, seit dem Tode der Eltern. Bei ihr konnte er geborgen sein.

Sie sagt es selbst. Alles hat sich gewandelt. Sie war das Licht, das ich in der verlassenen Wohnung angesteckt habe, es glimmt nur noch. Habe ich ihr nicht alles recht gemacht? Habe ich nicht geschuftet für zwei? Ich wollte ihr doch jeden Wunsch erfüllen.

Tobias sagt langsam und bitter: „Susanne, es ist Krieg.“

Sie schweigen beide. Der Wecker auf dem Küchentisch tickt leise. Sie horchen, als sei es wichtig, keines dieser hastigen Geräusche auszulassen, als hinge von ihrer Aufmerksamkeit das Glück ab. Eine strenge Falte gräbt sich zwischen ihre Brauen. Sie sagt: „Das hat doch mit dem Krieg nichts zu tun. Du weißt es so gut wie ich.“

Weiß er es? Was soll er sagen? Er fürchtet sich vor ihrer Frage. Aber kann er denn ausweichen? Warum ist er auch nicht längst hingegangen zur Frau des Freundes, der verhaftet ist? Warum nur nicht?

Sie quält mich. Muß denn über alles gesprochen werden? Es gibt etwas, das muß man mit sich selber abmachen. Früher sprach sie doch nicht über diese Dinge. Vielleicht habe ich sie nicht recht gehütet in unserem Glück. Nichts habe ich gehütet. Die Frau nicht und nicht den Freund. Wann wird das alles nur ein Ende haben?

„Ich bin heute bei Stephans Frau gewesen, bei Margret...“

Unsicherheit läßt seine Stimme schon stocken. Er fühlt, daß sie das gleiche denkt wie er. Das Grau ihrer Augen wird steinern.

Susanne hat Tobias das Schicksal des Freundes gleich am ersten Tage erzählt. Jetzt erinnert ihn ihr Blick daran.

An jenem Abend, als es geschah und Stephan verhaftet wurde, hatte Susanne gerade einen Brief von Tobias erhalten. Froh saß sie am Fenster und überlegte, was sie ihm antworten sollte. Plötzlich hörte sie die Haustür heftig gehen. Margret stürzte ins Zimmer. Die Jacke ihres Kleides hing zerrissen herab, die Haare waren aufgelöst. Verzweifelter Weinen schüttelte sie, sie konnte kaum reden. Die Gestapo hatte Stephan mitgenommen.

Tobias wischt die Gedanken fort. Er will nicht mehr denken. Doch da sagt Susanne schon: „Denkst du noch an eure Feier? Lenin-Liebknacht-Luxemburg? Da hat Stephan ein Gedicht vorgetragen.“

„Sei um Gottes willen still und rede nicht so ein Zeug!“

Tobias fährt hoch und blickt sie gequält an.

„Ich will davon nichts hören. Ich kann mich an nichts erinnern. Ich will mich an nichts erinnern.“

Das bringt er rasch hervor, und dann setzt er müde hinzu: „Versteh mich doch.“

Er will den Kopf wieder auf die Arme legen und nur ihre Nähe spüren wie früher. Aber die Gedanken tragen ihn unaufhaltsam weiter, als sei die Wand zerbrochen, hinter der sie sich stauten.

Und er sah sie wieder vor sich: Wie sie lachend über seine Ungeschicklichkeit vor ihm stand, froh, daß sie der strengen Mutter entwischt war. Der Vater war Kaufmann. Den jungen Arbeiter hätten die Eltern ihr wohl ferngehalten, wenn sie von ihrem Zusammensein gewußt hätten. Sie aber lachte

leicht, wenn sie an den Vater dachte. Lachte sie damals nicht über alles? War sie nicht immer lustig? Über seinen Namen freute sie sich kindisch. „Tobias“, sagte sie oft, „Tobias“, und kicherte, und er wußte nichts zu sagen, steckte die Hände in die Hosentaschen und fing an, von der Feier zu reden, die sie vorbereiteten. Und neugierig war sie. Unbedingt wollte sie alles sehen, was er trieb. Da hatte sie dann an dem Abend mit großen Augen gegessen. Was hatte sie wohl verstanden?

Plötzlich fällt ihm das Gedicht wieder ein, das Lied von der roten Fahne:

*Doch sie erhob sich wieder
Über Vernichtung und Pest . . .*

Susanne war dabeigewesen.

Sie sagt: „Nein, ich kann dich nicht verstehen.“

So bestimmt spricht sie, daß er ihr in die Augen sehen muß. Die Falte zwischen den hellen Brauen verdüstert ihre Stirn. Er kann den Blick nicht von der Falte lösen.

„Du willst dich nicht erinnern? Wie kannst du heute sagen, du wüßtest nichts mehr davon? Warum weichst du mir aus?“

„Du redest von Dingen, die du nicht verstehst.“

„Und du schweigst von den Dingen, die du sehr wohl verstehst.“

Tobias steht auf. Ihre Finger nesteln am Stopfzeug. Ihn schreckt ihre Erregung, ihre Bestimmtheit. Hastig zündet er sich eine Zigarette an. Er raucht nur, wenn er aufgeregt ist. Dann dreht er sich um und starrt auf das Fensterkreuz.

Man müßte es neu streichen, denkt er.

„Du bist wie ein Fremder. Nichts von deinen Gedanken ist auf deinen Lippen. Nichts von deinem Herzen zeigst du deiner Frau. Es ist, als ob du vergessen hättest, wie du früher warst und lebstest. Ich habe aber alles bewahrt. Da ist nichts weggefallen. Dazugelernt habe ich. Du hast doch selbst den Anfang gemacht mit deinen Reden. Glaubst du, die Zeit hat nichts dazugebracht?“

Ihr Klagen, ihr Zorn rinnt an ihm vorbei. Er will nichts an sich heranlassen. Da merkt er auf einmal, daß der Laden geschlossen ist.

„So müssen wir den letzten Abend verbringen.“

Tobias wendet sich um und geht in die Kammer. Er fühlt Susannes Blick in seinem Nacken hängen und schämt sich, daß die Haare so kurz geschnitten sind.

Nun liegt er allein auf seinem Bett. Die Zigarette glüht noch. Die Gedanken wollen sich nicht klären.

Sie will mich nicht verstehen. Ich kann ihr nicht sagen, was sie von mir wissen will. Weiß ich es denn selber?

Tobias saugt vorsichtig an der Zigarette. Es ist nur noch ein kleiner Rest, der ihm den Mund verbrennt. Er kämpft gegen die Flut der Erinnerung an. Er hat Schluß gemacht mit der Vergangenheit. Er hat alles beiseite geworfen und neu angefangen. Lang ist es her. Er will schlafen, er kann es nicht. Die Geräusche von draußen dringen überlaut in das Zimmer. Der Bahnhof ist nicht weit.

Alle Räder müssen rollen für den Sieg, denkt er. Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will. Er lacht ärgerlich und zieht die Decke ans Kinn.

Ich bin selbst wie ein Rad, das dorthin rollt, wohin es geworfen wird, und das niemals zurückkehren kann zu seinem Ausgangspunkt.

*In den Herzen der Brüder
Feuriges Manifest ...*

Das ist auch aus dem Gedicht. Ich habe es nie richtig verstanden. Wie man sich so etwas merken kann. Kommunistisches Manifest. Wohl zehn Jahre sind vergangen. Susanne weiß es noch. Es ist ihr heute lebendiger als damals, als sie uns zum ersten Male hörte, ohne Verständnis, neugierig, Bürgerstochter.

Die Tür knarrt leise. Susanne kommt auf Zehenspitzen herein. Rasch legt sie sich. Sie will ihn nicht wecken. Tobias streckt den Arm aus und zieht sie in sein Bett herüber. Sie gibt nach. Da liegt sie nun an seiner Brust. Er hat den Arm um ihre Schulter gelegt. Mit den Lippen fühlt er ihr Haar. Es ist weich, es riecht frisch gewaschen. Er hat es gern, wenn sie so nah bei ihm liegt. Manchmal versucht er dann im gleichen Rhythmus wie sie zu atmen, doch gibt er es immer wieder bald auf. Heute wagt er es nicht.

Sie haben sie mir genommen, das ist die Erklärung. Sonst müßte sie mich verstehen.

„Denkst du manchmal an ein Kind, wenn ich so weit weg bin?“ fragt er.

„Was soll uns jetzt ein Kind? Im Kriege gebiert man keine Kinder. Weißt du, was kommen wird? Schon wird die Milch knapp.“

Sie sagt das im ruhigen Tone, sie spricht über die Milch. Er spürt, daß sie etwas anderes meint, das die Liebe unter sich begräbt.

Sie liebt mich nicht mehr, muß er denken und zieht sie stärker an sich. Glauben will er es nicht. Er schließt die Augen und küßt sie auf die Stirn.

„Nein, bitte“, sagt sie, „meinst du, ich könnte jetzt vergessen?“

Susanne liegt steif neben ihm. Er spürt sie gar nicht mehr.

Kasernen des Todes – das Gedicht will mir nicht aus dem Kopf. Ich weiß auch noch, wie bitter Stephans Stimme hier klang. Sie haben sie mir genommen. Alles, was ich liebte, habe ich verloren. Das ist der letzte Abend. Der letzte Abend.

Sie liegen und schweigen. Beide atmen schwer.

Dann sagt Susanne: „Einmal müssen wir darüber sprechen. Ich will nicht, daß du fährst, und wir haben kein wahres Wort miteinander gewechselt. Ich bin nicht mehr, wie ich früher war. Du bist es auch nicht. Früher habe ich die Politik gehaßt. Mir schien, sie gehöre nicht zum Leben. Ich weiß nicht, ob ich dir auch heute noch zureden würde, dich herauszuhalten. Ich weiß nicht, ob ich die Politik auch heute noch hasse.“

„Das bist du ja gar nicht, die da spricht. Aus dir reden andere.“

„Margret hat mir sehr geholfen in dieser Zeit“, sagt sie still. Er weiß es. Sie hat es ihm nie gesagt, er will es auch nicht hören, auch jetzt nicht. Langsam löst er seinen Arm von ihrem Nacken, dreht sich auf die Seite.

Wieder schweigen sie. Tobias ist ganz allein.

Tobias sah in die dunkle Ferne. Es war kein Laut zu hören außer dem Rascheln der Blätter. Brannte hinter den verhangenen Barackenfenstern Licht? Er sah es nicht. Langsam ging er um den Baum. Der Sand mahlte unter seinen Füßen. Die Ebene schlief.

Wie kann man schlafen in einer solchen Nacht? Tobias war überwach.

Wir haben sie nicht bewahren können, die glücklichen Tage. Sie gingen uns verloren. So wenig wollten wir. Wir haben uns geliebt damals, als sie mit ihren Fackelmärschen und Heilrufen zeigten, wer der Stärkere in Deutschland war. Wir wollten heiraten. Die Genossen sagten: „Jetzt ist nicht Zeit zum Lieben und zum Zusammenkriechen. Jetzt ist es Zeit zum Haß und zum Aufstehen.“ Aus ihrem Kampf ist nichts geworden, aber aus unserer Liebe viel. Da habe ich mehr gefunden als im Suchen und Kampf zuvor, als in den Versammlungen und Zügen durch die Straßen, die nichts geändert haben. Ruhe vor mir selbst, Heimat um mich herum, Herzlichkeit von Susanne. Nie waren wir so eng zusammen wie in dieser Zeit und konnten sie doch nicht halten.

Mit der Stiefelspitze wühlte er einen der gelben, halbtrockenen Grasbüschel aus dem Boden und schleuderte ihn den Hügel hinab.

Wir nicht und niemand. Auch Margret und Stephan nicht. Er weiß noch, wie sie geheiratet haben, später als er und Susanne. Sie gehörten zueinander, die beiden, der schwächliche Stephan und die dunkelhaarige Margret. Und jetzt? Allein ist Margret . . . Allein ist Susanne . . . Am letzten Tage seines Urlaubs endlich hatte er es nicht mehr aufschieben können, er hatte Margret besucht.

Er geht über den berganlaufenden Hof. Nichts hat sich in dem letzten Jahr verändert. Zwischen groben Kopfsteinen wuchern Moos und Gras. Die großen Fenster der Lagerräume sind eng aneinandergerückt, wenig Platz nur bleibt für die Sträucher, die sich angefinden haben.

Er steigt schnell die Treppe hinauf, die außen am Hause emporführt. Wie eine Hühnerleiter, denkt er. Immer muß er über diese Treppe lachen.

Heute ist er befangen. Er weiß nicht, wie er entschuldigen soll, daß er erst am letzten Tage zu ihr kommt.

Aber sie fragt ihn gar nicht.

„Seit Stephan verhaftet ist, muß ich im Werk arbeiten, damit ich auf keine dummen Gedanken komme. Du siehst, es wird schon gut gesorgt für uns in der Heimat.“

Dabei geht sie in dem kleinen Zimmer mit der schrägen Decke hin und her. Überall liegen ihre Sachen herum, sie hat keine Zeit gehabt, das Zimmer morgens zu säubern.

Alles ist ganz anders, als es Tobias erwartete. Sie ist nicht verzweifelt, sie braucht kein Mitleid. Zuerst glaubt er, daß die hochgekämmten Haare Margret so fremd machen. Aus dem Radio dröhnt Musik, die die Ohren füllt. Tobias fühlt, daß sie nicht in diese Wohnung paßt. Sie macht das Leid, das sie übertönen soll, deutlicher spürbar.

Margret stellt das Radio lauter ein. Tobias versteht das nicht, aber er fragt nicht.

„Was werfen sie Stephan denn vor?“

„Der Anlaß ist doch völlig gleichgültig. Sie sagen, er hätte in der Fabrik gehetzt. Davon kann kein Wort wahr sein. Entweder sie haben ihn auf bloßen Verdacht oder . . .“

Sie bricht ab, als hätte sie schon zuviel gesagt. Endlich setzt sie sich zu ihm und sagt: „Wir wollen eine Tasse Kaffee trinken.“

Tobias dreht das Käppi verlegen in der Hand, ihm ist unbehaglich zumute. Margret stellt Tassen auf den Tisch, schneidet ein Stück Kuchen ab. Am Wochenende gibt es hier Selbstgebackenes.

„Was machst du?“ fragt Margret.

„Ich bin jetzt mit der Ausbildung fertig. Da haben sie uns ganz schön drangenommen. Aber mir machte es Spaß. Das ist doch ein anderes Ding als den ganzen Tag das ewige Stückeinlegen, Maschineanstellen, Stückherausnehmen, bis einem die Finger jucken und man sich herauswünscht aus dem stickigen Schuppen. Man kommt auf andere Gedanken. Morgen muß ich wieder zurück.“

Er bricht unerwartet ab. Er hat gemerkt, wie sie ihn ansieht, so ein wenig von unten herauf.

„Du kamst auf andere Gedanken!“ Und dann schnell: „Warum kommst du dann eigentlich her? Meinst du, daß auch ich dich ablenken werde?“

Da ist es. Davor hat er Angst gehabt. Sie wollen ihn wieder hineinziehen.

„Nein, nein, bemühe dich nicht. Ich will mein eigenes Leben haben. Ich habe für mich zu sorgen und für meine Frau.“

„Um sie brauchst du keine Sorge zu haben. Sie findet den richtigen Weg besser als du.“

Tobias kann nicht mehr zuhören. Ja, so ist es, sie kennen Susanne besser als er. Sie, denkt er. Vor ihm sitzt die Frau des verhafteten Freundes, aber ihm fällt ein: Sie arbeiten auch jetzt weiter.

„Um dich geht es und nicht nur um dich allein. Am letzten Tage deines Urlaubs wagst du dich endlich zu deinen alten Freunden, die ein Teil deines Lebens waren und die dir jetzt Ballast sind und altes Zeug. Wolltest du Trost spenden? Verschone mich mit deinem weichen Herzen.“

Unausgesprochener Zorn hatte sich in den Jahren aufgehäuft. Sie waren ganz auseinandergekommen.

„Ich will dir mal eins sagen – lange konnten wir dir nichts sagen –, wir halten nichts von deinem Trost. Du hast ihn selbst entehrt. Da fürchtest du um dein Leben, das doch allein so unwichtig ist. Wichtig ist aber, daß wir noch mal atmen können, ohne den Rauch vom nächsten Lager atmen zu müssen; daß wir noch mal sehen können, ohne eine Verhaftung zu sehen; daß wir noch mal hören können, ohne das Jammern der Mütter zu hören. Darum geht es.“

Tobias ist aufgestanden. Der Kaffee steht unberührt.

„Und doch geht es um mich allein. Lange genug habe ich für die anderen gelebt. Haben sie mir gedankt? Was ist das für ein Glück, den anderen zu helfen, sich selbst aber nicht? Es ist Krieg. Da muß man seine Haut retten.“

„Du hast schuld, daß es soweit kam. Du hast doppelt schuld, weil du sehend begannst. Jetzt aber bist du so dumpf wie das Vieh. Verrat ist das Schlimmste. Du wirst allein bleiben. Glaube nicht, daß wir deinen Weg gehen. An jenem Abend, an dem Stephan verhaftet wurde, bin ich zu Susanne gelaufen – wir arbeiten ja jetzt zusammen –, wir faßten uns an den Händen. Bei jedem leisen Pochen schrakten wir zusammen. Aber wir würden alles noch einmal tun. Auch sie. Du aber rettetest deine Haut. Ich weiß nicht einmal, ob du sie nicht schon verkauft hast.“

Tobias tritt dicht zu ihr hin.

„Ich verstehe deinen Zorn nicht. Du vergißt, in welcher Zeit wir leben. Ich will nicht daran denken, daß du mich beleidigt hast. Mir ist die Bedrohung an der Front Gefahr genug. Ich brauche sie nicht noch von hinten. Warum auch? Leb wohl.“

Er geht zum Radio und schaltet es aus. Er versteht jetzt, warum sie es so laut gestellt hat. Langsam schließt er die Tür. Durch den Spalt sieht er, wie sie ihm regungslos nachschaut.

Die Schritte hallen dumpf über die Treppe. Das Moos auf den Steinen verschluckt jeden Laut. Dann steht er draußen.

Nach Hause kann er so nicht gehen.

Zwei Stunden läuft er im Wald umher. Nimmt er Abschied vom Wald der Heimat, von den hochragenden Fichten, den langstämmigen Kiefern, von den Bergen, die das Städtchen auf allen Seiten schützen? Vom Ausblick an der alten Burg, der ihm die weit hingestreuten Häuser zeigt, die ausgedehnten Parks? Vom Sonnenuntergang dort oben hinter den beiden Hügeln? Tobias weiß es nicht.

Die Worte Margrets wollen ihm nicht aus dem Sinn. Er ist getroffen und gibt es nicht zu.

Habe ich meine Haut verkauft? Es war nicht recht von ihr, so zu sprechen. Wie das Mißtrauen kränkt. Was hätte ich tun sollen? War es so nicht am vernünftigsten?

In seine Gedanken wächst aus den Sträuchern, die den Weg säumen, das Bild eines höhnenden, schmalen Mundes.

„Ihr seid ein Dreck, das hast du hoffentlich längst eingesehen. Jaja, wir wissen es, du hast dich ganz schön still verhalten. Das ist gut. Kannst noch zu einem guten Volksgenossen werden. Man läßt ja auch seine Frau nicht allein in solchen Zeiten. Du verstehst mich? Wir wollen nur wissen, ob wir mit deiner Hilfe rechnen können.“

Wie war das eigentlich gewesen in jenem Haus in der Kreisstadt, das jeder kannte und von dem alle nur flüsternd sprachen? Wie ist er nur herausgekommen?

Ich bin herausgekommen. Ich konnte wieder frei atmen. Frei? – Es war richtig. Irrsinnig ist, dagegen etwas zu tun. Gefährlich ist es, immer neue hineinzuziehen. Wir haben uns herausgehalten, Susanne und ich. Aber es war auch richtig, daß ich Margret besuchte, selbst wenn die Zeiten schwer sind. Sollen sie ruhig ablehnen, was ich ihnen anbot. Ich werde auch allein weiterkommen.

Sein Mund hat sich fest zusammengezogen. Seine Augen sehen die Schönheit des Abends nicht mehr. Fest tritt er auf und geht der Stadt zu.

Schritte rissen ihn aus der Erinnerung.

„Halt! Stehenbleiben! Parole!“

Der kontrollierende Offizier antwortete. Er kam schnell den kleinen Hügel herauf. Seine silbernen Schulterstücke schimmerten schwach. Er sprach mit müder Stimme.

„Was Verdächtiges bemerkt, Kraeger?“

„Nein, Herr Oberleutnant.“

„Heute ist es besonders wichtig. Melden Sie die kleinste Bewegung. Es ist auch verboten, das Lager zu verlassen.“

„Jawohl, Herr Oberleutnant.“

Der Offizier ging auf die andere Seite des Baumes. Seine Augen, die in dem schwarzen Schatten der Mütze verborgen waren, schauten nach Osten hinüber.

„Eigentlich verdammt friedliche Gegend hier. Na, morgen früh wird es lebendig. Hier oben haben Sie eine gute Übersicht. Ich verlasse mich auf Sie, Kraeger.“

Dann wandte er sich um. Tobias sah, wie die untersetzte Gestalt des Offiziers langsam in der Dunkelheit verschwand. Er war wieder allein.

Er schaute zum Himmel. Immer noch zogen die Wolken. Leise bewegten sich die Blätter der Buche. Über dem lauten Mißklang in seinem Innern hatte er die Stille der Nacht vergessen. Die Worte des Leutnants ließen ihn wieder merken, wie ruhig die Ebene lag, wartend auf die Reife des Korns. Er stand unter dem ausladenden Baum. Was sollte er bewachen?

Verdammt friedlich, dachte er. Bald wird die Gegend nicht mehr friedlich, verdammt wird sie sein. Wie wird es morgen aussehen?

Tobias war zum erstenmal dabei. Lange Zeit hatte die Fabrik den erfahrenen Dreher zurückgehalten. Seine Einberufung hatte ihn überrascht. Der Krieg hatte ausgesehen, als wollte er sich in den eroberten Ländern zur Ruhe legen. Tobias war auch froh darüber gewesen. Als er den Schein mit dem Befehl in der Hand gehalten hatte, wußte er, daß noch nichts zu Ende war. Heute wurde ihm klar, daß es noch sehr lange dauern mußte. Wie wird es morgen sein?

Und er sah rauchende Trümmer, zerstörte Häuser, umherirrende Menschen; er sah die Panzer nach vorn stürmen, die Soldaten in langen Kolonnen hinterherfahren. Bei all dem hörte er die volle, triumphierend starke Stimme des Sprechers der Wochenschau, der in das Knattern der Maschinengewehre hineinsprach und alles kommentierte.

Er hatte sich heraushalten wollen. Was ist nun daraus geworden? Jetzt stehe ich hier und bewache den Krieg, und es hat nichts genützt, daß ich mich angestrengt habe.

Der zynische Mund hat uns das Glück nicht gegönnt, diese nichtsverrattenden Augen, die brutalen Hände, die mit dem Lineal spielten, als sei es eine Peitsche. Er dachte wieder an den Unbekannten im Quartier der Gestapo in der Kreisstadt. Sie hatten ihn vorgeladen, als sie hofften, von ihm etwas zu erfahren. Sie wußten gut Bescheid über ihn und seine Freunde.

Was habe ich ihnen schon gesagt? Es war ja nur wenig, Unwichtiges. Das wußten sie doch alles. Sie wußten ja auch alles von mir. Was sollte ich mich störrisch stellen? Sie hätten es doch herausgebracht, auch ohne mich. Es hat nichts genützt, daß ich mich von den Freunden trennte, nichts hat es geholfen, daß wir uns liebten. Die Sicherheit ist hinüber. Die Liebe ist nicht mehr. Wer hat schuld daran?

„Du hast doppelt schuld, weil du schend begannst. Weiß ich denn, ob du deine Haut nicht schon verkauft hast?“

Die Stimme Margrets war so deutlich, als ob sie über ihm stände. Er schaute in den Baum. Nur die starken Äste waren da.

Habe ich mich verkauft? Wofür?

Da schien ihm, als sähen aufgerissene, entsetzte Augen ihn an aus den schwarzen Blättern.

Hast du keine Schuld? fragten sie, und da tauchte das furchtbare Geschehen ungerufen aus dem Dunkel der Nacht.

Die Kompanie steht auf dem schmalen Dorfplatz. In friedlichen Zeiten mochten hier die Spielleute dem lustigen Tanz der Jugend aufgespielt haben. Nichts davon ist zurückgeblieben. Hinter der weißgekalkten Mauer des Totenackers bewacht die niedrige Kirche die flachen Hügel der Gräber. Es sind nicht viele. Das Dorf ist klein. Zwei, vielleicht drei Gruben hat der Totengräber auszugraben im Jahr, nicht mehr. Das goldene Kreuz der Kirche verkündet Trauer; die Einwohner, die zusammengetrieben auf der kleineren Seite des Platzes warten, erinnern sich nicht daran, daß früher hier getanzt worden ist.

Am Morgen hatte Tobias Wache vor der Kommandantur gehabt. Da hatte er die Männer gesehen, die aus dem Stab zu ihnen gekommen waren. Er hatte erwartungsvoll in ihre Gesichter geschaut. Aber nichts anderes war in ihren Augen zu lesen gewesen als kalte Undurchsichtigkeit.

„Was wollen Sie? Ist hier der Richtige zu strafen? Kommt es überhaupt darauf an, den richtigen herauszufinden? Wichtig ist doch nur, daß wir strafen. Hart, pünktlich, zupackend . . .“

Weiter hatte er nichts verstehen können, er hatte auf die zugeschlagene Tür gestarrt. Ihr Mund hatte gesprochen wie ihre Augen.

Hat er noch nicht genug gelernt, seit er hier ist? Hofft er immer noch? Jetzt aber weiß er, wie das Urteil lauten wird.

Der Sachverhalt ist einfach. Vorgestern, gegen Morgengrauen war die Patrouille auf zwei verdächtige Gestalten gestoßen. Statt der Papiere hatten die beiden ihre Pistolen hervorgeholt und sofort geschossen. Die Soldaten wurden verletzt, der eine starb am gleichen Tage. Die Unbekannten waren in einen Hof verschwunden. Soweit konnte man den Vorfall aus den Aussagen des Überlebenden entnehmen. Einwohner hatten nichts beobachtet. Keiner stellte sich zur Vernehmung. Eine Streife im Dorf blieb ohne Ergebnis: Die beiden Polen blieben unauffindbar. Der einzige Anhaltspunkt war der Hof, in den sie sich zurückgezogen hatten. Die alten Leute, die ihn bewohnten, wurden verhaftet. Der von den Deutschen eingesetzte Bürgermeister erklärte, die beiden seien verdächtig. Ihre Söhne seien begeistert und

freiwillig gegen die Deutschen in den Krieg gezogen. Eigentlich hätten sie schon immer mit den Roten sympathisiert, die in den letzten Jahren auch in ihrem Dorf agitiert hätten. Arme Schlucker seien sie gewesen, aber statt ihren Pflichten nachzugehen, hätten sie das Maul aufgesperrt und sogar am Herren sich gerieben. Das genügte, um die beiden Alten schwer zu belasten.

Tobias steht dem Menschenhaufen auf dem Dorfplatz gerade gegenüber. Die Kompanie ist aufgeteilt. Er hat die Einwohner zu bewachen.

„Wenn sich jemand rührt, wird sofort geschossen.“

„... wird sofort geschossen.“

Dumpf lastet das Schweigen.

Was mag hinter ihren Stirnen vorgehen? Was werden sie von dem denken, der vor ihnen steht, den schußbereiten Karabiner unter dem Arm?

Sein Blick geht über die Gestalten hin. Ganz Junge und ganz Alte sieht er da stehen. Wenige Männer.

Die da mag so alt sein wie Susanne, schießt es ihm durch den Kopf. Wenn Susanne da stünde? Unsinn – wie könnte das sein? Hier sind wir weit von Deutschland. Dort ist es anders.

Dabei weiß er, daß nichts anders ist.

In den Augen der Frau sitzt die Angst. Die braunen Haare sind hinten in einem Knoten zusammengefaßt, und das gibt dem Gesicht einen strengen Zug. Die schmalen Lippen zucken.

Die Lippen Susannes haben auch so gezuckt, als ich von ihr ging. Sie hat viel Ähnlichkeit mit der Susanne aus dem Urlaub.

Das Getön der Kirchenglocke schneidet seine Gedanken ab. Wimmernd tut die alte Kirche kund, daß sie noch Leben birgt, Geburt und Tod mit ihrem Geläut zu begleiten. Die Blicke der Menschen hängen an dem Turm, ungläubig, daß so etwas geschieht. In ihrer Not glimmt ein Gedanke auf: Einer ist, der sagen will, daß Gott lebt. Um den Mund der Frau spielt ein Lächeln. Jetzt sieht sie anders aus als vorher, ein wenig Licht ist in ihr Gesicht gekommen und steht nun fest über dem ernsten Mund, der noch blässer geworden ist.

Das Läuten dauert nur kurze Zeit. Sie ziehen einen Mann aus der Kirche. An beiden Armen haben sie ihn gepackt und schleifen ihn fort. Er wehrt sich nicht. Der Küster kann es nicht sein, längst hat das Getümmel des Krieges ihn aufgesogen. Der Priester hat am Hanfseil gezerzt. Das geistliche Gewand, das er angelegt hat, hilft ihm nicht und nicht das Kreuz, das er in der Hand hält.

Vor den Männern des Gerichts steht einer mehr.

Die Verhandlung ist bald beendet. Sie ist eigentlich unnötig. Es steht fest, welche Entscheidung fällt.

Hat nun die Glocke den Tod verkündet? Hat sich der Priester ins Grab geläutet? Aus den Augen der Frau brennt der Trotz.

Tobias hört hinter sich ein scharfes Kommando. Er weiß, was dort beginnt. Er will nicht hinschauen. Er hat den Befehl, die Leute im Dorf zu bewachen, er braucht nicht hinzusehen. Langsam schiebt er sich herum, so daß er die Polen im Gesicht behält und doch beobachten kann, was geschieht.

Die drei werden jetzt an die Mauer geführt, die den Platz begrenzt. Ihre Arme sind fest aneinandergeschnürt. Die beiden alten Leute haben den Kopf sinken lassen. Sie verstehen nicht, was die Deutschen von ihnen wollen. Tobias spürt an ihren hängenden Schultern die Todesfurcht. Allein der Priester geht aufrecht. Er sieht auf das Kreuz der Kirche. Seine Lippen bewegen sich. Er wird beten, denkt Tobias.

Er hat gebetet, nicht gebeten.

Nun stehen sie an der weißen Wand, dunkle Flecke auf der hellen, sauberen Mauer des Friedhofs.

Tobias hat sich gefürchtet, an dieses Ende zu denken. Es ist ihm klar geworden: Sie müssen sterben. Aber er hat sich das Bild verweigert, wie sie an der Mauer lehnen würden, gebunden, das Exekutionskommando vor ihnen, und er, Tobias, sähe zu. Das Geschehen nimmt ihm den Gedanken ab.

Das Kommando tritt vor. Die Menge rückt eng aneinander; die Soldaten, die neben Tobias stehen, fassen die Gewehre fester und lassen die Menschen nicht aus den Augen. Tobias aber kann den Blick nicht von der Kirchhofsmauer wenden.

Die scharfe Stimme bellt noch einmal über den Platz. Schüsse antworten darauf. Schweigen breitet sich gleich wieder aus. Einen kleinen Augenblick lang halten die drei sich noch aufrecht, dann sieht Tobias, wie sie zusammenbrechen, fast gleichzeitig.

Ein Stöhnen geht durch die Menschen. Und plötzlich ein Schrei. So laut und heftig ist er ausgestoßen, so still ist es nach dem Krachen der Schüsse, daß er über den Platz hinschrillt bis zu den Toten.

Tobias weiß sofort, wer geschrien hat. Wieder hat sich das Gesicht der Frau verwandelt. Es ist nichts mehr darin vom Leuchten der Zuversicht und des Stolzes. Wild schaut sie um sich. Mit beiden Händen greift sie in ihr Haar, der Mund ist zu einem Strich geworden. Ihre gewölbten Backenknochen treten noch stärker hervor. Sie schüttelt die Arme über dem Kopf und schreit. Ihre Stimme klingt geborsten vor Leid und Wut. Die Menschen haben ein wenig Raum gemacht um sie. Angsterfüllt starren sie sie an.

„Was steht ihr da und gafft?“ fährt die helle Stimme von vorhin dazwischen. Links von Tobias lösen sich zwei Soldaten aus der Reihe, packen die Frau, schleppen sie davon.

Tobias steht wie gelähmt. Er hat verstanden, warum das Licht sie verschönt hatte in Zuversicht; er hat begriffen, was sie schrie, in Wut und Haß.

Susanne, Susanne. Jetzt schleppen sie Susanne fort. Konnte sie denn nicht schweigen?

Kommandos ertönen. Die Menge wird vom Platz getrieben. Sie laufen schweigend den Kolbenstößen davon. Langsam geht Tobias hinterher.

Die Furcht der Menschen ist in seine Glieder gefahren, ihr Leid hat sich in seinem Körper festgesetzt.

Da bin ich nun dabei. Ich hätte auch bei denen sein können, die geschossen haben. Macht es etwas aus, bei denen zu sein, die schießen, oder bei denen, die bewachen?

Es muß etwas ausmachen.

Ich hätte in die Luft geschossen. Was haben sie denn getan?

Jedem im Dorf hätte es geschehen können, daß die beiden ihnen durchs Gehört liefen. Sie waren ganz unschuldig.

Was denke ich denn? Es ist doch gleichgültig, wer hier schuldig ist, ob überhaupt ein Schuldig zu sprechen war. Es kam aufs Strafen an. Es sollte Angst verbreitet werden.

Ich habe Angst verbreitet.

Die Kompanie ist zum Abmarsch angetreten. Eingekeilt in die Dreierreihe, denkt Tobias weiter.

Aber der Priester hat sich nicht schrecken lassen. Er ging hin und läutete die Glocken für die, die unehrenhaft sterben sollten. Mußte er nicht wissen, daß der Tod ihm sicher war? Und diese Frau, wußte sie nicht, daß es nichts nützt, sich gegen sie zu stellen? Es ist nicht gut, im Krieg die Gefahr auf sich zu lenken. Als man sie davonzog, stand ich dabei.

Vor sich sieht Tobias den Stahlhelm seines Vordermannes. Das Gewehr schwankt bei jedem Schritt leicht im Kreis.

Vielleicht hat er geschossen? Ich aber bin elend eingeordnet hinter ihm.

Er hielt sich von allen fern. Er fühlte, daß er anders ist als die Kameraden. Jetzt haßt er sie.

Sie gehen an der Mauer vorüber. Die Leichen liegen noch dort. Man hat sie nicht zugedeckt. An der weißen Wand sind drei Blutflecke. Rot stechen sie aus dem prangenden Weiß hervor, als habe die Mauer selbst sie vergossen.

Der Baum rauschte stärker. Die Augen der Frau, die alles heraufbeschworen hatten, verschwanden. Die Blätter rieben sich aneinander, als fröstelte es sie. Endlich riß die Wolkendecke ein wenig auf. Hin und wieder blinkte ein Stern herunter. Da wußte Tobias, was er von den Sternen wollte. Antwort und Klarheit hatte er gefunden.

„Nein“, sagte er, „ich will nicht mehr. Es ist genug.“

Wie war es doch am Abend gewesen? Sie standen im offenen Karree. Der Major hatte mit erregter Stimme die Befehle für den nächsten Tag bekanntgegeben. Er sprach von Verhandlungen mit der russischen Regierung, vom Durchzug bis zum Kaukasus. Jeder hatte ihn verstanden. Seit Monaten waren die Truppen konzentriert. Aber Tobias hatte nicht glauben wollen, daß es bis zum Äußersten kommen würde. Nun war es soweit. Heute stand er zum letzten Male unter der Buche. Zum letzten Male legte er seine Hand an die glatte Rinde des Baums, die sich wunderbar kühl anfaßte. Heimatlich berührte sie ihn.

Und er sagte wie zu dem Baum: „Nicht mehr.“

Aus der Not seines Gefühls war sichere Gewißheit geworden, vor der er nicht mehr die Augen schloß.

Alles ist dahingegangen. Wie klein schien mir der erste Schritt, damals, als ich zu den Genossen sagte: „Nein, heute nicht.“ Und Schritt für Schritt und jeder brachte mich weiter fort von den Freunden, und mit ihnen habe ich Susanne verlassen. Nie habe ich sie verstehen wollen. Konnte sie lieben, was sie nicht achten konnte? Viel früher hätte ich es begreifen müssen. Heraushalten wollte ich mich – mitgemacht habe ich. Und Susanne ist an die Stelle gerückt, die ich verlassen habe.

Trauer machte seinen Atem schwer. Er hatte Mitleid mit sich selbst. Die treibenden Wolken brachten einen leisen Wind mit sich. Tobias hatte den Kopf an den Stamm gelehnt.

Nichts kann mehr helfen.

Er wußte nicht, woher ihm wieder das Gedicht kam. Die rote Fahne erhob sich wieder in den Herzen der Brüder? In sein Grübeln bohrte sich die Frage: Nichts kann getan werden? Vielleicht doch? Und nun gerade?

Plötzlich war die Hoffnung da, groß und ungeheuerlich.

Ich habe mein Leben zerstört, ich muß anfangen, es wieder aufzurichten. Der Gedanke setzte sich fest. Nun dachte er nicht mehr an die Vergangenheit.

Wenn überhaupt etwas Sinn haben sollte, mußte es gleich geschehen. In einer Stunde war die Wache zu Ende. In drei Stunden mußten sie marschieren. Was sollte er tun?

Er wußte, es waren mindestens zwei Kilometer bis zur Grenze, wahrscheinlich mehr. Es war dunkel, er mußte vorsichtig sein, das bedeutete mindestens eine Stunde.

Weg mit den Zweifeln! Jetzt können sie nur abhalten, das Richtige zu tun. War es das Richtige?

Wichtig war seine Flucht für ihn, wichtig war sie für die da drüben über dem Fluß.

Langsam löste er sich von dem Baum, bedauernd fast, den schönen Platz aufgeben zu müssen. Er schritt den Hügel hinunter. Auf dem Wege konnte er nicht bleiben. Der Feldweg, der links einbog, war sicherer. In großen Abständen kauerten niedrige Hecken an der Böschung. Die Büsche waren schwarze Flecke in der Nacht. Er rannte, so leise er konnte, in den Schatten des ersten Busches und warf sich aufatmend dahinter. Hier hatte er eine Weile Ruhe.

Es war befohlen worden, nicht unnötig, nur im höchsten Notfall zu schießen. Die Grenze sollte in dieser Nacht ruhig bleiben.

Das kann vielleicht ein Glück sein, dachte er. Es kommt alles auf ein Glück an. Vor Ablauf einer Stunde kann eigentlich niemand bemerken, daß da ein Posten fehlt. Überall hatten sie Doppelwachen aufgestellt. Die Buche war mit einem Mann besetzt worden, weil sie außerhalb der Postenkette lag. Es sollte an alles gedacht werden.

Sie haben falsch gerechnet. Oder doch nicht. Sie hätten einen anderen nehmen müssen, einen, den das alles nicht so plagt. Der wäre dann morgen früh noch dagestanden und hätte gemeldet: „Nichts Besonderes bemerkt, Herr Oberleutnant.“ Ich hätte es melden müssen, daß der Soldat an der Buche verschwunden sei. Ich war für solche Besonderheiten dorthingestellt. Nun kann ich es nicht. „Unerhörte Schweinerei! Noch nicht dagewesen in der Kompanie!“ Das Gesicht des Oberleutnants wird sich verziehen, aber dann bin ich schon auf der anderen Seite. Warum das nur so lange dauern mußte, bis ich dahinterkam? Sie sind ja so stark, fast hätten sie mich für immer in Angst gehalten.

Er erhob sich wieder. Mit schnellen Schritten eilte er der Grenze zu. Eine Zeitlang konnte er noch die Buche sehen, dann war er ganz allein. Der Weg war schlecht. Die kleinen Pferdewagen hatten eine tiefe Rinne hineingemahlen. Er lief mit einem Bein in der Furche, wie sie es früher gemacht hatten, wenn sie fröhlich waren: einen Schritt auf der Straße, den anderen auf dem Bordstein. Er schleppte noch immer das Gewehr mit sich herum. Plötzlich merkte er es.

Was soll es mir? Wenn sie mich erwischen, kann ich doch nur versuchen davonzukommen, und drüben stört es noch mehr. Fort mit dem Ding, ich habe es lange genug getragen.

Er hörte, wie es das Korn knickte, dann war alles wieder still. Damit wird keiner mehr schießen, dachte er. Mutwilliges Beschädigen von Heeres-eigentum wird bestraft, aber wie ist es, wenn ein ganzer Soldat verschwindet?

Er lächelte und lief weiter. Jetzt fing er an zu überlegen, ob er es schaffen würde. Nur hinter dem Hügel und in den Wäldchen wimmelte es von Fahrzeugen und Soldaten. Hier im flachen Gelände war es noch menschenleer.

Aber er wußte, daß sie in wenigen Stunden Panzer und Pontons vorziehen würden.

Sicher werden sie die Artillerie einsetzen. Wenn ich nicht rechtzeitig drüben bin, gerate ich mitten in den Beschuß hinein. Wie wird es am Fluß aussehen? Die Posten werden dicht genug stehen, um niemanden durchzulassen. Er hatte selbst hier Dienst gehabt. Er wußte, wo die Wachen waren.

Jetzt stellte er sich nicht mehr hinter die Büsche, er wußte sich durch die Dunkelheit geschützt. Da war der Bach, der nicht weit entfernt in den Fluß einmündete. Ein paar Bretter waren darübergelegt. Die Wagen waren leicht, die hier fahren.

Es begann gefährlich zu werden. Hinter dem Bach gingen die Patrouillen in kurzen Abständen. Er legte sich auf den Boden und kroch bis zum nächsten Strauch. Das Korn neigte sich über ihn. Den Kopf wollte er nicht heben, man hätte den Stahlhelm sehen können. Er spuckte in die Hände und rieb sich das Gesicht ein, dann schmierte er eine Handvoll Erde darauf. So konnte ihn der helle Schein der Haut nicht verraten.

Plötzlich ließ er sich zusammensinken. Stimmen näherten sich.

„Ist ja Quatsch, hier auf den Wegen herumzulaufen. Meinst du, wenn hier einer kriecht, der bleibt auf dem Weg?“

„Du redest nur immer. Ewig hast du zu mäkeln, aber denken kannst du nicht. Willst du vielleicht durch das Korn stapfen? Na siehst du, verbrennst dir den Mund mit deinen Fragen.“

„Also los, gehen wir bis zum Bach vor.“

Tobias erhob sich vorsichtig, die beiden waren nicht mehr zu sehen. Er konnte weiter.

Da hörte er im gleichen Augenblick: „Halt! Stehenbleiben!“

Er konnte nicht begreifen, wie das geschehen konnte. Die Gedanken wirbelten. Zu spät begonnen, zu früh geendet war sein Versuch. Der Grenzfluß war sicherlich noch hundert Meter weit. In der Dunkelheit konnte er ihn nicht sehen. Dort standen dann am Ausgang des Weges noch einmal zwei.

Tobias schaute nicht zurück. Er rannte, so schnell er konnte, der Grenze zu. Hinter sich hörte er das Keuchen der beiden Streifenposten. Er warf ihnen seine Jacke vor die Füße und den Helm. Da war der Fluß! Niemand hielt ihn auf. Er sprang hinein. Der Grund versetzte ihm einen festen Schlag gegen das Brustbein. Er tauchte lange. Gegen die Mitte zu gewann das Wasser an Tiefe.

Der Fluß sieht gar nicht wie eine Grenze aus, dachte Tobias. Er ist nicht groß. Die Grenze ist ja auch erst kurze Zeit hier. Wäre ich nur schon drüben.

Jetzt erkannte er undeutlich die hohen Beobachtungsstände, die auf der anderen Seite errichtet waren.

Hinter ihm knallte es.

Sie schießen doch noch. Warum nur stand keiner am Ufer? Er wußte es nicht.

Als es ihn traf, war er beinahe drüben. Der Schlag war in den Rücken gegangen. Ein heftiger Schmerz riß ihn unter Wasser, hastig schlug er um sich.

Susanne, dachte er, für dich nur hab ich es getan. Ich hab dich doch so lieb und werd dich niemals wiedersehen. Siehst du, nun ist es kein schönes Wort gewesen: Ich bin dir lieb bis in den Tod.

Er merkte nicht, wie die flachen Wellen ihn flußabwärts trieben.

Ach, Susanne, wie habe ich dir Unrecht getan. Kannst du das alles vergessen? Ja? Spürst du das Schaukeln? Ist das der Tod? Ist der Tod ein Schaukeln? Aber dann brauche ich ja nicht mehr mitzuziehen gegen das Land, das mir früher Vorbild war und nun wieder lieb ist, weil du bei mir bist. Freust du dich? Kein Kriegsgericht wird mich wieder auf die Beine bringen. Was für ein Schabernack!

Tobias Kraeger öffnete die Augen. Über sich sah er noch einmal den Himmel, und von den starren Lippen kam: „Sterne...“ Er wollte so gern noch mehr sagen. Er wollte den Sternen erklären, warum er so spät erst gegangen war. Aber es war sein letztes Wort, und der Fluß trug ihn davon.

BERNHARD SIEHT DAS MEER

In Postumia ahnte man nur die Nähe des Meeres; wenn an stürmischen Tagen der Schirokko wehte oder bei Tageserwachen eine schüchterne Brise über die westlichen Hügelketten strich, glaubte Bernhard den etwas sonderbaren Geruch, den das Meerwasser bisweilen in Küstennähe annimmt, zu verspüren.

In ungeduldiger Erwartung hatte Bernhard die Verlegung von Belluno nach Görz erlebt. Den Aufenthalt in der Isonzostadt betrachtete er als letzte Station auf dem Wege zum Meere. Aber eines Tages wurde seine Batterie ins Landinnere befohlen und mußte einige Stützpunkte an den großen Überlandstraßen besetzen. Dicke Rollen Stacheldraht und Sandsackmauern verwandelten einstige, aus roten Ziegeln errichtete Casa Cantonieras und einsame Einkehrhöfe in Festungen. Die Front verlief knapp hinter den weißen Tafeln mit der warnenden Aufschrift: „Achtung, Banditengebiet“. Aber das Meer lebte in Bernhards Vorstellung weiter: eine leuchtendblaue Fläche, von den silbrigen Fäden der Wellenkämme durchzogen, in ewiger Bewegung, mit einsamen verwehten Rauchfahnen in der Ferne.

Manchmal hielten mit laufendem Motor staubbedeckte Fahrzeuge vor dem einstigen Gasthof an der Laibacher Straße. Der Ustascha-Wachtmeister hörte sich die Fahrer an, gab seine Befehle, der Leutnant nickte dazu, und Bernhard und seine Kameraden verteilten sich auf die Wagen. Beim nächsten, etwa zwölf Kilometer entfernten Stützpunkt übernahm eine andere Begleitgruppe den Transport. Nachts ruhte jeglicher Verkehr, die paar deutschen Soldaten konnten schlafen. Das Wachestehen besorgten die kroatischen Ustascha-Leute.

Tagsüber saß Bernhard meist mit einem Buche hinter den ehemaligen Stallungen. Eidechsen kletterten die rissige Umfassungsmauer hinauf und sonnten sich oben zwischen eingemauerten Glasscherben. In der Mittagshitze aber, wenn der Himmel eine weißlichgraue Färbung annahm, wuchs Bernhards Sehnsucht nach dem Meer. Das Meer, das irgendwo hinter den waldigen Bergen Postumias lag...

Von seinem Wunsch sprach er einmal mit seinem Kameraden Karl.

„Das ist doch einfach, Mensch“, meinte dieser, „steig auf den Berg da

drüben. Von dort siehst du die Pfütze.“ Karl zeigte auf die nackte Hochfläche des Bergrückens, der sich im Nordosten breit über das Adelsberger Grottengebiet hinstreckte. „Aber was hast du schon davon, wenn du's siehst und nicht hinkannst“, setzte er hinzu.

Was ich davon habe? Ich sehe es doch, dachte Bernhard und schwieg.

Dann kam eine Nacht: Ustascha-Leute, die, aufgeregt rufend, im Hofe durcheinanderliefen, weckten die deutschen Soldaten. Und Bernhard sah vom Fenster die Feuer auf den umliegenden Höhen. Ruhig stiegen die Flammen gegen den schwarzen, samtfarbenen Himmel. Die Ränder der Feuerstätten hinterließen eine dunkelrote Spur, und deutlich hoben sich auf dem finsternen Hintergrund der Bergwiesen die Umrisse leuchtender fünfzackiger Sterne ab. In der stillen Nacht hörte man die Stimme des Leutnants, der von der Kanzlei mit seiner vorgesetzten Dienststelle in Postumia telefonierte. Bernhard tastete sich über Rucksäcke, Hocker und Schüsseln ins Stroh zurück und hörte den Kameraden zu.

„Was ist das schon“, prahlte Karl, „in Görz hatten wir erst Alarm, wenn die Feuer mal nicht brannten.“

„Warum sollen die Kroaten im Hofe nicht wild werden“, warf Bergholt ein. „Draußen die sind doch ihre Landsleute.“

Landsleute oder nicht, dachte Bernhard, schließlich haben auch wir keine Ruhe, verdammt noch mal. Auch der Obergefreite störte ihn, der eifrig gegen Bergholt loszog:

„Landsleute, Landsleute... Vergeßt nicht, Kameraden, daß sich bei diesem Gesindel auch deutsche Meuterer herumtreiben.“

Bernhard dachte an einen Zwischenfall, der mehrere Tage zurücklag. Eine motorisierte Pionierabteilung war auf der Fahrt von Laibach nach Triest ein paar Kilometer östlich des Stützpunktes überfallen worden. Bernhard stand vor dem Tor, als die Wagenkolonne eintraf. Die Scheiben der letzten LKWs waren zersplittert, wie tiefe Schürfer zogen sich die Kugeleinschläge schräg über die Seitenwände. Die Plache des einen Wagens hing zerrissen herab und schleifte nach. Einige Soldaten waren verwundet.

„Hinter Planina halten uns ein paar Landser an, wir bleiben stehen, und da schießen die Hunde plötzlich“, berichtete ein Feldwebel dem Leutnant.

„s waren Steirer, ich hörte, wie sie riefen“, erzählte ein müde aussehender Soldat, dessen weißer Armverband an mehreren Stellen durchblutet war. Böse musterte er das Edelweiß auf Bernhards Mütze.

„Die SS jagt sie aus Kärnten raus, und wir haben das Gesindel am Halse“, schimpfte ein anderer.

Der Gefreite hat schon recht, überlegte Bernhard, es sind auch unsere Feinde, und wenn es zehnmal Landsleute sind. Eine widerliche Sache! Wenn schon Krieg ist, dann möchte ich als Soldat an der Front sein, aber

nicht Polizist spielen. Warum hat man mich gerade hierher gesteckt? Die andern liegen am Meer, dürfen sich sonnen und baden...

Langsam verebbte draußen im Hof der Lärm. Die Feuer auf den Bergen aber brannten weiter.

Der folgende Tag verlief ruhig, ein sonniger, heißer Tag. In der Nacht jedoch gab es Alarm.

An der Triester Straße jenseits der Stadt stiegen gelbe Leuchtkugeln hoch, barsten mit leisem Zischen am schwarzen Himmel. Unten in der Stadt wurden Motoren angelassen. Plötzlich lohte unweit der Stelle, wo noch immer die Leuchtkugeln hochstiegen, eine Feuersäule auf. Die Flamme war schon in sich zusammengefallen und schwelte dicht über dem Boden mit bläulichem Licht weiter, als das schmetternde Krachen erst den Stützpunkt erreichte.

„Die Brücke! Verdammt, dann gibt es morgen wieder keine Post!“ Karl schimpfte weiter, aber seine Worte gingen in dem Lärm unter, der drüben losbrach. Trocken bellten die Maschinenpistolen, wie fallende Hammerschläge klang das Bersten der Handgranaten. Die Bewegung der blitzenden Mündungsfeuer zeigte, daß sich der Kampf gegen den Wald hinzog...

Am Morgen fuhr eine lange Kette grauer Fahrzeuge am Stützpunkt vorbei. Die letzten lösten sich aus der Reihe, stoppten, die Plachen wurden geöffnet, und schwerbewaffnete Männer sprangen herab, streckten sich, zündeten Zigaretten an. Es waren gutgenährte junge Burschen mit frech nach hinten geschobenen Stahlhelmen und aufgekremelten Rockärmeln.

„SS-Division Prinz Eugen“, murmelte Bergholt. „Die werden uns Ruhe verschaffen.“

Wäre nicht der übereifrige Gefreite gewesen, die SS-Männer hätten die paar Gebirgsjäger übersehen. So aber kam es, daß Bernhard und seine Kameraden ein paar Stunden später mit einem Unterscharführer irgendwo im Walde am Rande einer kleinen Schlucht lagen und sich die Zeit damit vertrieben, Tannenzapfen in das Wasser des Grabens zu werfen. In der Waldestiefe vor ihnen peitschten entfernte Schüsse, leichter Rauch hing über den Bäumen. Nachmittag, als sich der Lärm längst verzogen hatte, gingen sie auf Befehl des Unterscharführers in breiter Linie vor. Bernhard geriet an den äußersten rechten Flügel; verstreute, riesige Felsblöcke zwangen zu häufigen Umgehungen, tückisches Gestrüpp verlegte den Weg. Das Knacken der trockenen Äste, das Bernhard die Nähe seines Nebenmannes verriet, verstummte. Nach ein paar hundert Schritten stieß Bernhard müde und zerschunden endlich auf einen breiten Weg. Er überlegte: Rechts führte der sandige Pfad nach Norden, also mußte er nach links. So konnte er die Kameraden finden; wenn nicht – irgendwie würde er schon aus dem gewünschten Wald herauskommen. Bernhard sog die Luft ein. Der Brand-

geruch, den sie schon an der Schlucht wahrgenommen hatten, wurde stärker. In der Nähe mußte es gebrannt haben. Unerwartet wich der Wald zurück, und bald stand Bernhard am Rande einer Wiese. Im Weggraben lag ein umgefallener Holzstoß, und Bernhard erkannte die Lichtung wieder. Vor ein paar Tagen waren sie bei einem ausgedehnten Streifzug hierhin verschlagen worden. Er atmete erleichtert auf: Gleich hinter den Bäumen vor ihm ist das Gehöft mit dem Brunnen...

Hier war die Brandstätte. Halbverkohlte Sparren ragten vom Dach herunter, hatten beim Niederfallen die Brunnenmauer zerstört. Versengte Weinranken hingen noch an der gesprungenen Hauswand, und aus geschwärzten Fensterlöchern rieselte graue Asche.

Schauernd wandte sich Bernhard ab. Dann erschrak er. Jemand tappte im Garten herum. Bernhard ließ die Waffe sinken, denn der kleine, vielleicht achtjährige Junge, der um die Hausecke bog, war allein. Sein schmutziges, zerrissenes Hemd reichte bis zum Boden. Traurig hingen die langen Ärmel herab.

„He?“ Zaghaft rief das Kind.

„Ja.“

Den struppigen Kopf lauschend zur Seite gestreckt, stolperte der Junge auf Bernhard zu. Plötzlich stockte er. Fiel ihm erst jetzt das Ja der fremden Sprache auf? Mißtrauisch horchte er, dann verschwand der zögernde Ausdruck in dem verschmierten Kindergesicht.

„Ach... du Sepp?“

Bernhard fand keine Zeit zum Wundern, daß der Junge deutsch sprach. Das Kind ging auf ihn zu, verfehlte ihn, und Bernhard begriff: Es ist blind!

„Da.“

Der Junge streckte dem Soldaten die Hand hin, und Bernhard, von ratlosem Mitgefühl getrieben, nahm die kleine Hand und zog ihn von der Brandstelle weg.

Das blinde Kind, froh, in dieser dunklen, von stinkendem Rauch erfüllten Welt jemanden gefunden zu haben, plapperte wirr durcheinander. Die Worte Sepp, Anitza, Matscha wiederholte das Kind oft, und Bernhard reimte sich zusammen: Sepp schien ein Österreicher zu sein, der wahrscheinlich oft in das Haus auf der Lichtung gekommen war. Und nicht allein, sondern mit Partisanen. Vermutete der blinde Junge in ihm auch einen Partisanen?

Was soll ich mit dem Jungen anfangen? überlegte Bernhard. Sein Gestammel verstehe ich nicht. Sollen sich die Ämter in Postumia damit befassen. Aber – gibt das nicht erst Scherereien? Am besten wäre es ja, den Jungen einfach stehenzulassen. Vielleicht sind seine Eltern in der Nähe. Oder sind sie beim Brande umgekommen?

In seiner Ratlosigkeit merkte Bernhard gar nicht, daß ihn der Junge führte. Den Kopf seitwärts gereckt, strebte das Kind nach dem rechten Waldrand. Dort zweigte ein Weg ab ins Gehölz. Bernhard hielt den Jungen zurück, damit er nicht über die grasüberwucherten alten Fahrrinnen stolperte. In eine verdammte Lage bin ich da hineingeraten, dachte Bernhard. Er war wütend über seine Unentschlossenheit. Ich werde ihn doch stehenlassen, beschloß er.

Der Junge hielt an und zeigte auf seine Brust.

„Ich – Peter.“ Er kaute überlegend am Daumen, kramte ein paar deutsche Wörter zusammen: „Sepp . . . wie du, oh, Sepp gut!“

Nach dieser Feststellung streckte Peter erneut die Hand hin, und Bernhard blieb nichts anderes übrig, als weiterzugehen.

„Ich . . . zu Anitza und Matscha“, forderte das Kind. Bernhard erschrak. Zu den Partisanen?

„Aber ich . . .“

„Oh, ich wissen, wo Anitza und Matscha“, fiel ihm Peter ins Wort. Er wollte schneller gehen, stolperte und fiel hin. Bernhard stellte ihn auf und fühlte, wie sein Mitleid mit dem blinden Kinde stärker war als der Entschluß, davonzulaufen. Wenn nur die Partisanen nicht wären . . .

Bernhard sah sich unwillkürlich um. Zu beiden Seiten des Weges stand der Wald wie eine unheimliche, drohende Mauer. Unbehagen und plötzliche Furcht krochen in Bernhard hoch. Wäre ich doch bei meinen fluchenden und schimpfenden Kameraden, dachte er. Ich könnte ja schießen oder rufen, vielleicht kämen sie . . . Aber Bernhard wußte, daß er weder schießen noch rufen würde. Denn es konnten Partisanen kommen oder die SS-Leute. Bernhard dachte an die Brandstelle und wünschte, keinem SS-Mann zu begegnen. Auch keinem Partisanen. Immerhin, überlegte er, auf alle Fälle habe ich das Kind bei mir. Schließlich habe ich das Kind gerettet, aber ob das genügt? Und Bernhard sehnte seine Kameraden herbei . . .

Eine Weggabelung tauchte auf, daneben ein paar Holzhaufen. Bernhard blieb stehen.

„Eine Kreuzung“, sagte er ratlos. Der Junge verstand nicht.

„Weg, einer, zwei. Einer hinauf, einer herunter“, machte sich Bernhard verständlich.

„Hinauf, runter?“ Peter überlegte, begriff und rief triumphierend: „Rauf auf Berg!“

Bernhard zögerte. Die Richtung, die das Kind bestimmte, lag entgegengesetzt von Postumia. Peter verstand das Zögern seines großen Führers falsch.

„Ich sehen da“, gekränkt wies er auf seine Ohren und erklärte, mühselig radebrechend: „Anitza wie Mutter. Sepp sagt Anitze – Teufelsmädel.“

Bernhard sah den Jungen an. Anitza schien seine Schwester zu sein.

„Und Anitza, Sepp, alle auf Berg!“ fügte Peter noch hinzu.

Der Berg und das Meer, dachte Bernhard und vergaß die durchwachte Nacht, den Vormittag im Wald und den Jungen. Peter, ungeduldig, zerrte an Bernhards Hand.

„So komm schon“, schrie er ungeduldig.

Eine verzweifelte Wut über seine Unentschlossenheit überkam Bernhard.

„Halt's Maul“, fuhr er das Kind an.

Peter erschrak. Als Bernhard die leeren Augen des Kindes sah, fühlte er sich beschämt. Er nahm die schmutzige Hand Peters und meinte beruhigend: „Ist schon gut, ich bin ja da.“

Der Junge lehnte sich an ihn und umklammerte fest seine Hand. Und Bernhard spürte, daß sich seine Wut nicht mehr gegen dieses Kind oder seine Unentschlossenheit richtete, sondern gegen etwas ganz anderes, Neues.

Der Weg war gerade breit genug, daß beide nebeneinander gehen konnten. Fichten und vereinzelte Buchen wölbten ihre starken Äste, verdeckten den schmalen Streifen Himmel. Peter, erfüllt von Hoffnung auf das baldige Wiedersehen mit seinen Leuten, erzählte weiter. Anfangs mühte er sich mit ein paar deutschen Worten ab, die er von jenem Sepp und seinen Begleitern aufgeschnappt haben mochte, verfiel aber bald in seine slowenische Muttersprache.

„Oh, beim Hause ist es hübsch. Da habe ich gebaut . . . ein großes Schloß. Es ist so, wie Anitza immer sagt. Dann habe ich Sultan. Weißt du, wer das ist? Ein Pferd, und es hat Räder an den Füßen, ja. Und es zieht eine Kutsche. Eine wirkliche Kutsche. Und jetzt ist Sultan weg . . . Ach ja . . . Ich hab's vergessen, aber Mamma schrie. Wenn Mamma schreit, muß ich horchen. Dann holt sie mich immer. Heute hat sie mich nicht geholt . . . Jetzt hat Sultan keinen Stall, und Mamma ist auch weg . . . Denn böse Räuber sind gekommen . . . Nein, es waren Faschisten, keine Räuber . . . Dann war es heiß, so heiß, weil die Faschisten da waren. Es hat auch gestunken . . . Die Brust tat mir wehe. Und die Faschisten schrien. Aber Mamma war ruhig. Dann bist du gekommen. Die Faschisten waren fortgelaufen. Weißt du, Anitza sagt immer: Alle guten Menschen verjagen die Faschisten . . . Aber Sultan ist weg und die Kutsche auch . . .“

Bernhard erriet aus dem unzusammenhängenden Gestammel: der kleine Peter erzählt mir seine Geschichte. Den Inhalt konnte er freilich nicht begreifen. Bernhard erinnerte sich gut: Vor ein paar Tagen hatten sie bei dem Brunnen ihren Durst gelöscht. Eine Frau und ein Mädchen schauten ihnen schweigend zu, schlecht verhehlte Abneigung lag auf ihren Gesichtern. Bernhard und seine Kameraden hatten darüber nur gelacht, denn sie wußten: Man sah sie nicht gerne in diesem Lande . . .

Schweigend führte Bernhard den plappernden Peter um einen Stein. Der moosige Weggrund war naß, und widerliche Feuchte kroch durch Bernhards Schuhnähte.

Bernhard verstand, daß ihn der Junge für einen Partisanen hielt. Jener Sepp und seine Leute sprachen sicher Deutsch miteinander, und anderen Deutschen war Peter noch nicht begegnet. Also konnte er auch nicht unterscheiden. Freilich, überlegte Bernhard, nicht jeder wäre so dumm, mit einem unbekannten Kinde im fremden Wald herumzulaufen. Aber – ist es eigentlich eine Dummheit, wenn man ein blindes Kind zu seinen Leuten bringt?

Bernhard nahm den Jungen fester bei der Hand: Nein, ich habe es schon richtig gemacht. Aber die Partisanen? Wieder war das Unbehagen da.

Die Schneise, zu der sich der Pfad allmählich erweiterte, trat zurück und lief in eine, von Brombeergebüsch überwachsene Lichtung aus. Ein kaum erkennbarer Steg schlängelte sich durchs Dickicht, und die Ranken der Büsche bildeten über der schmalen Weglücke ein dichtes, fast zusammenhängendes Dach. Tief mußte sich Bernhard bücken, damit seine Mütze nicht in den Zweigen hängenblieb.

Im Walde hinter der Lichtung blieben sie stehen, der Junge hob lauschend den Kopf. Bernhard hörte von weither, aus dem Tale, das unter ihnen lag, Rufe und Signalpfeife.

Angstvoll drückte sich das Kind an Bernhard. Der Lärm unten hatte es so entsetzt, daß ihm die sonderbare Form des Koppels und der Patronentaschen nicht auffiel.

Bernhard schob den Jungen sanft weiter.

„Wir sind gleich oben“, beruhigte er ihn.

Bis zur Höhe des Berges war es nicht mehr weit; zwischen den verwiterten Baumstämmen zeigten sich die lichten Stellen der Hochfläche, das Brausen des Windes wurde stärker und verwehte die Rufe im Tal. Ungezügelter drängte der Junge nach vorn, kaum konnte ihm Bernhard folgen.

Der Wald hörte auf; die beiden standen im Freien, auf einer von kleinen und größeren Steinbrocken übersäten Wiese, und Bernhard kniff geblendet die Augen zusammen.

Schräger Sonnenschein lag über den waldigen Rücken der westlichen Berge. Der Wind roch nach trockenem Harz. Weit hinten aber lag das Meer, eine randlose, nach Norden und Süden reichende bleigraue Fläche...

„Peter!“

Der schrille, in höchster Angst ausgestoßene Ruf riß Bernhard aus seinem versunkenen Schauen. Instinktiv griff er nach der Waffe; als er aber das schwarzhaarige, in zerrissenen Kleidern steckende Mädchen sah, ließ er die Hand sinken. Der Junge stolperte in die weitausgebreiteten Arme der Schwester. Das Mädchen war niedergekniet und hielt das Kind schützend

umschlungen. Mit zusammengebißenen Zähnen sah sie den deutschen Soldaten an.

Bernhard vergaß den Berg und das Meer. Die erklärenden Worte wollten ihm unter dem haßerfüllten Blick des jungen Mädchens nicht über die Lippen. Er beachtete auch nicht den matten Lauf der Maschinenpistole, die ein bärtiger Mann in verblichener Wehrmachtsuniform hinter einem Gebüsch immer wieder zögernd senkte, weil das Mädchen mit dem kleinen Bruder zwischen ihm und dem deutschen Soldaten stand...

Still trat Bernhard in den Wald zurück, aus dem er gekommen war. Er hörte nicht mehr die weinerliche Stimme Peters, der immer wieder fragte: „Wo ist er denn? Den andern Sepp will ich haben!“

Als Bernhard die Lichtung mit den blühenden Brombeeren hinter sich ließ, begriff er plötzlich.

Ich habe doch das Meer gesehen, dachte er glücklich.

Grübelnd und wieder ernst geworden, ging er weiter und fühlte: etwas anderes, Größeres und Stärkeres verwischte den Eindruck des Meeres. Obwohl Bernhard das andere noch nicht begriff, ahnte er seine Gegenwart.

Unten, bei der Weggabelung mit den Holzhaufen, sammelten sich die SS-Leute, und bei ihnen fand Bernhard auch seine Kameraden. Vor ein paar Stunden hatte er sich nach ihnen gesehnt; jetzt erfüllte ihn ihr Schimpfen auf den unnützen Streifzug mit Abscheu.

Bernhard meldete sich beim Einsatzführer als Streife zurück und sah starr auf die silbernen Runen am Kragen des Scharführers, der neben dem Leutnant stand.

„Nein“, wiederholte er auf eine Frage, „nichts Besonderes bemerkt.“ Und unerwartet für ihn selbst ging es über seine Lippen: „Nur das Meer habe ich gesehen...“

Die Umstehenden lachten, und der Scharführer fragte mit verächtlichem Lächeln den Leutnant:

„Wohl Intelligenzler, was?“

Die Truppe verließ das Tal, und Bernhard durfte, als Anerkennung für seine weitausgedehnte Erkundung, im Geländewagen aufsitzen.

WERA

Margarete Neumann stellt in ihrem neuen Roman die Lebenswege junger Menschen in Hitlerdeutschland dar. Wera, die Hauptgestalt des Buches, ist die Tochter deutscher Kommunisten, die bei ihrer Flucht in die Sowjetunion ihr damals elfjähriges Kind zurücklassen mußten. Weras Weg zur gläubigen Anhängerin des Nazisystems noch im bitteren Ende bildet den Kern des Romans.

Sommertag

Er lag mit geschlossenen Augen. Im Sonnenlicht. In der Wärme. Im Atem des Mädchens, im Duft von Gras und Buchenlaub. Den Käfer, der über seine Hand lief, schlug er nicht ab. Er war zum erstenmal in solcher Stille. Er glaubte, er müsse nur tief genug hören, dann spüre er auch den Wind weit oben, der weiße Wolkenfahnen trieb, die Wellen der Meere, an ihren Ufern sich brechend, in den Adern des Mädchens das Blut. Lange lag er so. Als ihn der Arm schmerzte, auf den er gestützt war, wagte er nicht, sich zu bewegen. Er dachte: Sterben. Jetzt, so, verrinnen . . .

Wera sah in sein Gesicht: die Linie des Mundes, die Rundung der Stirn, der Augenbrauen Bögen, kann man sie nicht einprägen, festhalten, so daß sie als Bild vor einem stehen, wenn man allein ist nachher? Jeden beliebigen anderen, Baier, Fuchs, Pauligk, ja Hauptmann Beer, konnte sie sich ins Gedächtnis rufen. Helmut nicht. Sie konnte sich auch kein Gespräch, keine Zärtlichkeit, keinen Kuß im voraus malen. Die Wirklichkeit war immer anders. Stets entdeckte sie ihn, den sie so gut kannte, neu.

Neu war auch sein Gesicht. Vielleicht, weil sie jetzt von oben hineinsah. Der Mund, ein wenig geöffnet, hatte ein fremdes Lächeln, Lider, von kindlich geschwungenen Wimpern sanft gerandet, verschlossen den Abgrund der Augen. Wera erschrak. Sie beugte sich über ihn, er schien es nicht zu bemerken. Verwirrt fragte er: „Ja?“

Auf dem Weg in die kleine Stadt, in der sie den Nachmittag, die Nacht verbringen wollten, spielten sie Haschen und mit einem Steinchen Fußball, bis die ersten Häuser vor ihnen lagen. Helmut rückte den Rock, Wera zupfte das Kleid zurecht – sie hatte das mohnrote Kleid an zur Feier des Tages, das ihr Gitta einmal geschenkt hatte –, fuhren sich mit dem Kamm

durch das Haar und gingen dann, ein wenig noch außer Atem, sittsam nebeneinander.

Das Gasthaus, in dem sie zu Mittag essen wollten, lag in einer Seitenstraße des Marktplatzes. Die kopfsteingepflasterte Straße, Winkel, Fachwerkhäuser, die dem Beschauer die Giebelfront zuwenden, geraffte Mullgardinen hinter den Scheiben und Geranientöpfe erinnerten Wera an Gutstadt. Sie sagte hastig: „Es riecht nach gebratenem Fisch! Hast du auch solchen Hunger?“

Weißgedeckte Tische wie mitten im Frieden, Küchenduft, eine hochbusige Kellnerin. Zum gebackenen Fisch gab es Kartoffelsalat und grüne Kresse. Festlich-weiß blähten sich die Gardinen. Helmut bestellte Moselwein. Der kühlte und gab jene schwebende Leichtigkeit, nur eben die Stunde zu fühlen.

Später besuchten sie die Kathedrale, die breit, wuchtig wie aus einem Baukasten mit größeren Proportionen zwischen die Häuschen, die krummwinkligen Gassen gesetzt schien. Der Küster, der gegenüber in einem efeumrankten Haus wohnte, hatte den Schlüssel. Der Platz rings um den mächtigen Bau war holprig gepflastert und mit Gras und Moospolstern durchwachsen. An ihrer breiten Flanke duldete die Kathedrale ein Gewirr von Fahrrädern, die ein tüchtiger Mann, der in einem angelehnten Schuppen seine Werkstatt betrieb, dort zur Reparatur abgestellt hatte. Hier war die Pforte, die dem Besucher aufgeschlossen wurde. Fröstelnd standen Wera und Helmut in dem weiten Schiff. Es war grabkühl hier, aber die hohen, spitzbogigen Fenster schwammen in Sonnenlicht und warfen tröstlichen Schein in den schweren steinernen Bau. In einer Nische, rot beschienen, stand Maria unter dem Kreuz mit Johannes und Magdalena. Schräg über der Stirn des Jüngers sprang die Ader, als klopfte das Blut darin, die Hände, hilflos gehoben im Übermaß von Liebe und Qual, schienen zu beben.

Der Küster sprach von Karolingischem Achteckbau und gotischen Anbauten und von der besonderen Form des Chores, als sei diese, seine Welt die eigentliche, in der man zu Hause zu sein habe, vertraut mit jeder Freske, jeder Rosette, und alles, was etwa draußen geschähe, reiche nicht bis hierher. Er war, obwohl er das linke Bein nachschleifte, sehr straff und hoch aufgerichtet, erhaben, steinern, ruhig. Seine heißen Augen brannten nach innen. Als Wera noch einmal zu dem geschnitzten Johannes zurückging, drängte er sie, hastig fast, nach draußen. Bestürzt sah ihn Wera an, aber sein Blick glitt über sie hinweg. Sie spürte ihn noch über der Stirn, als sie längst wieder im Sonnenlicht waren.

Auf einem grünen Platz, unter Linden, standen Bänke. Kinder spielten im grauen Sand. Auch Helmut's Arm, der sich um Wera's Schulter legte, war fremd und kühl. Wirbel von Gedanken jagten auf, ungreifbar, taumelten, fielen zurück wie lose Blätter. Auch Helmut schwieg. Als sie aufstanden und

durch die Straßen gingen, war es schon Warten auf die Nacht. Sie aßen in einer Konditorei Schlagkrem, der nach Fischleim schmeckte, schlenderten über den Marktplatz, sahen von einer Brücke dem still ziehenden Wasser zu. Als es zu dämmern begann, erhob die Kathedrale ihre Stimme: hastig und dünn zuerst, dann aber dröhnend in wuchtigem Dreiklang. Alles schwang: Luft, Häuser, Bäume, ja unter den Füßen die buckligen Steine, unter den Steinen die Erde. „Komm!“ Wera nickte. Aber sie blieben und hörten die Glocke. Schwalben strichen tief. Kinder liefen vorüber. Eine alte Frau steckte den Kopf aus dem Fenster, bevor sie es schloß und raschelnd der schwarze Papiervorhang herabglitt.

„Komm!“ Lichtschein fiel aus einem Türspalt. Mädchenlachen mischte sich in den dunklen, summenden Ton, mit dem die Glocke ausschwang.

„Komm!“ Helmut's Hand, die Wera's Arm umspannte, war heiß.

Kühl ist die Haut des anderen und heiß darunter das Blut. Noch immer schwingt der brausende Dreiklang, aber jetzt ist es das Herz. Meines? Deins? Kann man noch unterscheiden? Sie schmiegt das Gesicht an seinen Hals. „Ich habe dich viel fragen wollen. Jetzt weiß ich nichts mehr . . .“

Das Laken ist kühl und duftet nach Gras. Seine Lippen schmecken nach Weidenbast. Rauschend dröhnt, jubelt die Glocke. Schwingt. In einen einzigen Punkt fließt alle Süße der Erde zusammen. Flammend taumelt Gold. Wogt. Silberfall, glitzernder Schnee und Wolkenwogen und blaue Schatten.

„Du! Halt mich fest . . .“

Über ihr, sein Gesicht ist jäh aufgerissen.

Als Helmut sich zum Schlaf zurechtlegt, bittet sie: „Hör noch, ich wollte es dir den ganzen Tag schon sagen – ich muß morgen schon fort. Sie sagen, nach Osten . . .“

Seine Hand, Kinderhand, streicht ihr das Haar aus der Stirn. Sie sagt, hastig entschlossen: „ . . . in Rußland sind meine Eltern. Seit sieben Jahren . . .“

Seine Fingerspitzen gleiten an ihrer Schläfe herab. Er sagt: „Ich bin jetzt immer bei dir!“ Er atmet schon wie im Schlaf, in der Wärme, im Herzschlag des Mädchens. Duft von Gras und Buchenlaub ist in ihrem Haar. Weit oben geht Wind, und irgendwo rauschen die Wellen, steigt Nebel und fällt.

Der Jäger

Die Heimleiterin Lotte Hansen hatte den Auftrag erhalten, die Bettenzahl in ihrem Haus zu verdoppeln. Der Atem des Krieges war heiß geworden und sengte die Städte. Aus Köln, Essen, Düsseldorf, Berlin und anderen ständig bedrohten Orten wurden Kinder in ruhigere Gegenden geschickt. Waldheim bekam fünfzig Gäste aus dem schwer beschädigten Duisburger

Waisenhaus. Zwischen den Duisburger und den Waldheimer Kindern entbrannte heftige Feindschaft. Die Duisburger, deren Erzieherinnen nicht mitgeschickt worden waren, fühlten sich ständig übervorteilt und sannten Rache. Sie überfielen die Waldheimer, wo sie sie fanden und machten sie zu „Gefangenen“. Lotte bemühte sich vergeblich um Frieden.

Eines Tages, sie kam von Besorgungen aus der Stadt – die Versorgung der vielen Esser wurde immer schwieriger, und man mußte ständig unterwegs sein, um etwas Gemüse oder Obst zusätzlich zu erhandeln –, hörte sie im Wäldchen, das sie eben durchquerte, Gelärm und Geschrei. Sie ging rasch in der Richtung, aus der der Lärm kam, vom Wege ab. Näher kommend, unterschied sie bekannte Stimmen: Günther, ein elfjähriger Duisburger, kommandierte: „Eins, zwei, eins, zwei!“ Die Kinder waren so in den Ernst ihres Spiels vertieft, daß sie Lotte nicht sahen. Sie ließen erst von ihren Opfern, als Lotte schon vor ihnen stand. Die „Gefangenen“ waren drei Waldheimer Mädchen, „Sieger“ waren sieben Duisburger Jungen. Sie hatten die Mädchen zusammengebunden und in ein Loch gestoßen, das sie eigens dazu neben einem Haselbusch ausgegraben hatten. Auf das Kommando „Eins, zwei ...“ schlugen sie mit Ruten auf die Opfer ein. Lotte erfuhr, während sie eilig die Stricke von den Gefesselten löste, daß sie Hekenschützen seien, verfluchte Flintenweiber, die anderen aber deutsche Sieger. Lotte biß sich auf die Lippen. Sie sah Günthers lauernd-waches Gesicht. Sie wußte, daß sie jetzt nicht sagen durfte, was sie dachte. Zum erstenmal gab sie eine Erklärung, die anders war, als sie sie hätte geben müssen. Sie sagte: „Was ihr gemacht habt, ist kein Spiel mehr. Ihr habt die Mädchen im Ernst geschlagen, obwohl ihr wißt, daß sie ebenso gute Deutsche sind, wie ihr es seid.“ Sie schämte sich. Sie hätte etwas anderes sagen müssen. Die Mädchen schluchzten noch immer. Die Jungen gingen voraus. Günther sah sich nach den Mädchen um, als sei Lotte nicht da. Lotte nahm sich vor, nachher, nach dem Essen, Kinderversammlung zu machen und über den Vorfall zu sprechen. Aber ich muß mutiger sein, dachte sie, mich nicht vor Augen wie die Günthers verstecken ...

In der Diele wartete jemand auf sie. Sie erkannte den Mann nicht sofort, erst als er zu sprechen begann, wußte sie, es war Herr Steiner, der Vormund von Wera Wendtland, das Vogelscheuchenmännchen, wie Wera gesagt hatte.

„Sie werden entschuldigen“, sagte Herr Steiner, sich halb erhebend, „nicht wahr, es ist lange her, daß ich bei Ihnen war?“

Lotte nötigte ihren Gast ins Büro. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und bot dem Gast den Stuhl gegenüber an. Herr Steiner setzte sich umständlich. Er rückte den Stuhl so, daß er der Heimleiterin das Gesicht bei schräg geneigtem Kopf voll zuwandte. Er räusperte sich. Schließlich begann er: „Sie

hatten doch seinerzeit – wenn ich recht unterrichtet bin – Interesse daran, die Vormundschaft für mein Mädel zu übernehmen . . .“

Lotte sah ihn erstaunt an.

„Damals lagen . . . Gründe vor, amtlicherseits, die dagegen sprachen. Das ist anders heute. Kurz, die Behörde schlägt Ihnen vor, das herzliche Verhältnis, das zweifelsohne zwischen Ihnen und Ihrem früheren Zögling besteht, durch Adoption meines Mündels zu bekräftigen und zu erhärten!“

„Adoption?“

„Gewiß“, sagte Herr Steiner freundlich.

„Aber Wera ist zwanzig Jahre alt . . .“

„Eben grade noch Zeit für eine derartige Operation“, sagte Herr Steiner. Aufmerksamkeit und Schläue lagen gespannt unter der runzligen Haut. Seine Finger zerzwirbelten ein Rosenblatt, das aus der Vase herab auf die Tischplatte gefallen war. Herr Steiner war Jäger. Er jagte besonders Spinnen, Fliegen und Käfer. Er griff die Fliegen im Flug aus der Luft und Spinnen mit sicherem Griff aus dem Netz. Und wenn sie ihm entwischten, saß er so lange vor dem Spalt, in dem sein Opfer verschwunden war, bis es, sicher, der Feind sei nun fort, wieder zum Vorschein kam, vorsichtig mit zwei Beinen voransteigend, mit einem Ruck dann den seltsamen Körper heraushebend. Herr Steiner liebte diesen Augenblick. Er beherrschte sich, nicht eher zuzugreifen, bis das Tier den Spalt ganz verlassen hatte. Dann griff er zu mit zwei dünnen, vom Rauchen gelben Fingern, deren glatte, weißgerandete Nägel rötlich gelackt waren. Mit rascher Bewegung brachte Herr Steiner die Beute in die innere Hand, die er mit einem Ruck fest darum schloß. Es bereitete ihm Wohlbehagen, den winzigen Laut zu hören, mit dem der kleine Leib zerbrach. Man kann ihn nicht wählerisch nennen: Im Winter, wenn das Kleinzeug knapp war, begnügte er sich mit Katzen und Hunden, die er auf der Straße anlockte und mit in seine Wohnung nahm. Er hielt sich jedoch für die kalte Jahreszeit, sozusagen als Sonntags-Erbauung, einige alte, dicke, mürrische Fliegen, die er, um sich des Vergnügens nicht so bald zu berauben, nach dem Fang wieder fliegen ließ. Erst wenn es warm geworden und ausreichend Ersatz durch die Fenster zu ihm hereinkam, gönnte er sich, wieder das zarte Zerbrechen in seiner Hand zu genießen. Übrigens führte er streng und gewissenhaft Buch. Seine Beute bis zur Stunde betrug: Einhundertundsiebenundzwanzigtausendundsechzehn Fliegen, achthundertsechundachtzig Spinnen und Schmetterlinge. Eintausedunddrei anderes Kleingetier, Käfer, Raupen und Würmer – Mücken, die er nicht zählte, ausgenommen –, siebenundachtzig Katzen, dreiundzwanzig Hunde, acht Menschen.

„Sie haben“, sagte Herr Steiner, „soviel ich weiß, keine leiblichen Erben. Warum sollten Sie sich nicht für Ihr Alter Kindes- und Enkeliebe sichern?“

Was will er nur, dachte Lotte. Er hat doch irgendeine Absicht! Sie fragte: „Die Gründe, die, wie Sie sagten, seinerzeit von Amts wegen vorlagen und die von mir damals gewünschte Adoption verhinderten, bestehen nicht mehr?“

Höflich verneinte Herr Steiner. „Nein. Die Lage hat sich geändert.“

Jetzt glaubte Lotte zu wissen, worauf er hinauswollte. Im Osten war der stürmische Vormarsch zum Stillstand gekommen. Rechnete man mit einem raschen und ruhmlosen Ende des Kampfes gegen Sowjetrußland? Leicht konnte dann eine Situation entstehen, in der Weras Eltern die Rückkehr möglich sein würde. Wollte man sie daran hindern, die Tochter und damit Hilfe und Anhang hier vorzufinden? Ging die Rache so weit, so bis ins einzelne? Wurde sie so sorgsam vorbereitet? Und schloß sie auch das mit ein, wovon niemand zu sprechen gewagt hätte: die eigene Niederlage?

Herr Steiner wartete geduldig auf Lottes Äußerung.

„Handelt es sich“, fragte Lotte schließlich vorsichtig, „um die Eltern des Mädchens?“

Herr Steiner senkte die Lider halb über die Augen. Seine Lippen wölbten sich und wurden feucht. Wie immer, wenn er eine Beute erspähte, zitterte seine Hand ein wenig. Er hielt sich ganz ruhig. Er fragte: „Wie meinen Sie das?“ Dabei öffnete er die knotige, gelbgerauchte Hand mit den rosigen Nägeln, die bis dahin noch immer an dem Rosenblatt gerieben hatte, ein wenig, die Handfläche nach außen gekehrt.

„Ich denke, es könnte sein, daß Weras Eltern zurückkommen“, sagte Lotte hastig. „Vielleicht wollen Sie nicht, daß sie dann eine Tochter finden . . .“ Lotte wußte, sie hatte unvorsichtig gesprochen. Aber es tat gut, diesem Mann ins Gesicht zu sagen, was man dachte.

Er hatte die Hand schon geschlossen, vorsichtig, so, als sei eine summende Fliege darin.

„Meinen Sie, die Leute könnten ihrer Bestrafung entgehen?“ fragte er jetzt freundlich.

„Nein“, sagte Lotte heftig. „Ich denke aber, vielleicht sind dann die Richter nicht mehr dieselben!“

Herr Steiner drückte die Hand mit einem kurzen Ruck fest zusammen. Es war sehr still. Eine Fliege summte am Fenster. Herr Steiner erhob sich lächelnd. Er reichte Lotte die Hand.

Im Hinausgehen sagte er freundlich, es handele sich eigentlich um etwas anderes: „Der Bezirksfürsorgeverband hätte sich gern an jemanden gewandt, der Elternstatt an dem Mädchen vertritt, der Kosten wegen, die während der Heimunterbringung in den vergangenen Jahren entstanden sind!“

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, sagte er laut: „Großwild: neun.“

Der Zug war überfüllt. Es fuhren hauptsächlich alte Leute, aber auch Frauen mit kleinen Kindern. Else saß eng an Friedrich gedrückt. Zwischen den Bänken, auf einem Sack, lagen Zwillinge. Die Mutter kauerte daneben. Sie hatte ein breites, rosiges Gesicht mit freundlichen Augen. Sie nahm bald das eine, bald das andere Kind in den Arm und beruhigte es mit Liebkosungen. Die Kinder, zwei etwa einjährige Mädchen, hatten blondes Lockenhaar und feine, zu zärtlichem, erstauntem, kirschrotem Dreieck gezogene Mäulchen. Es tat wohl, sie in ihrer Lieblichkeit anzusehen.

Lange hatte sich Friedrich gegen die Krankheit gewehrt. Auch jetzt versuchte er, sich straff zu halten. Aber die Haut über seinem Gesicht war schlaff und feucht, und die braunen Augen waren heiß und glänzend. Else wußte nicht, ob es allein die Krankheit war, die ihn so erschöpfte, oder ob nicht vielmehr die Krankheit ihn so erschöpfen konnte, weil Sorge, Verzweiflung und Scham in ihm brannten. Er sprach nie über sich. Aber sie wußte: unablässig dachte er an die Front, an den Vormarsch der deutschen Truppen, ihn quälte seine Hilflosigkeit, sein Unvermögen, in die Entscheidung einzugreifen.

Seit die Fabrik, in der Else gearbeitet hatte, in den östlichen Ural, nahe Nishni-Tagil verlegt worden war, war sie jeden Tag an die Wolokolansker Chaussee gegangen und hatte an dem Panzergraben gearbeitet, der dort ausgehoben wurde. Friedrich, dem äußerste Schonung angeraten worden war, kam eines Tages dorthin nach. Er begann mit Aufbietung aller Kräfte zu schaufeln. Es wurde pausenlos gearbeitet. Der Graben war bald so tief, daß die Mädchen, die auf der Sohle arbeiteten, die Erde nicht mehr bis über den Rand werfen konnten. So stand also der „zweite Mann“ auf einem Absatz in halber Höhe und nahm die herausgebrachte Erde ab, warf sie über den Graben hinaus. Friedrich war „zweiter Mann“. Das Mädchen, mit dem er zusammenarbeitete, war fast noch ein Kind. Sie schaufelte wie eine Maschine, rasch, präzise. Ihre Stirn, hoch und fest unter dem grünen Kopftuch, war zusammengezogen. Wenn sie sich für einen Augenblick aufrichtete, um den Rücken gerade zu drücken, nickte sie Friedrich zu. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit sank Friedrich zusammen. Es geschah so plötzlich, daß das Mädchen nicht zuspringen konnte.

Der Zug fuhr langsam und hielt oft auf freier Strecke. Es kamen oft Truppentransporte vorbei, Panzer und Geschütze, die aus den Werken des Urals kamen, aber auch Waggonen mit Soldaten, kräftige, in Sonne und Wind gebräunte Gesichter. Als sie ihnen aus dem Wagen zuwinkten, preßte Friedrich Elses Hand.

Auf manchen Stationen bekamen sie Brot und heißes Wasser zum Tee,

manchmal auch Suppe. Während man zu Anfang der Fahrt genau gewußt hatte, wo man sich befand, verwischte sich das Gefühl für Zeit und Ort in dem winterlichen Schneegestöber, das über Nacht eingesetzt hatte. Die Zwillinge weinten viel. Die Mutter saß mit dem Rücken an Elses Beine gelehnt und hielt im rechten Arm das eine, im linken das andere Kind. Sie hatte um sich und die Kinder ein Tuch geschlagen und wärmte sie mit ihrer eigenen Wärme. Der alte Mann, der Else gegenüber saß, räsonierte fortwährend, auf was er sich da eingelassen habe. Wenn er in Moskau geblieben wäre, hätte er schon einen Deutschen im Quartier und Fleisch und Brot, soviel er wollte.

Friedrich schlief viel. Er hatte den Mund dabei halb geöffnet und den Kopf kraftlos zurückgelehnt. Obwohl es kalt war, stand ihm Schweiß auf der Stirn.

Else fühlte sich, wenn ihr Mann schlief, auf furchtbare, unerträgliche Weise allein. Sie gab sich Mühe, an Ludwig zu denken, aber sie konnte sich nicht vorstellen, wo und unter welchen Umständen er lebte. Sie dachte an Wera. Sie sah sie immer so, wie sie sie zum letzten Male gesehen hatte: klein, dunkel, mit kindlicher Stirn und Augen voller Wißbegier. Sie fühlte ihre kleine Hand noch heiß in der ihren. Nicht zu wissen, was mit ihr geschehen war seitdem, hatte sich tief in sie eingebrannt und überfiel sie mit furchtbaren Träumen. Auch jetzt, im Halbdämmern, tauchten die Bilder auf, die ihr das Mädchen in Not und Verfolgung malte.

Einmal hielt der Zug auf einem großen Bahnhof, der voller Menschen war. Ein bärtiger Alter kam über die Schienen gestolpert und riß eine Wagentür auf. Else verstand nicht, was er sagte. Aber dann kam er auch zu ihnen. Seine Stimme war greisenhaft brüchig, aber von junger Kraft wie ein Bogen gespannt. Er rief: „Die Deutschen sind vor Moskau zurückgeschlagen. Sie sind nicht hineingekommen, hört ihr? Die Unseren haben es ihnen verpatzt! Auf dem Roten Platz haben unsre Parade gehalten!“ Eilig schlug er die Tür wieder zu und riß die nächste Abteiltür auf. „Vor Moskau sind die Deutschen zurückgeschlagen . . .“

Else hatte immer geglaubt, Taschkent, die Oasenstadt in der Wüste, müßte einen stets blauen Himmel und ewige Sonne haben. Statt dessen empfing es sie mit grauen, tiefhängenden Wolken und matschigem Schnee.

Sie wurden in einem großen Raum in einem Schankhaus untergebracht, zusammen mit mehreren anderen Familien. Else hoffte, daß dies nur die Unterkunft für den ersten Tag sei. Es stellte sich aber heraus, daß man vorläufig hier bleiben müsse. Friedrich, der sehr erschöpft war, nahm die Tatsache gleichmütig hin. Er streckte sich auf den Decken aus, die Else ihm hingebreitet hatte, schob die Hände unter den Kopf. Die Familie, die sich neben ihnen einzurichten begann, bestand aus einer schlanken dunklen Frau

und zwei hochgewachsenen Jungen, von denen der eine neun, der andere zwölf Jahre alt sein mochte. Sie waren alle drei noch behende und frisch nach den Strapazen der endlosen Fahrt. Aus ihrem sorgsam verschnürten Gepäck beförderten sie die erstaunlichsten Dinge zutage, so, als hätten sie alle Umstände ihres Aufenthalts hier voraussehen können: Luftkissen, Thermosflasche und Essenbehälter, Konserven, einen Topf, in dem es bald auf dem zischenden Eisenofen brodelte. Sie hatten auch – unbegreiflich, weshalb – eine Rolle Bindfaden bei sich, die sie zur Verfügung stellten. Man spannte sie kreuz und quer durch den großen Raum und erhielt, nachdem man Wolldecken darübergehängt hatte, so etwas wie einzelne Kammern, in denen man sich einrichten konnte. Die von Else und Friedrich hatte eine Wand- und zwei Deckenseiten. Nach dem Fenster zu mußte sie jedoch des Lichtes wegen offenbleiben, obwohl dort neben ihnen zwei alte Männer hausten, die immerfort schimpften und spuckten. Dennoch fühlte man sich nun ein wenig geborgener. Es dämmerte schon. Else streckte sich neben Friedrich aus und deckte sich mit ihrem Mantel zu. An Schlaf war noch nicht zu denken, obwohl ihre Augen brannten. Es gab zuviel Gelaufe und Gelärm, Kinder schrien, und am Ofen zankte man sich um den Platz auf der Platte. Friedrich lag auf dem Rücken, hatte Else aber das Gesicht zugewandt. Er atmete rasch und flach. Die Luft war schon verbraucht und mit Dunst erfüllt. Friedrichs Hand war heiß und feucht. Sie hielt Elses Gelenk umspannt mit dem sicheren, nahezu gebietenden Druck, mit dem er sich stets an die Frau gewandt hatte, nicht als der Gebietende schlechthin, sondern als derjenige Partner, der eher eine Notwendigkeit zu erkennen und der eine Situation schneller einzuschätzen vermochte. Mit Sorge hingen Elses Augen an seinem Gesicht. „Du fieberst“, sagte sie. „Morgen früh hole ich einen Arzt. Im Krankenhaus hast du Pflege...“

Friedrich hielt ihre Hand sehr fest. „Wir hatten immer zuwenig Zeit“, sagte er. Seine Lippen waren rissig und trocken. „Es war immer zuviel zu tun. Du sollst mir jetzt soviel Zeit geben, wie ich noch habe...“

Else richtete sich hastig auf. Mit hartem Druck hielt er sie zurück. Er sagte: „Ich hätte dir gern mehr Freude gegeben. Auch leichter hätte ich dir manches machen wollen.“ Else hörte, halb aufgerichtet, mit weit offenen Augen zu. Ihr Herz schlug hart. Friedrich sprach leise und abgerissen:

„Ich habe zu denken. Es ist schwer, zu denken. Nebel ist über allem. Aber Gedanken reißen den Nebel auf, neue, sehr klare, Gewesenes durchleuchtend. Straßen sind Gedanken, durch Gestrüpp, durch Urwald geschlagen. Wußtest du das? Später gehen alle Füße darüber. Niemand fragt, wer sie gebaut hat. Aber, einmal begonnen, müssen sie weitergeführt sein, weitergedacht...“

„Deutschland“, sagte er nach einer Pause, seine Augen auf die Decke ge-

richtet, die, über die Leine gehängt, den Blick verspernte, „ich dachte lange Zeit, ich hätte es hinter mir gelassen. Aber ich weiß jetzt, daß wir es mit uns tragen: Es ist unsere Erinnerung, unsere Sehnsucht und Hoffnung. Auch der Feind, der in dieses Land hineingeschwemmt ist, ist noch Deutschland. Das geschändete zwar, das beraubte, das Deutschland der Drahtverhaue über den Straßen seiner Gedanken . . . aber doch Deutschland!“

Die Lider sanken ihm über die Augen. Er preßte die Lippen fest aufeinander. Die Haut über den Schläfen glänzte straff und gelblich. Else wagte nicht, sich zu bewegen. Die beiden alten Männer, die sich unter dem Fenster eingerichtet hatten, würfelten und spuckten, rauchten abwechselnd aus einer kleinen knotigen Pfeife. Auf der anderen Seite, hinter der Deckenwand, war man zur Ruhe gegangen. Man hörte den Atem der Frau. Friedrich hustete. Er krümmte sich. Schweiß lief ihm in die Augen. Sein Gesicht war weiß in dem dämmrigen Licht, das durch das hohe Fenster fiel.

„Wir müssen nach stärkeren Worten suchen“, sagte er plötzlich wach. Seine Stimme war klangvoll und klar wie früher. „Es müssen Worte sein, stark genug, den Drahtverhau zu durchstoßen. Denke nicht, sie haben nur Lügen, Lügengewebe ist leicht: sie haben die Worte von Wahrheiten genommen und Lügen daraus gemacht. Ehrfürchtige Wahrheiten! Sie sagen Heimat, Nation, Vaterland. Sie sagen Treue, Ehre, Pflicht. Sie sagen Liebe...“

Er lag mit geschlossenen Augen, aber er schlief nicht.

Die Geräusche des Schlafes, Husten, Schnarchen, Kinderweinen und beruhigendes Flüstern sind Geräusche der Stille. Auch die alten Männer waren eingeschlafen. Schnarchend, mit offenem Mund lehnten sie an der Wand. Else kämpft: sie darf jetzt nicht einschlafen. Sie richtet sich auf, kniet neben dem Mann, daß er weitersprechen, zugleich aber, daß er schweigen möge. Seine Hand umspannt noch ihr Gelenk.

„Else, wir haben zuwenig gegeben. Du denkst, wie kann es zuwenig sein, wenn es alles war, was wir hatten? Es war nicht alles. Es war unser Herz und unsere Hände und jede Stunde und jeder Gedanke. Ja, aber es war nicht unser Kopf, nicht unsere Augen. Wir haben gesagt, die Partei weiß, was not ist. Aber – wer ist die Partei? Der bestirnte Himmel? Oder die Sonne? Unerreichbar? Fern? Über uns? Wir haben ihr unser Vertrauen gegeben. Gaben wir auch unseren Zweifel? Wir haben gesagt, die Partei sieht! Sind aber nicht wir ihre Augen?“ Er schwieg.

Else weiß nicht, ob aus Erschöpfung oder weil ihn die Gedanken zu sehr bedrängten. Ihr Herz hämmert. Sie lauscht auf seinen Atem. Plötzlich läßt seine Hand sie los. Er legt den Kopf aufatmend hintenüber und schläft ruhig, mit gelöstem Munde.

Er starb drei Tage später, gegen Abend. Er hatte nicht viel gesprochen in den letzten Tagen, aber seine Gedanken waren immer wieder nach

Deutschland zurückgegangen. In seiner Brieftasche bewahrte er ein kleines, schlecht kopiertes Bild seiner Schwester Carla mit der kleinen Wera. Das hielt er lange in der Hand und sah hinein. Weras Gesicht war ein wenig verwischt, nicht gut zu erkennen, und Friedrich mühte sich, ihre Züge zu finden und festzuhalten. Er hatte selten von Wera gesprochen in den vergangenen Jahren, und Else war ihm gram gewesen deshalb. Nun wußte sie, er hatte sie nicht vergessen...

Einmal, in der letzten Nacht, als um sie herum alles schlief, sprach er von ihr als von dem Wichtigsten. Deutschland, das taumelnde, Deutschland in höchster Gefahr. Er hatte das Bild nicht wieder fortgelegt, hielt es unter der Hand auf seiner Brust. Der Husten schüttelte ihn. Er hielt das Bild. „Du mußt“, sagte er, „sehr auf sie achtgeben nachher. Sie wird es schwer haben.“ Er sagte: „Der ausweglose Marsch führt an den Abgrund und schleudert sie in die Tiefe. Viele werden zerschlagen. Die am Leben bleiben, werden noch lange wund sein...“ Er sagte: „Wir werden ihnen helfen. Vergiß nicht, der Weg, der hinausführen soll, muß am Boden beginnen, inmitten des Abgrunds und steil berganführen. Wer nach unten sieht, schwindelt. Vergiß nicht: nach oben müssen sie sehen, auf den neuen, hellen Weg, auf den Berg, auf einen Gipfel; sie sind noch sehr schwach, sie stürzen leicht ab. Sie werden stehenbleiben wollen, ausruhen. Laß sie nicht stehen, sie sind noch zu schwach. Bleib aber an ihrer Seite...“

Das warme Essen wurde in einer Küche gekocht, die mehrere Straßenzüge entfernt im Kellergeschoß eines mehrstöckigen Hauses lag. Else war schon zweimal dort gewesen, aber noch immer fand sie sich schwer zurecht. Sie hastete voran. Dort, die dritte Ecke, mußte es sein. Dicke, feuchte Flokken sanken herab. Friedrich schlief. Sie wollte zurück sein, ehe er aufgewacht war. Auf dem Kanonenöfchen konnte man, wenn der Andrang nicht zu groß war, das Essen noch einmal aufwärmen. Friedrich sollte es schön warm haben, es würde ihm gut tun. Dichter fielen die Flocken. Eine Frau, fest in ein weißes Tuch eingeschlagen, und zwei rotbäckige Kinder kamen vorbei. Sie trugen Näpfe in den Händen, aus denen es duftete: Kohlsuppe.

Kohlsuppe hatten sie gekocht, als die Beamten auf den Generalstreik mit dem Beamtenstreik geantwortet hatten, für achthundert Personen in der Stadtküche des Frauenvereins. Malvina von Ettershaus, die Landrätin, hatte die Schlüssel nicht gegeben, aber das Schloß war leicht aufzubrechen gewesen. Die Kohlsuppe duftete. Es war Speck darin und Graupen. Wie lange war das her? Else rechnete: So alt ist Wera schon? Es war kurz vor ihrer Geburt gewesen. Friedrich hatte geholfen, die großen Töpfe zu heben und die Kartoffeln heranzutragen.

Auch aus den niedrigen Fenstern quoll Kohlduft. Else hastete die Stufen hinab. Die Küche war weiß gekalkt, und blank gescheuert glänzten die Ge-

schirre. Man durfte nicht hineingehen, vor die Tür war ein Brett geschlagen, darüber mußte man das Gefäß reichen. Das Mädchen, das es gefüllt zurückgab, hatte samtschwarze Augen und eine runde Stirn. Else verstand nicht, was sie sagte, aber es war nichts Unfreundliches.

Auf dem Rückweg verirrte sie sich. Das Schneetreiben hatte zugenommen, die Straßen waren leer. Sie ging geradeaus und bog einmal rechts, dann wieder links ab, wußte nicht mehr, woher sie gekommen war. Auch der Versuch, zur Küche zurückzufinden, mißlang. Der Schnee, so eilig er fiel, blieb nicht liegen. In grauen Schlamm verwandelt, floß er über die Steine, spritzte bei jedem Schritt klatschend auseinander.

Plötzlich sah Else einen Rücken vor sich. Mit raschen, sicheren Schritten ging da der Knabe, der nebenan, hinter der Deckenwand, mit seiner Mutter und dem jüngeren Bruder wohnte. Er ging aufrecht, ein wenig lässig fast, und über der Schulter schaukelte ihm ein grüner Zweig. Fast sah es aus wie Tanne, nur weicher und zarter.

Weihnachten, dachte Else, gewiß! Weihnachten muß vor der Tür sein! Wir sind eine unübersehbare, graue Zeitspanne lang hierher gefahren, niemand hat die Tage gezählt.

Sie lief, um den Knaben einzuholen. Ihre alten Gummischuhe rutschten in dem glitschigen Schneewasser. Sie hielt den Topf mit der Suppe fest in der Hand, als sie fiel, aber die Suppe floß auf die Straße. Sie raffte sich auf, lief, bis der Rücken des Jungen wieder vor ihr war. Es dunkelte schon.

Stickig quoll ihr die Luft entgegen. Friedrich lag mit offenen Augen. Er atmete hastig und flach. Der Platz der beiden Alten unter dem Fenster war leer. Nebenan, hinter der Decke, sprachen die Frau und die Knaben miteinander. Es hörte sich an, als seien sie ungestört, mit sich allein, unerreichbar. Else setzte sich neben den Mann auf die Erde. Jetzt erst füllten sich ihre Augen mit Tränen. Sie sagte: „Ich habe das Essen verschüttet.“ Friedrich antwortete nur mit den Augen. Sie sagte: „Ich habe noch Brot . . .“ Er wehrte ab. Sie sagte: „Draußen fällt Schnee . . .“ Er lächelte. Sie sah, er hatte das Bild noch unter der Hand. Die Hand war gelb und hatte schwarze Adernschatten. Er gab sich Mühe, den Husten zu unterdrücken. Die Ader an seinem Hals klopfte. Manchmal schloß er die Augen. Else beugte sich über ihn, um seinen Atem zu hören. Die eine Hand hatte er noch auf der Brust, die andere suchte tastend. Else ergriff sie mit beiden Händen, als könne sie ihn so zurückhalten. Seine Finger umspannten die ihren. Else dachte: Ich hätte den Arzt holen sollen. Vielleicht ist noch Hilfe. Sie dachte auch: Man wird mir Vorwürfe machen, daß ich ihn hier liegenlasse, einen Sterbenden unter den Lebenden. Sie hielt den Atem an und hörte auf die Geräusche: Kinderweinen und Lachen und Fluchen, Spucken und Schelten.

Friedrichs Atem wurde laut, rasselnd. Seine Hand wurde unruhig. Sie legte

sich neben ihn, ihn vor dem Saal und vielleicht auch den Saal vor ihm schützend. Sie fürchtete, jeden Augenblick könnte jemand die Decke hochheben und zu ihnen treten. Seine Hand hatte die ihre fahren gelassen und irrte, taumelte auf der Decke. So taumelte auch sein Blick. Er hielt die Augen jetzt offen, überweit. Für Augenblicke traf er sie. Das Bildchen lag auf der Decke. Noch einmal griff er danach. So schwer ist der Abschied. So schwer. Else dachte: Noch fühlt er, daß ich bei ihm bin. Dachte: Was ist der Tod? Er geht fort. Aber wir haben ihn in uns aufgenommen. Sie bedeckte sein Gesicht, als das letzte Röcheln aufbrach, damit ihr Blick, den er noch spürte, ihn nicht bedränge.

Das Lager im Wald

Es war nicht einfach, sich an ihn zu halten. Aber der zierliche blonde Leutnant war anders als die anderen. Mit ihm konnte Wera den ganzen Nachmittag zusammen im Wald umhergehen, ohne daß er versuchte, sie ins Moos zu legen oder auch nur ihre Brust zu berühren. Er hieß Hans-Georg Baum und stammte aus Schlesien. Sein Vater war Pfarrer dort.

Die Stellung lag am Rande des Waldes, der sich wie eine dunkle Kulisse hinter den Baracken erhob. Zu Füßen der Stellung lag offenes Land, Rüben- und Kornfeld, am Horizont der Kirchturm der kleinen ostpreußischen Stadt.

Es hieß, das Führerhauptquartier sei in der Nähe, direkt nicht, im Umkreis aber von hundert Kilometern. Deshalb sei hier der starke Flakschutz.

Mit dem Leutnant war gut, schweigend zu gehen. Er kannte den Wald, seine Pflanzen, die Stimmen der Vögel. Er hatte Förster werden wollen, der Krieg hatte ihn daran gehindert. Aber Wera hatte keine Geduld. Es genügte ihr nicht, die Stille der Bäume zu atmen, ihre ruhige Brandung. Mit Ungeduld drängten in ihr Schwärme ungelöster Fragen.

Vor einer Fichte stehend, die schlank in die Höhe geschossen war und in deren Wipfel sich der Blick des Jungen verlor, konnte sie fragen, ob er daran glaube, daß die großen Nationen wirklich an der Vermischung mit minderen Rassen zugrunde gegangen seien. Er schüttelte auf solche Fragen den Kopf: Er habe darüber nicht nachgedacht. Es sei ihm gleichgültig, auch könnten wir nicht ermes sen, nach welchem Maß gemessen werde.

Ein andermal fragte sie, ob für Hagen ein Ausweg gewesen sei. Mußte er Siegfried ermorden? Gibt es nichts, das stärker ist als die Treue? Als das gegebene Wort? Der junge Mann zuckte die Achseln. „Es war sein Schicksal. Was kann einer gegen sein Schicksal...“, und hob den Laufkäfer auf, der unter dem Stein saß.

Näher rückten die Fragen, weiter entfernte ihn seine pflanzenhafte Abgewandtheit, als das Russenlager im Wald aufgeschlagen wurde. Ungesehen

woher, über Nacht fast, stand es da. Es war mit einem Lattenzaun über Augenhöhe umgeben und mit Stacheldraht umzogen. Unbestimmte Gerüche drangen heraus: daß die Russen, die darin gefangen lägen, vor Hunger einander die Ohren abfräßen, daß auf den Diebstahl einer Scheibe Brot Todesstrafe stünde, daß man sie schreien hören könne, des nachts, aber auch singen.

Für Wera schien das Lager die Lösung aller Fragen in sich zu tragen, nicht solcher Fragen, über die man sprechen konnte, anderer, ungedachter, geheimer. Deshalb drängte sie auf ihren Spaziergängen in seine Nähe. Aber der Leutnant ging abgewandten Gesichts daran vorbei und zählte die Ringe der mächtigen Stämme, die die Gefangenen geschlagen hatten, klopfte mit einem Stein gegen die hell schimmernden Schnittflächen, einen seltsamen, summenden Ton hervorzaubernd, und erklärte, es gäbe eine Musik der geschlagenen Bäume, die noch niemand erforscht habe. Still und geheimnisvoll lag das Lager dem Holzplatz gegenüber, so still, als sei kein Funken Leben darin.

Der Dienst in der neuen Stellung war ruhig. Es gab wenig Einflüge. Die Russen kamen mit einzelnen und recht langsamen Maschinen, Engländer wagten sich selten so weit hinauf. Es blieb viel Zeit. Intrigen und Liebeshandel wurden gesponnen, die Männer und auch einige der Mädchen begannen zu trinken. Auch Hans-Georg trank.

Fest, sicher, zuverlässig, Achse, um die alles kreiste, Nabelschnur, die sie mit der Wirklichkeit verband, schien Wera nur die Verbindung mit Helmut. Sie schrieben einander fast täglich, obwohl wegen unregelmäßiger Zustellung und durch häufiges Verlorengehen der Post kein Wechselgespräch zustande zu bringen war. So schrieb jeder, was ihn eben bewegte, unabhängig davon, ob der andere darauf eingehen konnte oder nicht. Das Schreiben allein war schon Mitteilung, schon Erleichterung. Das Russenlager erwähnte Wera nicht. Wie hätte sie die Beunruhigung, die es ausstrahlte, erklären sollen? Aber auf ihren Spaziergängen, die sie jetzt häufig allein unternahm, gelangte sie immer wieder in seine Nähe.

Einmal, an einem Sonntagabend, hörte sie die Gefangenen singen. Sie war schon auf dem Heimweg. Aber die Stimmen zwangen sie, noch einmal umzukehren. Das war eine hohe, helle Stimme, schwebend über den anderen, die bestimmt und kräftig einfielen. Nie hatte sie solch eine Stimme gehört: strahlend, lächelnd, und nie solch ein Lied. Die Singenden saßen vor ihrer Baracke unweit der Umzäunung. Wera preßte sich an den Bretterzaun. Es war gerade noch hell genug, in die Gesichter zu sehen. Derjenige, der die helle Stimme sang, war schmal und dunkel. Er sah Helmut ähnlich, nur, daß seine Stirn offener war. Sie sangen lange. Drei Wachhabende standen und hörten zu. Ihre gelösten Gesichter paßten schlecht über die Uniform.

Wera konnte durch die Spalten im Zaun nur immer einen Ausschnitt sehen. Sie suchte den Sänger, hielt sich an seinem Gesicht, bis das sinkende Dunkel es zudeckte. Auf dem Weg durch den Wald, in die Stellung zurück, blieb die Stimme bei ihr, zugleich das Gesicht, das Helmut's Gesicht war. Je näher sie ihrer Unterkunft kam, um so schneller ging sie, lief schließlich. Aber die Stimme blieb. Sie blieb noch, als Wera unter der grauen Decke lag, auf dem Strohsack, inmitten der anderen Mädchen, unter Geflüster, Gekicher, Geräuschen des Schlafes. Sie schwoll übermächtig, umfloß Wera, hob sie auf. Hob sie und sank in sie hinab. Nah war das Gesicht des Geliebten, nah über ihr. Ein Schlag durchfuhr sie: wessen Gesicht? Helmut's oder das des Russen? Aber dann war da die Stimme, siegend, hüllte sie ein. Das Gesicht, beide in sich vereinigend, legte sich auf das ihre. Sie fühlt die pochende Schläfe mit den geschlossenen Lidern. Ihr Mund nahm den Kuß seiner Lippen auf.

Von Tränen geschüttelt, erwachte sie. Das Morgenlicht fiel schon herein. Sie deckte die Hände über die Augen, lauschte, ob nicht der Pfiff schon schrillte, ob noch ein paar Atemzüge Zeit blieben, in der ihr Gesicht sich schließen könnte, wie sich eine Wunde schließt.

Seither ging Wera nicht mehr in den Wald. Aber immer, unter der Arbeit noch und im Schlaf, wußte sie in ihrem Rücken die grauen Baracken, den Zaun, die Stimmen, das Schweigen, heiß wie ein Schrei. Der Traum kam wieder und wieder, in verschiedenen Abwandlungen, als wollte die eine Sache von allen Seiten beleuchtet sein. Wera glaubte, sie könne sich vielleicht davon befreien, wenn sie Helmut darüber schriebe, aber sie schickte den Brief nicht ab, trug ihn lange bei sich unter den letzten, die sie von ihm erhalten hatte, und warf ihn dann schließlich ins Feuer.

Das Lager, obwohl Wera es mied, drängte sich wie ein selbständiges Wesen an sie heran.

Sie hatten Zugang bekommen, Zwillinge, Hanna und Franziska Stieber oder Hans und Franz, wie sie einander riefen. Sie sahen einander so ähnlich, daß Wera sie in der ersten Zeit nur mit Mühe auseinanderhalten konnte. Es gab viel Verwechslungen mit ihnen und viel Gelächter. Die Mädchen erinnerten an Gitta. Sie waren ebenso blond, ebenso schmal und hochgewachsen. Aber der Schwung ihrer Stirn und das Blau ihrer Augen war stiller. Ihre Gedanken waren wohlgeordnet, übersichtlich und nützlich, nirgends rührten sie an den Kreis, der ihnen gezogen war.

Was Wera an Gitta so sehr geliebt hatte, die ausgreifende Kraft, das Ergreifene an sich heran- und durch sich hindurchziehend, war nur wie ein schwacher Abglanz in ihnen. Sie waren freundlich, still und verläßlich. Ihre Eltern wohnten in einer benachbarten Kleinstadt, mit der Bahn in einer guten Stunde erreichbar, auf der Strecke nach Königsberg. Wera erfuhr, daß der Vater der Mädchen, Wachtmeister, in das Gefangenenlager im Wald kom-

mandiert worden sei. Als die Mädchen sie einluden, mit ihnen nach Hause zu fahren, willigte sie nur zögernd ein. Aber eben die Furcht, ihren Vater dort anzutreffen, lockte sie auch.

Der Wachtmeister Stieber war grobknochig und breitschultrig, ein schnauzbärtiges Gesicht, obwohl er glattrasiert war. Wera suchte in ihrem Gedächtnis, ob sein Gesicht unter den Lauschenden gewesen sei, aber sie konnte es nicht herausbekommen. Wie er am Tisch saß, die Makkaroni durch die Zähne heraufzog, daß die Tomatensoße aus den Mundwinkeln floß, schien es ihr unmöglich, daß es, in Lauschen gelöst, den spiegelnden, rötlichen Glanz der Backen, die Falte des Mißtrauens zwischen den Brauen verlieren, daß seine Hände, mit rötlichen Haaren bedeckt, die das Messer wie ein Werkzeug umschlossen, vergessen, träumend herabhängen könnten. Vielleicht, dachte sie, ist noch ein Glanz in den Augen... aber sie fing seinen Blick nicht auf, er blieb fest auf den Teller gerichtet, auf Makkaroni und Schinken.

Er sprach beim Essen nicht mit den Mädchen, warf nur der Frau hin und wieder ein Wort zu, eine Frage: ob die Kohlen schon geholt seien oder ob inzwischen der Garten gegraben worden sei. Als die Schüsseln leer waren, schlug er den Mädchen, die rechts und links von ihm saßen, gutmütig auf die Schultern. „Na, macht ihr mir auch keine Schande?“ Er lachte dazu mit gelben Zähnen und wischte mit dem Handrücken den Soßenrest aus dem Mundwinkel.

Kein Wort fiel über seinen Dienst. Auch nicht am Nachmittag, als er in den Garten ging, der hinter den Straßen lag, und die Mädchen ihn auf dem Weg dorthin ein Stück begleiteten.

Frau Stieber war lebhaft, gesprächig und geschäftig-beschäftigt. Man hatte ihr die Aufgabe übertragen, Züge voller Menschen, aus den im Bombenhagel berstenden Städten kommend, in dem ruhigen Städtchen einzuquartieren. Sie war ständig unterwegs, überprüfte Wohnungen, hörte Beschwerden, stand auf dem Bahnhof und rief die Namen der Ankömmlinge von ihrer Liste ab, teilte ein, kommandierte, schleppte Koffer, warf Leute und Gepäck durcheinander und machte aus allem Wirbel am Ende doch wieder etwas Ordnung.

Auch am Abend dieses Tages kam ein Transport an. Die Zwillinge wollten der Mutter helfen, und auch Wera ging mit auf den Bahnhof. Ihr schwindelte in dem Durcheinander von Stimmen und Kinderweinen, in dem Hin und Her, dem Schimpfen und Bitten. Sie half ein paar Koffer auf einen bereitstehenden Wagen hinaufreichen, die dann wieder herabgeholt werden mußten, fing schließlich ein kleines Kind auf, das die Mutter verloren hatte, tröstete es und nahm es auf den Arm. Die Zwillinge tauchten ab und zu auf wie Segler im Sturm, während die Stimme der Mutter, von irgendeiner

Kommandobrücke kommend, das Ganze übertönte. Anna, plötzlich neben ihr, nahm Wera das Kind ab und führte es an der Hand durch den Wirbel.

Wera dachte, daß sie immer so abseits wie hier sei, am Rande des Geschehenden. Dabei, ohne beteiligt zu sein, unfähig, sich einzuordnen, und nicht mit einbezogen. Sie dachte: Kann ich es denn nie überwinden? Und bin ich allein so? Oder ist das Gefüge der anderen, das mir so dicht scheint und das mich ausschließt, ein sinnloses Durcheinander, in dem jeder allein ist wie ich? Sicher gefügt, unangefochten waren die anderen: der Wachmeister, der aus dem Russenlager kam, die geschäftige Frau, die Mädchen.

Sie gingen früh zu Bett. Wera lag mit den Zwillingen in einer Kammer. Sie lag lange wach. Das Haus war voller Geräusche.

Plötzlich kam die Frau mit flatterndem Haar in die Kammer, beugte sich über die Zwillinge. „Kommt zu Vater, schnell, schnell, helft doch!“

Die Mädchen taumelten auf, verschlafen. Sie liefen die Treppe hinab. Wera beugte sich über das Geländer. Sie hatten die Schlafzimmertür offen gelassen. Sie hörte den Wachmeister stöhnen, die Frau rüttelte ihn, und die Mädchen riefen ihn an. Er schlug um sich, schrie, gurgelte, ächzte. Als er endlich wach wurde, sagte er schwer atmend, mit weit geöffneten Augen, aus einem schweren Mund, aber mit seiner gewöhnlichen tiefen Stimme: „Drei Eimer Erbsen! Drei Eimer!“ Dann legte er sich zurück und schlief ein.

Die Zwillinge kamen die Treppe heraufgeschlichen, legten sich wortlos zu Bett.

Auch am Morgen sprachen sie nicht über die Nacht, und Wera scheute sich, sie zu fragen. Sie mußten früh fort. Der Wachmeister schlief noch. Er hatte erst nachmittags Dienst. Die Frau küßte die Mädchen zum Abschied und gab ihnen eine Tüte voll Äpfel mit. Sie sah übernächtigt und alt aus, und Wera fühlte sich ihr plötzlich nahe.

Einige Wochen danach kamen die Mädchen von einem Sonntagsurlaub nicht in die Stellung zurück. Wera hatte keine Ablösung und mußte den Tag über am Klappenschränk bleiben. Verschiedene Mutmaßungen wurden laut, bis Leutnant Baum die Mitteilung brachte, der Vater der Mädchen, der zu der Wachmannschaft des Gefangenenlagers gehörte und der mit den Töchtern zusammen den Sonntag zu Hause verbracht habe, hätte sich im Keller erhängt, an einem Haken unter der Treppe. Man hätte ihn erst dort gefunden, nachdem die Familie allein zu Abend gegessen und er zur Zeit des Zubettgehens noch nicht da gewesen sei. Da sein Waffenrock an der Tür gehangen, hatte man den Mann in der Nähe vermutet. Der Frau war die Ahnung gekommen, als sie entdeckt hatte, daß der Kellerschlüssel nicht an seinem Ort lag. Die Mädchen kamen am anderen Morgen verstört und weint.

Es gab keine Flucht mehr: Vom Walde her legte sich wie steinschwerer, steinkalter Druck das Lager über den Rücken. Furchtbar war sein Schweigen. Furchtbarer noch seine singende Stimme.

Die Felder zu Füßen kamen, erstarrte Wellen, von den Türmen der Stadt her, in der der Wachtmeister war, den seine Träume erdrückt hatten. Aus dem Teller stiegen ätzende Dämpfe: „Drei Eimer Erbsen! Drei Eimer Erbsen mußt du, matt vor Hunger, verschlingen! Du willst nicht? Hast du nicht gesagt, du hast Hunger? Friß! Stirb! Friß!“ Die Zwillinge saßen sich stumm gegenüber.

Hans-Georg Baum schwankte herein. „Man muß sie erforschen, die Musik der geschlagenen Bäume ...“

Wera drückte sich fest in die Ecke. Stimmen waren um sie, verwirrend nahe und unverständlich. Es roch nach Schweiß, Leder und Tabak. Helmut's Brief war das Vertraute und Tröstliche, an dem man sich festhalten konnte. Sie schloß die Augen. Helmut hatte geschrieben: „In Deinen Briefen ist viel Verschweigen. Ich weiß für uns beide nur eine Hilfe! Wir müssen zueinander. Es ist Urlaubssperre bei uns, bei Euch vielleicht auch. Aber es gibt Heiratsurlaub. Heiraten wir also!“

Verbrannte Züge, zerbombte Bahnhöfe, Truppentransporte, Züge voller Kinder, Matschschnee, Nebel, künstlicher Nebel über den Städten und über anderen Rauch. Nimmt die Fahrt denn kein Ende? Führt sie, ein blindes Wagnis, uns noch zusammen?

DIE SACHE MIT DER MENSCHLICHKEIT

*Man soll als Mensch die schwachen Menschen lieben,
von allen Schwächen ist ja niemand frei,
und schon Herr Goethe hat so schön geschrieben,
daß jeder Mensch recht gut und hilfreich sei.
Doch wenn die Bösen roh sind und die Güte falsch verstehn,
da muß die Güte flötengehn; dann kommt's drauf an, wer – wen!*

*Man soll als Mensch die Feigen nicht verachten,
So mancher Feige zeigte lieber Mut.
Man muß die Sünder rücksichtsvoll betrachten,
die meisten Sünder sind sich selbst nicht gut.
Doch wenn die Feigen betzen und die Sünder Recht verdrehn,
da muß die Rücksicht flötengehn; dann kommt's drauf an, wer – wen!*

*Die Seelenkranken sind nicht zu beneiden,
drum muß man immer nett zu ihnen sein.
Und weil die Zweifler durch das Zweifeln leiden,
soll man die Zweifel ihnen auch verzeihn.
Doch wenn die Kranken prahlen und die Zweifler Zwietracht sä'n
da muß die Duldung flötengehn; dann kommt's drauf an, wer – wen!*

*Man soll als Mensch auch dumme Menschen lieben,
ach, mancher Dumme wäre lieber klug.
Man muß die Trägen liebeich vorwärts schieben;
auch manchem Trägen gebt's nicht schnell genug.
Doch wenn die Dummen bocken und die Trägen störrisch stehn,
da muß die Liebe flötengehn; dann kommt's drauf an, wer – wen!*

*Der Mensch muß menschlich sein und menschlich bleiben;
wer ungern menschlich ist, ist auch nicht gut.
Nur darf man Menschlichkeit nicht übertreiben!
Leicht wird unmenschlich, was zu menschlich tut!
Denn wenn Verbrecher droben und die Mörder auferstehn,
dann ist die Schonung Massenmord! Dann kommt's drauf an, wer – wen!*

DIE SACHE MIT DER WIRKUNG

*Es sind uns manche Leute gar nicht grün,
weil alles, was uns dient, ihr Schaden ist.
Hingegen unsre Schwäche macht die Leute kühn;
ein falsches Wort von uns läßt ihren Weizen blühn.
sie düngen ihren Grund mit unserm Mist.*

*Drum muß man sich die Leute gründlich anschauen.
Drum frage man sich immer, wem was nützt!
Drum darf man nicht in jede Kerbe reinbaun,
sonst fällt man mit dem Ast, auf dem man sitzt!*

*So manche Leute können reizend sein.
Sie hätscheln dich und sind stets für dich da.
Sie sind sehr höflich, freundlich, geistreich und sehr fein
und sagen, du seist unfrei, und wolln dich befrein;
doch sagst du ja, stehst du mit obne da.*

*Drum mußt du dir die Leute gründlich anschauen.
Drum frag bei jedem Ratschlag, wem er nützt!
Drum darfst du nicht in jede Kerbe reinbaun,
sonst fällst du mit dem Ast, auf dem du sitzt!*

*Die Leute schimpfen auf dein neues Haus.
Dein Haus hat Mängel, und du stimmst mit ein.
Doch so ermutigt, packen sie den Sprengstoff aus,
und während du noch jammerst, sprengen sie dein Haus,
um dich von seinen Mängeln zu befrein!*

*Drum mußt du dir die Leute gründlich anschauen.
Drum frag bei der Kritik stets, wem sie nützt!
Drum darfst du nicht in jede Kerbe reinbaun,
sonst fällst du mit dem Ast, auf dem du sitzt!*

*Die Leute rufen nach dem „freien Wort“.
Das ist in deinem Sinn, du stimmst mit ein.
Doch wenn ihr Wort dann frei ist, betzen sie zum Mord.
Dann poche du nur auf dein vogelfreies Wort;
sie schlagen dir den klugen Schädel ein!*

*Drum mußt du dir die Leute gründlich anschauen.
Drum frag bei jedem Worte, wem es nützt!
Drum darfst du nicht in jede Kerbe reinbaun,
sonst fällst du mit dem Ast, auf dem du sitzt!*

KAMPF UM DAS WERK

Aus einem Käthe-Kollwitz-Buch

Im Jahre 1912 begann Käthe Kollwitz mit plastischen Arbeiten. Wohl sah sie ein, daß es zunächst eine teure, brotlose Kunst war; aber sie spürte deutlich, wohin ihr Weg führte.

Dann kam der Krieg. Am 1. August 1919 schrieb Käthe Kollwitz in ihr Tagebuch: „Was für ein Erinnerungstag! Heute vor fünf Jahren ging es los. All das Entsetzliche, das mir jetzt noch fast unbegreiflicher, nackter, scheußlicher vorkommt als damals. Wie wir in unserem Hotel in Königsberg die abziehenden Truppen singen hörten. Karl war hinausgelaufen. Ich saß auf dem Bett und weinte, weinte. Ich wußte alles schon damals.“

Als der Krieg begann, war Peter Kollwitz, nachdem er sein Abitur bestanden hatte, mit seinen Freunden auf einer Reise durch Norwegen. Ob die Jungen nach Deutschland zurückkehren konnten, war fraglich. Aber dann hörte Käthe Kollwitz eines Tages Peters Stimme im Korridor. Bald darauf bat er die Eltern um seine Mündigkeitserklärung, er wolle ins Feld.

Es nützte nichts, daß die Mutter ihm klarzumachen versuchte, er solle abwarten, bis sein Jahrgang aufgerufen werde. Nein, er wolle sich in den Dienst des Augenblickes stellen. Sein Jahrgang sei heute. Er wolle seine Kraft ausschütten, wie die Gebirgsbäche sich im Norden von den Klippen werfen, er wolle seine Kraft nicht löffelweise dem Beruf zulenken.

Wie viele andere Jungen, die sich freiwillig gemeldet hatten und ihr Leben einsetzen wollten, wurde Peter in Prenzlau ausgebildet. Bevor Peter ausrückte, durfte er die Mutter, nachdem sie das letztemal zu ihm gekommen war, zur Haltestelle begleiten. Wie damals, als er ein Kind war, schob er seine Hand in die ihre und ging mit ihr gemeinsam durch den Abend. Es war dunkel geworden, und die Sterne standen am Himmel. Mutter und Sohn suchten gemeinsam die Sternbilder und gingen langsam den Waldweg entlang.

In dieser Zeit setzte sich Käthe Kollwitz in ihrem Tagebuch mit dem heroisch Starrenden dieser Kriegszeit auseinander und mit dem widernatürlich heraufgeschraubten Seelenzustand.

Käthe Kollwitz konnte nicht begreifen, wie Gabriele Reuter von der Wollust des Opfers kündete.

Sie fragte sich, wo nur die Menschen den Heroismus hernahmen, ihre Lieben vor die Kanonen zu schicken, über deren Leben sie bisher so sorgsam gewacht hatten. „Ich fürchte, nach diesem Seelenaufwand kommt eine desto schwärzere Verzweiflung und Verzagtheit nach.“ Und im September: „Nur das Furchtbare des Zustandes, an den man sich fast gewöhnt, ist gegenwärtig. In solchen Zeiten kommt es einem so blödsinnig vor, daß die Jungen in den Krieg gehen. Das Ganze so wüst und hirnerbrannt. Mitunter der dumme Gedanke: sie werden in einem solchen Tollwerden doch nicht mit-tun – und sofort wie ein kalter Strahl: sie müssen, müssen! Alles ist gleich vor dem Tod, runter mit der Jugend! Dann könnte man verzweifeln.“

Im November 1914 fiel der achtzehnjährige Peter bei Dixmuiden.

Schon am 1. Dezember entstand bei Käthe Kollwitz der Plan eines Denkmals für die kriegsgefallene Jugend. „Kein Mensch hat ein solches Anrecht darauf, es zu machen wie ich.“

In der folgenden Zeit bemühte sich Käthe Kollwitz, den Krieg zu sehen, wie ihr Peter ihn gesehen hatte: in Hölderlins Auffassung vom Tod fürs Vaterland. Sie wollte ihrem Sohn um jeden Preis nahe bleiben, aber sie konnte sich auf die Dauer ihrer eigenen Erkenntnis nicht verschließen, die den Krieg verneinte.

Im Februar 1915 begann Käthe Kollwitz, sich erneut über ihre Arbeit Rechenschaft abzulegen, sie sprach in ihrem Tagebuch davon, daß sie doch weitergekommen sei, aber Umwege gemacht habe, auf keinen Fall wolle sie sterben, bis sie das Samenkorn, das in sie hineingelegt sei, bis in den letzten kleinen Zweig entwickelt habe. Sie schloß: „Ich darf nicht nur meine Arbeit vollenden – ich *soll* sie vollenden. Das scheint mir der Sinn von all dem Gerede über Kultur. Sie entsteht nur durch Ausfüllen des Pflichtenkreises durch den einzelnen. Wenn jeder seinen Pflichtenkreis erkennt und ausfüllt, kommt echtes Wesen heraus. Die Kultur eines ganzen Volkes kann schließlich auf nichts anderem aufgebaut sein.“

Ein Jahr später bekannte Käthe Kollwitz: „Mein ganzes Mutterleben liegt eigentlich schon hinter mir. Ich habe oft eine fürchterliche Sehnsucht danach zurück, Kinder – meine Jungen – zu haben, einer rechts und einer links, mit ihnen zu tanzen wie früher, wenn der Frühling kam und Peter mit Blumen kam und wir einen Frühlingstanz machten.“

Im Laufe des Jahres strebte sie mehr und mehr zur Einfachheit und sprach von dem Durchschnittsbeschauer, dem der Künstler entgegenkommen solle: „Kunst für den Durchschnittsbeschauer braucht nicht flach zu sein. Sie wird ihm noch gefallen, auch wenn sie platt ist. Sicher aber wird ihm wahre Kunst gefallen, die einfach ist. Es ist ganz meine Meinung, daß zwischen Künstler und Volk Verständnis sein muß; zu den besten Zeiten ist das immer so gewesen.“

Danach richtete sie sich bei ihrer Arbeit am Denkmal, die sehr langsam vorwärtsschritt. Im Selbstgespräch ihres Tagebuches stellte sie den Sinn des Opfern in Frage und dachte an die Rede des Geistlichen, der damals die Freiwilligen einsegnete, unter denen Peter Kollwitz war. Der Pfarrer sprach von dem römischen Jüngling, der in den Abgrund sprang und ihn damit schloß: Jeder dieser Jungen dachte, er müßte nun genauso handeln. „Was aber herauskam“, schrieb Käthe Kollwitz, „war etwas sehr anderes. Der Abgrund hat sich nicht geschlossen. Millionen hat er verschlungen und klappt noch. Und Europa, ganz Europa opfert noch immer wie Rom sein Schönstes und Köstlichstes, aber niemand ist, der das Opfer lohnt.“

Es entsprach Käthe Kollwitz, daß sie sich nicht rückhaltlos ihrer Trauer überließ und sich unmittelbar nach dem Tode ihres Sohnes seiner Freunde annahm, ihnen schrieb und um sie bangte mit der ihr eigenen mütterlichen Wärme, bis sie am 13. Oktober 1916 in ihr Tagebuch eintrug: „Nun, mein Peter, das ist nun vorüber. Du hast Deine Freunde im Jenseits.“

Sie sehnte sich leidenschaftlich nach Frieden und schrieb ihrem Sohn Hans von einem Vortragsabend, den Eysoldts bei Cassierer vor geladenen Gästen gaben. Die ersten Dichtungen, die sich mit dem Krieg auseinandersetzten, gingen an den Zuhörern vorüber, aber dann las die Durieux eine Geschichte von Leonhard Frank: ein Kellner bekommt im Jahre 1894 ein Söhnchen, tut alles für das Kind. Der Junge besucht die höhere Schule, soll studieren. Der Krieg kommt, und der Sohn fällt, die Arbeit wird sinnlos für den Kellner.

Einmal, als er während einer Gewerkschaftszusammenkunft bedient, beginnt er zu reden und stammelt etwas über den Krieg. Alle, die um ihn sind, verstehen ihn, sie sind geschlagen und getreten durch den Krieg, sie werden sehr erregt, gehen auf die Straße, bald wird das ein Zug, dem sich viele anschließen, alle schreien nach Frieden. „Dies las die Durieux mit einer eigenen wachsenden Leidenschaft und Erregtheit. Es war fast nicht zum Aushalten. Ich fühlte, daß nicht nur ich es war, die kaum an sich halten konnte.“

Als sie geendet hatte und ihr letzter Ruf ‚Frieden‘ nachklang, rief einer aus den Zuhörerenden laut, wie in übermäßiger Sehnsucht, immer wieder: ‚Frieden, Frieden . . .‘ Es war, als ob alle hochgehoben wurden von derselben Welle . . . und doch geht der Krieg weiter und kann nicht aufhören. Nach anderen Gesetzen.“

Im April 1917 bereitete Käthe Kollwitz ihre Ausstellung vor und sah mit aller Deutlichkeit, daß alle Blätter Extrakt ihres Lebens waren. „Nie habe ich eine Arbeit kalt gemacht, sondern immer gewissermaßen mit meinem Blut. Das müssen die, die sie sehen, spüren.“

Während sie weiter am Denkmal arbeitete, fürchtete sie, es käme etwas

Akademisches heraus – bis eine Barlach-Ausstellung ihre Phantasie lockerte. Danach konnte sie gut am Relief arbeiten und kam auf den Gedanken, eine Rundplastik zu gestalten, zu der sie die Skizze machte: Mann und Frau knien und lehnen sich von vorn gegeneinander. Sehr tief liegt ihr Kopf an seiner Schulter, sein Kopf liegt auf ihrem Rücken, er hält sich die Hand vor die Augen.

Das Streben zur Einfachheit wurde immer stärker in Käthe Kollwitz, und sie schrieb im Zusammenhang mit dem Denkmal: „So wie ich die Eltern machen will, werktäglich einfach im Empfinden, aber ganz Gram.“

Silvester 1917 dachte sie an den neuen Ausblick, den Rußland gab. „Von da ist etwas Neues in die Welt gekommen, was mir entschieden vom Guten zu sein scheint. Eine neue Hoffnung, daß in der Entwicklung der Völker in der Politik nicht, wie bis jetzt, nur Macht entscheidet, sondern von nun an auch die Gerechtigkeit mitwirken soll. Die Russen haben gezeigt, daß eine Möglichkeit dazu ist, und dies ist vielleicht das schönste geistige Erlebnis im letzten Jahr gewesen.“

Einen Monat später setzt sie sich wieder mit ihrer Arbeit auseinander. „*Das erste Stadium:* Wenn man anfängt zu fühlen, wie die Gleichgültigkeit nachläßt, eine Art Auftauen und wieder Fühlenkönnen eintritt. *Das zweite Stadium:* Wo ein wirkliches und frohes Interesse da ist und man nicht mehr an der Berechtigung, gerade dies zu arbeiten, zweifelt. *Das dritte Stadium:* Wo die Arbeit einen in Klammern hat, wo sie wie eine Last auf einem draufhockt und man weniger froh ist als schuftet. *Man muß.*“

Bis in ihren Traum geht das Ringen um die Arbeit. Käthe Kollwitz träumt: sie kann plötzlich nichts mehr sehen und sagt zu ihrem Mann, der sie führt: „Aber ich muß doch arbeiten.“

Der Krieg geht weiter und weiter. Es ist März 1918 geworden, und Käthe Kollwitz kann sich überhaupt nicht vorstellen, wie jetzt die Eltern ihre Jungen in den Krieg gehen lassen müßten „ohne inneres Jasagen nur zur Schlachtbank. Das ist das, was alles anders macht. Das Gefühl: wir waren betrogen damals. Und der Peter lebte vielleicht noch, wenn nicht dieser furchtbare Betrug gewesen wäre. Der Peter und Millionen, viele Millionen anderer. Alle betrogen.“

Am 1. Oktober 1918 schrieb Käthe Kollwitz in ihr Tagebuch: „Deutschland steht am Ende. Widersprechende Gefühle. Deutschland verliert den Krieg.“

Was kommt nun? Wird das patriotische Gefühl noch einmal so aufflammen, daß eine Verteidigung bis zum letzten einsetzt? Das Kerrsche Gedicht. Ich finde nichts in mir, das dazu ja sagt. Wahnsinn käme es mir vor, wenn das Spiel verloren ist, es nicht abubrechen und zu retten, was zu retten ist. Die Jugend, die noch lebt, muß Deutschland behalten, sonst verarmt

es absolut. Darum nicht einen Tag weiter Krieg, wenn man erkennt, daß er verloren ist.“

Richard Dehmel veröffentlichte im „Vorwärts“ am 22. Oktober 1918 einen Aufruf, in dem er an die Freiwilligkeit aller kriegstauglichen Männer apel-lierte. Eine kleine Schar totbereiter Männer, um Deutschlands Ehre zu retten.

Leidenschaftlich wandte sich Käthe Kollwitz in einer Entgegnung im „Vorwärts“ gegen den Aufruf Dehmels. Sie sah deutlich, daß die Jugend diesem Ruf folgen würde, und sagte, ein solcher Verlust wäre schlimmer und entsetzlicher als der Verlust ganzer Provinzen und endete: „Es ist genug gestorben! Keiner darf mehr fallen! Ich berufe mich gegen Richard Dehmel auf einen Größeren, der sagte: ‚Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden.‘“

Nach Kriegsende besuchte Käthe Kollwitz am 8. Dezember 1918 mit ihrem Mann eine Freiheitsfeier mit einer Rede von Breitscheid und Sätzen der Neunten Symphonie, dirigiert von Strauß, und schrieb in ihr Tagebuch: „Ja, in der Neunten liegt der Sozialismus in reinster Form.“

Silvester 1918 schrieb Käthe Kollwitz: „Der entsetzliche, immer uner-träglichere Kriegsdruck ist fort, und das Atmen wird leichter. Daß wir damit gleich gute Zeiten bekämen, glaubt kein Mensch. Aber der enge Schacht, in dem wir staken, in dem wir uns nicht rühren konnten, ist durchbrochen, und wir sehen Licht und atmen Luft.“

Und in einem Brief an Beate Bonus: „Nach dem Zusammenbruch des Alten, nachdem nun Deutschland nackt, neu, noch ganz ungeprägt und un-gestempelt dastand – *erwartete man alles*. Das Kühnste, ganz Neues. Man lechzte nach Wahrheit, Brudersinn, Weisheit. Das waren die Revolutions-tage. Was geworden ist, hat ein etwas anderes Gesicht bekommen, als man geträumt hat. Das Kind ist kein Wunderkind geworden, sondern ähnelt sei-nen Eltern etwas sehr.“ Und in demselben Brief: „Gegen das, was man er-wartete, ist das, was die Sozialdemokratie gegeben hat, dürftig. Und nun kommt der Kommunismus – in dem unbestreitbar eine Idee liegt – zieht die Menschen eben dieser Idee wegen an sich. Ich schick Euch hier einen Auf-satz von Gorki, vielleicht kennt Ihr ihn. Er hat mich, muß ich sagen, er-schüttert.“

Es ist mir furchtbar schwer, Stellung zu nehmen. Dazu kamen die Tage, in denen Liebknecht und Rosa Luxemburg auf die niederträchtigste, empö-rendste Weise ermordet wurden. . . . Liebknechts Sohn Wilhelm, achtzehn Jahre alt, soll Ostern sein Abitur machen, die Mitschüler verlangen seine Entfernung aus der Schule. Durch solch blöd gehässige Sachen wird das Ge-fühl immer mehr nach links gedrängt. . . . Liebknechts zweiter Sohn, sech-zehn Jahre alt, will Maler werden. Er zeigte mir seine Sachen. Ein unglaub-

lich begabtes Kerlchen. Politisch ist er unbeschwert, das Liebknecht-Temperament sitzt ihm aber in den Fingerspitzen.“

Viel später hörte ich von Käthe Kollwitz, als sie mir die Blätter zeigte, wie sie (auf Wunsch der Familie Liebknecht) Karl Liebknecht in der Leichenhalle vor der Beerdigung zeichnete. Mit 38 anderen Erschossenen lag er in der Leichenhalle. Um seine zerschossene Stirn waren rote Blumen gelegt, das Gesicht stolz, der Mund etwas geöffnet und schmerzhaft verzogen. Ein verwunderter Ausdruck im Gesicht. Die Hände im Schoß übereinandergelegt, ein paar rote Blumen auf dem weißen Hemd. Die Trauer der Hunderttausende an seinem Grabe hatte Käthe Kollwitz einen gewaltigen Eindruck gemacht und fand den Niederschlag in ihrer Zeichnung.

Lange hat sie an den Gedenkblättern gearbeitet: an dem Steindruck, der Radierung und schließlich dem Holzschnitt. Die Arbeiter neigen sich in tiefer Trauer über ihn, man sieht an ihrem Ausdruck, wie sie sein Erbe entgegennehmen. Der schmale Kopf des Toten in seiner Vornehmheit und Ruhe erscheint wunderbar ausgeglichen im Holzschnitt.

Wenn sie die Blätter zeigte und dazu sprach, verdeutlichte sie mit wenigen Worten die Aufgabe, um die es ihr ging. Sie gehörte keiner Partei an, aber sie war dem Sozialismus verbunden. Niemand hätte diese ergreifenden Gedenkblätter so zeichnen können wie sie. Und wieder zeigte es sich, daß ihre Kunst Zwecken diene, wie sie es selbst ausgesprochen hat.

Am 6. Februar 1919 wurde Käthe Kollwitz zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt. Den Professortitel, der ihr verliehen wurde, schätzte sie gar nicht, weil sie ein Gegner aller Titel war; sie schrieb an ihre Freundin: „Wenn Ihr irgendwie zu hören bekommt, daß ich den Professortitel bekommen habe, dann müßt Ihr wissen, daß ich ihn nicht haben wollte. Durch alle möglichen Verzögerungen verspätete sich der Widerruf.“

Von Zeit zu Zeit kritisierte Käthe Kollwitz ihre Arbeit und faßte neue Entschlüsse, die sie dann gewissenhaft durchdachte und nach denen sie handelte. Sie meinte es sehr ernst mit dieser Kritik und wußte, wieviel für sie von einem neuen Auftrieb abhing.

„Früher habe ich Monate an einer Radierung zugebracht. Jetzt will ich einen Steindruck in drei Tagen machen“, warf sie sich vor und wollte versuchen, wieder disziplinierter zu arbeiten. – Schließlich brachte sie die Kraft auf, ihre große Denkmalsarbeit abubrechen.

Immer wieder hinderte Käthe Kollwitz der Gedanke des Alterns, der sie schon verfolgte, als sie in den vierziger Jahren war, und der sich wie eine Last auf sie legte. Mit 52 Jahren fühlte sie sich sehr alt, aber im Herbst desselben Jahres ist sie glücklich, möchte „tanzen und jubeln, daß die entsetzliche künstlerische Totheit“ nachläßt, und nach vier Tagen schreibt sie: „Mit der Arbeit geht es wunderbar gut. Die Figur wächst zusammen, alles

schließt sich, formt sich in meinen Händen. Ich zittere, daß eines Tages alles wieder vorüber ist. Wenn ich nicht arbeite, gibt es immer vielerlei zu tun. Damit vergeht der Tag. Aber es ist doch ein Verschleudern der Tage.“

Und eine Woche später: „Wenn ich aber arbeite, geize ich mit jedem Tage. Befürchte, ich könnte sterben, bevor die Arbeit geleistet. Bin dann erst eigentlich lebendig, bewußt und gern lebend. Dann ist das Leben ein Glück.“ Und nach zwei Monaten: „Ich fühle, daß ich mich doch nicht entziehen dürfte der Aufgabe, Anwalt zu sein. Ich soll das Leiden der Menschen, das nie ein Ende nimmt, das Berge groß ist, aussprechen.“

Wir sollten so schlicht, so klar schreiben, daß auch der einfache Mann jeden Satz mühelos verstehen kann. Die Arbeit muß der Schriftsteller tun, nicht der Leser.

Leonhard Frank

DAS GLÜCK UND DIE GESCHÄFTE

Das ist eine Geschichte von dort unten, wo einst der Prinz Eugen sich mit den Türken herumgeschlagen hat und wo in großen Dörfern niedrige, weißgetünchte Häuser so schnurgerade nebeneinanderstehen wie im Frühherbst die Schwalben auf den Telegrafendrähten; doch darauf kommt es nicht an.

Frühherbst aber war es, Sonntag abend, und in allen neun oder zehn Wirtshäusern, die das Dorf hatte, wurde getanzt, denn es war Erntedanktag, und darauf kommt es schon mehr an. Am Tage hatte das Volk in den Kirchen gegessen, andächtig den Pfarrern zugehört und die kunstvollen Kompositionen von Blumen und Früchten bewundert, die die Lehrer mit ihren Schülern vor den Altären aufgebaut hatten. Nun aber waren die Pfarrer schlafen gegangen, die Blumen und Früchte in den stillen, dunklen Kirchen begannen schon langsam zu welken, und die Bauern vergnügten sich nach einem arbeitsreichen, guten Jahr.

Von überallher war Musik zu hören; in den großen Wirtshäusern spielte die Blechmusik, in den kleineren das Grammophon und in den ganz kleinen einzelne Musikanten auf der Ziehharmonika. Und wie um den Mond zuweilen ein Hof liegt, so lag um jedes Wirtshaus ein Kreis, in dem die Hunde bellten; jeder dieser Kreise war etwas größer als der Kreis, den die Klänge der Musik zogen, denn es gab überall am Rande ein paar Hunde, die sangen auch mit, obzwar sie die Musik gar nicht mehr hörten. Außerdem schien der Mond wirklich ein wenig.

Und nun ging im ersten Wirtshaus die Tür auf, und das „Gespann“ trat ein, wie die Leute sagten: der starke Lepold und der ewige Joschi. Sie waren ungefähr gleich alt, aber sonst so verschieden, daß die Leute sich manchmal wunderten, wie sie miteinander auskommen konnten.

Es gab im Dorf vielleicht zwei Dutzend üppige, schwarzgewichste Schnurrbärte, und einen davon besaß Lepold. Er hieß Leopold Stark, weil er jedoch genauso hieß, wie er war, nannten die Leute ihn den starken Lepold. Er hatte aber nur noch ein Bein, und nun humpelte er, auf seine Krücke gestützt, von einem Tisch zum anderen und bot den Leuten seine Lose an. Und wenn ihm einer den Weg versperrte, schlug er ihm scheinbar aus Versehen ein wenig die Krücke gegen den Knöchel – denn er war etwas gewalttätig und auf Menschen mit zwei Beinen immer ein wenig böse; sie sollten Platz machen,

er hatte zu tun und war der starke Lepold. Und was hieß für ihn schon Erntedankfest? Er besaß keinen Acker, für ihn war immer dann Ernte, wenn die anderen feierten.

Hinter ihm schleppte der ewige Joschi vor dem Bauch einen großen runden Korb daher. Dieser Korb war vielleicht nicht über die Maßen schwer, aber der Joschi war sehr dünn und hatte außer einem guten Herz und einer unverwüstlichen Lunge nichts Kräftiges an sich, und darum streckte er den Bauch weit heraus, drückte die Schultern zurück und trug den Korb beinahe so wie Heinrich Wassermann von der Feuerwehrrkapelle die große Trommel (aber das wäre beinahe wieder eine Geschichte für sich). Den ewigen Joschi nannten ihn die Leute, weil er Josef hieß, Josef Unbehandt, und weil sich niemand vorstellen konnte, er sei irgendwann noch nicht dagewesen oder könnte irgendwann nicht mehr da sein; er sah aus wie ein hochgeschossenes Kind, das nicht altert. An gewöhnlichen Tagen blickte er wie eine Taube aus seinen hellbraunen Augen; sein Herr aber, der starke Lepold, kannte ihn auch anders, kurz gesagt: obstinat, aber davon wollen wir jetzt nicht reden.

Lepolds Stimme übertönte jede Musik. „Tessèk, meine Herren!“ drängelte er und hielt den Leuten ein leinenes Säckchen hin. „Der arme Lepold will auch leben – Paar oder Unpaar? Süßer, saurer oder scharfer?“ Das war nämlich so: er hatte nummerierte Papierröllchen im Beutel und Joschi allerlei Zuckerwaren im Korb, eine Sorte schmeckte nach Honig, eine andere nach Zitrone, und alles übrige nannte Lepold scharf, weil es Menthol, Pfefferminze oder Eukalyptus enthielt.

„Paar“, sagte ein junger Mann, zog eine Rolle und sah, daß eine gerade Zahl darauf stand.

Joschi freute sich immer, wenn jemand Glück hatte. „Gewonnen!“ rief er, und sein mächtiger Adamsapfel tat über dem zu weiten Hemdkragen einen Sprung. Er riß begeistert seine Schildmütze zurecht – aber auch sie war ihm zu groß, und schon bei der nächsten Bewegung verrutschte sie wieder, als bemühe sie sich, seinem einfältigen Gesicht einen verwegenen Zug zu geben. „Süßer, saurer oder scharfer?“ wiederholte er stolz die Worte seines Herrn, vor dem er an gewöhnlichen Tagen großen Respekt hatte. Der junge Mann wählte ein rundes Schächtelchen mit süßem, denn das mochte sein Mädchen am liebsten; es befand sich auch ein keckes Sprüchlein auf dem Deckel, und das Mädchen wurde rot, als es die Worte las.

Dies alles gefiel dem ewigen Joschi so gut, daß er strahlte. Lepold hatte nichts dagegen, denn es war eine gute Reklame für sein Geschäft. Sie gingen weiter; es spielten noch verschiedene Menschen mit, und die meisten gewannen. Lepold sagte nichts, aber er verließ das Wirtshaus, ohne etwas getrunken zu haben, und das war noch mehr.

Draußen stand sein gefedertes zweirädriges Wägelchen; er ließ sich hineinfallen, stellte die Krücke schief neben sich und stöhnte. Der Joschi paßte derweil den Korb hinter dem breiten Buckel seines Herrn in den Untersatz, den der geschickteste Dorfschlosser gebaut hatte und der fast so aussah wie der Kutschbock bei bestimmten Equipagen, die Lepold mal irgendwo in einem alten Buch abgebildet gesehen hatte.

„Wartest du wieder auf blecherne Mehlspeis?“ trieb der Herr. Aber sein Joschi war noch nicht soweit; es beschäftigte ihn noch etwas, und er kicherte: „Was die Leut für ein Glück ham!“ Er wiegte dazu mit Bewunderung den Kopf, aber das sah sein Herr nicht.

„Vom Glück kann man nicht leben“, belehrte der Lepold ihn. „Zum Leben brauchst du Geld. Und jetzt fahr ab!“

Nun stöhnte der Joschi. Wahrscheinlich war es so, wie der Herr sagte, aber er verstand das nicht; darüber waren sie schon öfter aneinander geraten. Er rückte seine Mütze zurecht, spuckte in die Hände und schob an. Nach ein paar Schritten fiel er in Trab. Und er sah noch lange in seinem genügsamen, aber aufgeschreckten Geiste, wie der junge Mann seinem Mädchen die Süßigkeit überreichte und wie das Mädchen bis unter die Haare rot wurde, rot wie eine Rose.

Das Gespann verließ den ersten Kreis des Hundegebells, durchquerte eine Strecke des Schweigens und tauchte allmählich in den zweiten ein. Die Nacht war nicht sehr kühl, und der Mond schien immer noch ein wenig. An gewöhnlichen Tagen redete der ewige Joschi nicht so viel, wie das Vater-unser Worte hat, aber bevor sie in das zweite Wirtshaus gingen, sagte er heute: „Bin neugierig, ob die hier auch soviel Glück ham.“

„Wünsch dir lieber ein Glas Bier“, knurrte der starke Lepold, aber der Joschi verstand nicht, daß das heißen sollte: Solange die anderen Glück haben, gibt's kein Bier. Er winkte nur ab und sagte treuherzig: „Hab noch keinen Durst, Herr.“

Ein paar Stunden später aber hatte er Durst, und auch das sagte er. Es war im fünften oder sechsten Wirtshaus, mitten im Trubel, der sie umgab wie ein schöner Traum. Die Blechmusik spielte, die Leute schwitzten und waren so lustig, auch sie hatten dem starken Lepold wieder viel Ware abgewonnen – es war nun einmal ein glücklicher Tag, das hatte entweder der Herrgott so gewollt oder sonst jemand, auf keinen Fall aber der Lepold, der ebenfalls schon schwitzte, doch nicht vor Freude. „Saufen und tanzen – und dann auch noch Glück haben!“ brummelte er vor sich hin, während er zornig die Krücke aufstieß und zur Tür ging. „Himmelherrgottsakrament!“ fügte er laut hinzu.

„Hast was gesagt, Herr?“ fragte der Joschi, der dicht hinter ihm herging

und sich freute, daß die Leute so lustig waren, daß sie soviel Glück hatten und daß er nicht mehr so schwer an seinem Korb zu schleppen hatte.

„Kusch sollst du sein – das hab ich gesagt!“

Aber dem Joschi gefiel es hier sehr gut, er hätte gern noch eine Weile dagessen und zugesehen, und darum sagte er: „Herr, jetzt hätt ich Durst.“ Und er hatte dabei genau das in der Stimme, was nur Lepold an ihm kannte und nur Lepold abzustellen wußte: jene leise erste Spur von kindlichem Trotz, den der Joschi an gewöhnlichen Tagen nicht hatte.

Der Herr drehte sich nach ihm um, stützte sich auf seinen Fuß und schwang die Krücke – das war genug, das verstand der durstige Joschi sehr gut, denn er hatte die Krücke oft genug übergezogen bekommen in einem langen gemeinsamen Leben, und das war im Grunde das Geheimnis ihrer Harmonie. Aber heute wollte er es nicht erleben – nicht hier vor all den glücklichen Menschen, deren Freude er teilte und denen er sich deshalb zugehörig fühlte; wenn der starke Lepold ihn aber schlug, würden sie ihn auslachen, und er wäre dann nicht mehr einer von ihnen. Darum schwieg er und folgte seinem Herrn auf die Straße.

Dort aber fing dieser zu schimpfen an. „Durst hat er! Hab *ich* denn schon was getrunken? Siehst du nicht, wie schlecht die Geschäfte gehen? Der Korb ist schon halb leer – das ist mir nicht einmal an Weihnachten passiert. Und du – hast Durst! Geh doch mal und versuch, dir dein Brot allein zu verdienen, du Tepp!“

Joschi sagte nichts, denn er wußte, daß er ein Tepp war. Er schob den Wagen in die Nacht hinaus, und fürs erste war alles wieder gut. Aber er dachte über etwas nach – das war daran zu sehen, daß er nicht in Trab fiel. Und nach einer Weile, gerade unter dem Licht einer Straßenlaterne, blieb er sogar wieder stehen.

Er zupfte seine Mütze zurecht und sprach: „Einmal ziehen, das kostet zwei Dinar. Und was kostet dich die Ware, Herr, eine Schachtel, was kostet sie?“ Dabei ging sein Atem so laut, als habe er das Wägelchen eben bergan geschoben.

„Jetzt wird's aber Tag!“ schrie der starke Lepold und schwang im Sitzen die Krücke. „Wo hast du denn *das* her? Fragt man so was?“ Und er winkte den Einfältigen zu sich heran, damit er ihm die Krücke gebe, wie das so oft vorgekommen war.

Der Joschi kam aber nicht. Er blieb hinter dem Wagen stehen und sagte: „Komm du doch her, wenn du mich schlagen willst, ich bin da. Ich weiß, dich kostet eine Schachtel nur ein Dinar. Du verdienst auch, wenn du kein Glück hast. Warum willst du uns nichts gönnen? Es ist doch Feiertag!“

Der starke Lepold besann sich anders – er kannte seinen Joschi: Wenn der bockig wurde, war er imstande, allein nach Hause zu laufen und ihn hier

stehenzulassen. Und das durfte jetzt nicht sein, es war nicht jeden Sonntag in allen Wirtshäusern Tanz, so viele Menschen hatte man nicht immer beisammen, ein solches Geschäft durfte man nicht versäumen. Und wer weiß – vielleicht füllte sich die Hosentasche doch noch mit Geld, ohne daß dabei der Korb leer wurde.

Lepold stellte die Krücke auf ihren Platz zurück und versprach: „Wir werden essen und trinken – komm nur, die Leute warten.“

„Wann?“ fragte Joschi und legte eine Hand an den Wagen. „Zuerst die Arbeit“, sagte Lepold nun wieder. „Wenn du schneller läufst, sind wir in zwei Stunden fertig, dann essen wir im letzten Wirtshaus ein Mitternachtsgulasch und trinken zwei Krügel Bier.“

Joschi nahm die Hand wieder vom Wagen. „Bis dorthin hab ich den Gegenhunger, dann will ich nichts mehr, nur noch schlafen.“

„Jaja, komm nur schon, wir können ja auch früher was trinken. Wenn ich zwei Beine hätt wie du – wo wären wir da jetzt schon!“

Und weil der ewige Joschi im Grunde ja ein gutmütiger Kerl war und weil es ihn immer rührte, wenn der Herr auf seine zwei gesunden Beine anspielte, ließ er sich überreden und fiel wieder in Trab. Aber auch im nächsten Wirtshaus wurde nichts daraus und im übernächsten wieder nichts. Lepold sagte das eine Mal, hier sei es zu voll, und das andere Mal, bei diesem Wirt schmecke das Bier wie Regenwasser.

Joschi hatte immer noch das schöne Bild des Mädchens und des jungen Mannes aus dem ersten Wirtshause vor Augen, und Lepold hatte Angst, es könnte etwas passieren, bevor er alle neun oder zehn Wirtshäuser abgegrast hatte; außerdem wollte und wollte es ihm nicht in seinen gescheiten Kopf, warum er an einem höheren Feiertage nicht beides haben sollte, Geschäft und Glück, wo er doch schon oft gelesen hatte, daß es auf der Welt sogar Menschen gab, die bei Nacht nicht wach sein mußten und doch beides hatten.

Aber der durstige Joschi wurde immer widerspenstiger, und so mußte sein Herr ihn schließlich doch vor der Zeit trinken lassen. „Bleib in Gottes Namen stehn“, sagte er auf ihrem langen Wege durch die Nacht an einer bestimmten Ecke, „und jetzt geh und trink ordentlich, ich warte hier.“ Er zeigte hinüber in den kleinen Park, wo ein artesischer Brunnen plätscherte, und der Joschi brummelte zuerst etwas vor sich hin, ging aber dann doch zum Brunnen und trank. Aber er ging ganz langsam, schluckte das Wasser in großen Abständen und ließ sich viel Zeit.

Unterdes saß der starke Lepold unter einer Laterne im gefederten Wägelchen und tat in aller Eile etwas mit den Nummern im Beutel – der Joschi konnte das nicht sehen, aber als er zurückgekommen war, sagte sein Herr aufgeräumt: „Na, hat's geschmeckt? Und im nächsten Wirtshaus essen wir ein Gulasch, du hast mein Wort.“

Es war schon nach Mitternacht, die Gäste im nächsten Wirtshaus waren zum größten Teil schon angeheitert und merkten nichts. Der Lepold sagte nicht „Paar oder Unpaar“ wie sonst, sondern einfach: „Unpaar ist Trumpf, meine Herren!“, und weil es schon spät war, ließ er auch das „Tessèk, bitte schön!“ weg.

Die Leute zogen und verloren, sie zogen noch einmal und verloren wieder. Sie zogen lauter Paarzahlen. Einmal gewann einer, aber er hatte vorher siebenmal verloren.

„Ihr habt aber kein Glück!“ stammelte der Joschi, dessen Gesicht sich verfärbt hatte; seine Augen blickten aufgestört um sich, und er hatte Angst. „Hier ist der Teufel eingekehrt, Herr!“ raunte er hinterher seinem Herrn zu. „Komm nur schnell hinaus!“

Aber der Herr lachte nur schallend und sagte: „So – und jetzt wollen wir essen und trinken. Geh und such zwei Plätze.“

„Nicht hier, Herr“, tuschelte Joschi, „hier ham die Leute kein Glück, hier ist's nicht geheuer.“

„Aber *wir!*“ flüsterte der Lepold und zwinkerte mit einem Auge. „Aber *wir*, du Trottel. Man muß nur ein bißchen tschiritschari machen, und schon hat man Glück.“

Der ewige Joschi jedoch wollte nicht; er schüttelte nur den Kopf. „Na gut“, sagte Lepold, „*ich* halt's noch aus. Dann halt im nächsten.“

Und weil es ihm nun doch noch gelungen war, das Glück zu erzwingen, und weil das gefederte Wägelchen so schön schaukelte und weil er endlich etwas innere Ruhe hatte, schlief er unterwegs in das nächste Wirtshaus ein.

Joschi aber schob – und es war mit einem Male doppelt dunkel um ihn her. Bis jetzt hatte ihm das Bild der verliebten jungen Leute aus dem ersten Hause wie ein Licht geleuchtet, aber nun konnte er daran nicht mehr denken, und die Nacht war für ihn nur noch ein schwarzer Dorn, der ihn in das Herz stach, und dieser Dorn hieß Tschiritschari. Tschiritschari muß man machen, nur ein bißchen tschiritschari, dann hat man selber Glück, und die anderen haben Unglück... So war das also. Joschi riß sich im Laufen die Mütze vom Kopf und steckte sie in die Hosentasche, um es sich etwas leichter zu machen; aber es half nicht viel, er mußte doch immerzu daran denken.

Nacht um einen herum – und dann auch noch Nacht innen drin, das hält niemand aus. Und weil der Joschi außerdem auch noch einer war, der nichts besaß als das Glück der anderen, fiel plötzlich Zorn in ihn ein und half ihm weiter: Er blieb stehen, um mit seinem Herrn Streit anzufangen. Ich geh jetzt heim, gut Nacht, wollte er sagen, mach du allein tschiritschari, aber als das Wägelchen stehenblieb, grunzte der Herr nur etwas vor sich hin, und daran merkte der Joschi, daß er aus dem ersten Schlaf hochgefahren war.

In diesem Augenblick kam dem sonst gutmütigen Josef Unbehendt aus unerklärlichen Tiefen ein Entschluß. Er schob sofort wieder an, der Herr schlief gleich wieder ein, Joschi fuhr am nächsten Wirtshaus vorbei und immer weiter, unterwegs zog er die Krücke an sich und legte sie hinten quer vor den Korb, nun war der starke Lepold vollkommen wehrlos, er trabte durch Straßen, die schon am Rande lagen, wo die Hunde nicht mehr bellten und wo der Herr nur noch tiefer hinabsank in den Schlaf, und schließlich blieb er auf dem Friedhof stehen.

Leopold Stark kam sofort zu sich. „Aussteigen, Lepold!“ befahl er sich selber, mit geschlossenen Augen noch und sehr energisch, denn er hätte gern noch länger geschlafen, aber er wußte selbst im Dämmerzustand, was er seinen Geschäften schuldig war. Bevor er die Augen öffnete, griff er mechanisch neben sich, um zunächst die Krücke an Land zu setzen, aber die Krücke war nicht da, und in diesem Moment kam ihm noch einiges andere mehr seltsam vor: die Stille, die starke reine Luft – die weder nach Mitternachtsgulasch noch nach schwitzenden Menschen roch – und noch einmal die große Stille.

Er riß die Augen auf und sah nichts als lauter schwarze Silhouetten, das waren Grabsteine und Trauerweiden.

„W-w-w . . .“, das war alles, was er herausbrachte. Dann schluckte er, nahm noch einmal einen Anlauf und stieß hervor: „W-wo bin ich?!“ Das fragte er, obwohl er genau wußte, wo er war.

Gleich darauf klatschte ihm die nackte Angst wie Eiswasser in den kräftigen Nacken, und er begann zu schreien. „Joooschi!“ schrie er, und noch einmal „Joooschi!“ – als habe man ihn in seinem gefederten Wägelchen in der Wüste ausgesetzt und nur sein ewiger Joschi könne ihn daraus befreien. Denn er war überzeugt, nicht sein einfältiger Diener habe ihn hergefahren, sondern ein paar betrunkene Witzbolde aus dem Dorf, die seinen Joschi nun gewaltsam von ihm fernhielten.

Aber der ewige Joschi war da, und nun regte er sich; er stand einen Schritt hinter dem Wagen und sagte leise: „Ich wollt nur wissen, wie du tschiritschari gemacht hast, Herr.“

Jetzt wurde der starke Lepold aber erst recht böse. Er schrie noch viel lauter als vorhin, sprang aus dem Wägelchen, fiel zu Boden, richtete sich fluchend wieder auf und versuchte, den Joschi, der sich mit der Krücke auf und davon machte, zu verfolgen. Eine Weile hüpfte er kläglich wie ein Spatz in der Dunkelheit umher, und am Ende war er froh, daß er wieder zum Wägelchen zurückfand. Schon klebte ihm das Hemd am Leibe, er ließ sich erschöpft in den Sitz fallen und keuchte: „Na warte, du Satan! Was hab ich dir denn getan?“

Der Joschi war sofort wieder zur Stelle. „Wie hast du tschiritschari ge-

macht, Herr?“ fragte er. „Die Leute waren alle so lustig, und du hast sie angeschiert! Leg jetzt das Säckchen hinter dich auf den Korb.“

„Waaas?!“ schrie der starke Lepold schon wieder; er hatte nur ein-, zweimal ruhig Atem zu holen brauchen, und schon war er wieder bei Kräften. „Na warte, dir werd ich! Schieb mich sofort hinaus – oder ich ruf den Totengräber!“

Josef Unbehendt erschrak sehr, denn er wußte, daß Wilhelm Jung, der Totengräber, Lepolds guter Freund war. Aber daran konnte er nun nichts mehr ändern – er würde von seinem Herrn wegen dieser Sache ohnehin spätestens morgen schwarz und blau geschlagen werden, da spielte es keine Rolle mehr, ob das gleich geschah und ob der Totengräber dabei mithalf oder nicht.

„Zuerst machst du tschiritschari, und dann rufst du um Hilfe“, sagte Joschi trotzig. „Ich bleib hier stehen, bis du das Säckchen hergibst.“

Lepold wollte aber das Säckchen auf gar keinen Fall hergeben, und so begann er denn, nach seinem Freund, dem Totengräber, zu rufen. Das dauerte vielleicht so zehn Minuten; die Schreie brachen sich an den Obeliskten über den Grüften und an den Wänden des Leichenhauses, das nicht weit von hier stand, aber Wilhelm Jung, der Totengräber, hatte bei Nacht nichts zu tun, und weil heute ein höherer Feiertag war, saß auch er irgendwo im Wirtshaus und ließ es sich wohl sein.

Dem starken Lepold wurde allmählich klar, daß er den Beutel doch hergeben mußte. Um Joschi abzulenken, rief er noch einige Male, aber schon viel leiser, nach seinem Freunde Wilhelm, packte unterdessen schnell die herausgelesenen Rollen zu den anderen zurück, legte den Beutel hinter sich auf den Korb und verdeckte seine Arglist mit den schmerzlichen Worten: „In Gottes Namen – da ist das Säckchen. Aber jetzt fahr mich raus hier, Joschi, ich bitt dich, ich hol mir sonst die Kränk. Es war doch nur ein Witz, nicht wahr?“

Joschi näherte zum Versuch seine Hand dem Beutel, zog sie jedoch schnell wieder zurück, weil er überzeugt war, sein Herr würde nach ihm schnappen. Das geschah aber nicht, der Joschi versuchte es noch einmal, und beim drittemal griff er den Beutel wirklich.

„Wo gehst du denn hin, um Himmels willen?“ begann Lepold zu lamentieren, als er nun merkte, daß Joschi sich entfernte, und das war kein gespielter Schmerz mehr.

„Nachschauen“, erwiderte der Joschi nur und ging weiter. Er verließ den Friedhof, und weil er nicht wußte, wie er die Krücke tragen sollte, schulterte er sie wie Wilhelm Jung seinen Spaten. Er ging, bis er eine Straßenlaterne fand, dann blieb er stehen, legte die Krücke ins Gras, setzte sich unter das Licht und fing an, eine Rolle nach der anderen aus dem Beutel

zu nehmen. Er drehte sie auseinander, besah sich genau die Zahl, die darauf stand, murmelte diese Zahl halblaut vor sich hin, überlegte, ob es eine Paarzahl war oder eine Unpaarzahl, und die einen steckte er in die linke Tasche, die anderen in die rechte. Denn er wußte, daß sein Herr einen Betrug begangen hatte, und er wollte dahinterkommen, wie das geschehen war. Er fragte sich nicht, ob er ein Recht besaß, solche Dinge zu erfahren, und er wußte auch sonst nicht, was in ihn gefahren war, daß er dies alles plötzlich machte. Zuerst war er böse gewesen auf seinen habgierigen Herrn, und nun trieb ihn selber eine nie gekannte Gier, ein schmutziges Geheimnis zu lüften.

Der starke Lepold saß derweil mutterseelenallein zwischen den Gräbern in seinem gefederten Wägelchen. Und er mochte tun, was er wollte – er mochte sich die Pfeife stopfen, er mochte sich weiden an dem dummen Gesicht, das der Joschi machen würde, wenn er „nachgeschaut“ hatte –, das nutzte schließlich alles nichts: Er war hier mit allem, was er besaß, mit aller seiner Kraft und mit den Hosentaschen voll Geld, verloren und verkauft, er konnte nicht vorwärts noch rückwärts, er war festgenagelt auf das fürchterliche Gefühl der Vergeblichkeit, er sah sich den Toten ringsumher ausgeliefert, und immer stärker wurde alles in ihm überschwemmt von der Furcht vor seinem eigenen baldigen Ende.

So verging eine gute Stunde, und von weitem hörte man schon singend die ersten Leute von den Tanzböden nach Hause gehen.

Der neugierige Joschi hatte nichts gefunden, rein gar nichts. Es war wohl beschlossen, daß er so bleiben sollte, wie er war. Er füllte alle Rollen in den Beutel zurück und schüttelte den Kopf. Wahrscheinlich war er verrückt gewesen, und nun blieb ihm nichts übrig, als demütig zum Herrn zurückzugehen und zu sagen: „Hier hast du die Krücke, Herr, und hier hast du auch meinen Buckel, ich halte still, ich hab's verdient.“

An alles andere wollte er nicht mehr denken – nicht an die hübschen jungen Leute im ersten Wirtshaus, nicht an diejenigen, die Glück, und auch nicht an diejenigen, die Unglück gehabt hatten. Denn das lief ja doch alles ohne ihn ab. Besser wäre es gewesen, er hätte ein Mitternachtsgulasch gegessen, dann hätte er wenigstens *etwas* von diesem schönen Abend gehabt.

Zu seiner großen Bestürzung empfing ihn aber sein Herr ganz anders, als er es erwartet hatte. Er sah zwar vom starken Lepold nicht viel, aber er hörte ihn bibbern und wimmern, und das hatte Lepold bis jetzt noch nie getan. Und als der dann endlich ein paar Worte sagte, sprach er wie einer, der sich in sein Schicksal ergeben hat.

Doch nein, das ist wohl nicht der richtige Ausdruck. Denn Lepold wollte keineswegs schon sterben, er wollte weiterleben, und er lebte weiter, aber das begann damit, daß er seinem Joschi, während dieser ihn wieder hin-

ausfuhr in die Welt, das Geständnis machte, er habe die Leute tatsächlich angeschmiert – wie, das sagte er nicht, denn er schämte sich sehr.

Und weil es noch nicht zu spät war, kehrten die beiden als Gäste im nächsten Wirtshaus ein und aßen und tranken, und sie tranken nicht Bier, sondern Wein. Ein paar letzte Gäste wollten Lose ziehen, aber Lepold schüttelte mit vollen Backen den Kopf, dann schob er den Bissen auf eine Seite hinter die Zähne und sagte: „Es war genug für heute, Kinder. Wir wollen auch noch was vom Fest haben, gelt, Joschi?“

Der Joschi wartete immer noch auf das Donnerwetter, das nie kommen sollte. Immer wieder mußte sein Herr ihn nötigen, er möge doch tüchtig zulangen, es schmecke herrlich, und ihm selber habe es schon sehr lange nicht mehr so gut geschmeckt.

Nur als er den Wein gekostet hatte, blitzte es in Lepolds Augen plötzlich auf, er beugte sich zu Joschi hinüber und sagte halb gekränkt und halb empört: „Den Wirt solltest du auch mal hinausfahren! Dieser Panscher – der macht noch viel mehr tschiritschari als ich.“

„Das kann ich nicht“, erwiderte der Joschi, voll Verwunderung darüber, wie das alles ausgegangen war. „Das wird einmal ein anderer tun. Und nichts für ungut, Herr!“

CHIOGGIA

*Ihr kennt Venedig – seinen armen Schatten,
Chioggia kennt ihr nicht.
Da liegt das Elend auf dem Stroh mit Ratten,
Die stolzen Fenster sind verkreuzt mit Latten,
Hier weint das Licht.*

*In einer Gondel durch die Stadt zu gleiten,
Der tut's vielleicht,
Den der verzückte Rausch treuloser Zeiten,
Die ihm jetzt mageres Schattenmahl bereiten,
Nicht mehr erreicht.*

*Ein trübes Wasser hält die Stadt umfängen;
Vom Meer getrennt,
Verschmachtet sie im Licht mit grauen Wangen
Nach ihm, das hinter Silos, Kranen, Stangen
Mit aufgerißnen, wilden Augen brennt.*

WAS SELTSAM ZU HÖREN IST

*Des Sandes Rascheln unter deinen Sohlen,
Wenn sie im Lauf dich tragen leicht und nackt,
Der Nacht erstauntes, großes Atemholen,
Der murrende, getreue Rädertakt
Des Zuges über graue Alpenpässe,
Wenn Schlagwind an die Scheiben klatscht die Nässe.*

*Meerschäum, der dich zum erstenmal umknistert,
Wenn eine Welle aufsteigt und sich streckt
Und zart vor dir, mit Salz und Schaum geschwistert,
Den Schleier auslegt, der dich kühl erschreckt.
Die Schaumgeburten sterben hin und rauschen,
Dein ungezähmtes Herz beginnt zu lauschen.*

*Das Hufgetön des Jungpferds in den Koppeln,
Das windgebeugte Lied vom Kahn im See,
Wenn deine Schritte sich im Wald verdoppeln,
Wenn, dir vertrauend, ruft vom Ried ein Reh...
Das redende Gebölk, fällt Regen kühlend,
Ihm horchst du, wach und gierig es erfüllend.*

*Sind denn nicht andre Laute dir vertrauter
Und dir wie Atem, Herz und Lachen lieb?
O du solange in dich selbst verschauter,
Unwissend an dir selber schuldiger Dieb,
Wie mußt du dennoch dich ins Weite dehnen,
Einig mit allen Wesen, die sich sehnen!*

IN DER BOMBENSCHENKE

I

*Ich gehe oft in einen Bombenkeller,
Wo jetzt ein Weinwirt haust mit seiner Frau.
Er spielt die Bombenplatte: Feindpropeller,
Sirenenheulen, Trambahn bremst genau,
Und fern das widerliche, gelle Pfeifen
Der Bomben, die zunächst die Vorstadt streifen.*

*Entwarnung dann. Und wieder tut der Tacker.
Droht noch etwas? – Hinkend, doch sonst gesund
Vom Weinversand gleich nebenan der Packer
Tritt mit Gehumpel ein, sagt „Mahlzeit“ und
„Wie mein verdammtes Bombenbein mich foltert!“
Und haut sich auf die Bank hin, daß es poltert.*

*Die Platte spielt. Die zweite Folge meldet
Den Großangriff. Flakdonner merklich schwach.
Wer jetzt nicht fürchtet, daß er sich erkältet,
Legt sich unbildlich oder bildlich flach.
Gottlob, es hat bei uns nicht eingeschlagen.
Soll man hinausgehn, um schon nachzufragen?*

*Wir sitzen furchtsam schöppelnd an der Kante
Des Tisches. – Pause. Und der Weinwirt spricht,
Die Platte bemmend: „Unsere Stadt verbrannte.
Sie wissen es. Es wurde uns zur Pflicht,
Die schwere Zeit des Nachkriegs einzuleiten.
Und heute – gibt's schon wieder stramme Zeiten.*

*Deshalb bediene ich die Bombenplatte,
Und Gustav poltert mit dem Bein dazu.
Wer weiche Ohren hat, stopft sie mit Watte,
Auch große Herren spielen ‚Blindekub‘ . . .
Ich hörte schon, sie drehen wieder oben
Das Originalgeräusch – nur so zum Proben!“*

II

*Wir saßen wiederum im Nachkriegskeller
Bei Pfälzer Wein und einem sauren Fisch,
Im Luftschacht zwitscherte der Windpropeller
Und saugte Hinterhofluft – die war frisch.
Wir waren abnungslos, der Gastwirt lachte,
Als draußen vor der Tür ein Böller krachte.*

*Es war ein Knall, als ob die Stadt einstürzte,
Zuerst das Parkhotel und dann der Dom –
Und Gustav war es, der die Sache würzte,
Indem er kam und viehisch schrie: Atom!
Das Licht erlosch. Wir saßen toderschrocken
Vor unserm Wein und kauten Brezelbrocken.*

*Die Wirtin brachte eine Unschlittkerze,
In Froschmannskleidung stand sie und las vor
Ein längstverjährtes Euratomgeferze,
In welchem ein Minister uns beschwor,
Wir sollten Mut und viel Vertrauen fassen
Und nicht beim ersten Knall die Haut verlassen.*

*Noch immer höre ich's, wie Gustav sagte,
Der mit dem Bombenbein vom letzten Krieg:
Der Frontgeist sei es, dem es nicht behagte,
Daß ihm der Frieden in die Nase stieg –
Oh, alles will er und wird nichts erhalten,
Selbst unterm Nordpol bleibt nichts mehr beim alten.*

WEISKOPF DER MITTLER

Anmerkung zu drei Büchern

Worte wie Mitte, Vermittler und Vermittlung besitzen seit längerer Zeit bei uns in Deutschland einen sonderbaren Beiklang. Sie scheinen auf Unentschiedenheit, mangelnden Ernst, auf furchtsames Gebaren und Liebedienerei hinzudeuten. Diese Wortaura ist nicht erst, wie so vieles in unserem heutigen Sprachgebrauch, mit Hilfe von Sprachregelungen des Dritten Reiches zustande gekommen: die Verachtung für Mitte und Vermittler reicht weiter zurück. „Mittler“ hieß bei Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ ein Mann, der seinen Namen vom Dichter gleichsam als allegorische Zuteilung erhalten hatte, denn er hieß nicht bloß so, sondern war auch im Romangeschehen um Mittlerschaft und Vermittlung bemüht. Um es mit Goethes Worten zu sagen: „Dieser seltsame Mann war früherhin Geistlicher gewesen und hatte sich bei einer rastlosen Tätigkeit in seinem Amte dadurch ausgezeichnet, daß er alle Streitigkeiten, sowohl die häuslichen als die nachbarlichen, erst der einzelnen Bewohner, sodann ganzer Gemeinden und mehrerer Gutsbesitzer, zu stillen und zu schlichten wußte.“ Im Roman richtet er wenig aus, muß er notwendigerweise scheitern, denn der Titel des Romans deutet bereits auf die Notwendigkeit eines tragischen Ausgangs. Tragik aber und Mittlertum scheinen einander auszuschließen. Im Bereich des Tragischen gibt es weder Alternativlösungen noch Lebenskompromisse.

Auch im literarischen Bereich hält man in Deutschland nicht allzu viel von Vermittlung. Zwei Ursachen dafür finden sich in der Entwicklung unserer Literatur seit den Tagen der Romantik. Seit hundert Jahren ist Goethes Gedanke von einer Weltliteratur, die als Zusammenwirken nationaler Literaturen zu denken sei, immer mehr entstellt oder gar mißachtet worden. Man hielt es in Deutschland gern mit betonter deutsch-literarischer Autarkie, die aber gleichzeitig eine lächerliche Ausländerei nicht ausschloß: Nationalismus und Kosmopolitismus liegen nahe beieinander. Man äßte fremde literarische Moden nach, wehrte sich aber gegen den redlichen Vorgang gegenseitigen Lehrens und auch gegen diejenigen, die fremde Werte zu vermitteln, fremde Dichtung einzudeutschen suchten. Dazu gehört es übrigens, daß wir in Deutschland ein Übermaß an Übersetzungsliteratur hervorbringen, den literarischen Übersetzer aber nach wie vor nicht als wirklichen Schriftsteller anzuerkennen lieben.

Die zweite Ursache für die Unterschätzung oder Mißachtung des literarischen Mittlertums beruht auf einer Verwechslung von Mittlertum und Parteilosigkeit. Da gerade in neuerer Zeit der notwendige Vorgang geistiger und künstlerischer Parteinahme häufig mit ideologischen Dekreten und unbewiesenen Werturteilen verwechselt wird, konnte derjenige, der darauf hinwies, daß bedeutende Leistungen nicht bloß in der eigenen Familie möglich seien, der folglich bemüht war, literarische Bekanntschaften auch mit anderen Familien zu vermitteln, sehr oft der Unentschlossenheit, fehlender Parteinahme und sogar fehlender literarischer Grundsätze bezichtigt werden.

Auch Franz Carl Weiskopf hat im Laufe seines Lebens solche Vorwürfe mitanhören müssen. Wenn man in dem Kongreßprotokoll über die Charkower „Zweite Internationale Konferenz revolutionärer Schriftsteller“ blättert, das unter dem Titel „Literatur der Weltrevolution“ 1931 in Moskau erschien, so findet man unter dem Datum des 8. November 1930 die Wiedergabe einer Rede Weiskopfs, die mit den Worten beginnt: „Genossen, ich bedauere es sehr, daß ich das Wort in der Angelegenheit Weiskopf, in meiner eigenen Angelegenheit, ergreifen muß.“ Er hatte sich gegen den Vorwurf zu verteidigen, als habe er „die Existenz einer proletarischen Kultur in Abrede gestellt“. Man hatte ihm vor allem die Verteidigung der Kunstform des Romans vorgeworfen und gemeint, Weiskopf wolle nicht sehen, daß sich der proletarische Roman auch als Gattung grundsätzlich vom bürgerlichen Romantyp unterscheiden müsse. Weiskopf trat damals sehr klar für eine literarische und historische Behandlung solcher Gattungsprobleme ein, mußte es aber angesichts der Resolution des Kongresses, die im gleichen Heft nachzulesen ist, ziemlich schwer haben.

Wenige Monate vor seinem Tode saß ich mit ihm in Wien zusammen: wir nahmen beide als Delegierte an einem ganz anderen Schriftstellerkongreß, an der internationalen Tagung des PEN-Clubs, teil. Da ich kurz zuvor das Charkower Protokoll gelesen und dabei auch die Romandiskussion um den „Fall Weiskopf“ bemerkt hatte, sprach ich ihm davon. Er freute sich und lachte, es war ein offenes und zugleich listiges Lachen; der Vorgang war ihm noch durchaus gegenwärtig, und er freute sich darüber, daß der damals wohl zeitbedingte Scheinradikalismus der Thesen inzwischen einer sachgemäßen Deutung der literarischen Phänomene Platz gemacht hatte. Vielleicht mochte er daran denken, daß es jetzt ohne weiteres möglich war, ein Buch wie „Abschied vom Frieden“ zu schreiben, ohne dem Vorwurf begegnen zu müssen, das sei die Übernahme einer klassenfremden Romankunst.

Solche und ähnliche Vorwürfe erfuhr der Schriftsteller Weiskopf, weil er seiner künstlerischen Essenz nach ein Mittler war, wobei das Mittlertum aber durchaus aller Anklänge an soziale Harmonie, Kompromiß, Grundsatz-

losigkeit entbehrte. F. C. Weiskopf war ein ungemein klarer politischer Kopf, ein sehr weltkluger Mensch: das hat er in den verschiedensten Berufen bewiesen, nicht zuletzt als ausgezeichnetes Mitglied tschechoslowakischer Diplomatie. Er war lebensklug, aber ganz klar in allen Grundentscheidungen, die sich auf Humanität oder Inhumanität, untergehende oder aufsteigende Sozialordnungen bezogen. Damit aber verband er einen höchst ausgeprägten Sinn für künstlerische Werte. Das machte ihn zum Vermittler. Er war dagegen, daß man als Sozialist die Werte der Vergangenheit, auch echte Werte der spätbürgerlichen Welt, einfach „abschreibe“. Darum gerade seine Hartnäckigkeit in der Verteidigung der Romanform gegen einen ungeschichtlichen wie lernunwilligen Proletkult.

Das machte: er liebte die Literatur und alle literarischen Gattungen. Er liebte zudem die Literatur in den verschiedensten nationalen Erscheinungsformen. Herstammend aus dem multinationalen Österreich-Ungarn, hineingewachsen in die Welt einer internationalen Arbeiterbewegung, vertraut mit vielerlei Menschen, Ländern, Sprachen, Literaturen und Literaten, vermochte er sprachliche und künstlerische Werte sehr verschiedener Art zu erfassen. Was er aber liebte, davon wollte er mitteilen. Franz Weiskopf war ein Mann und Meister des Gesprächs, er war ebenso diskret wie mitteilksam. Sein Mitteilungsbedürfnis entstammte dem Wunsch, Nachrichten, Eindrücke, Werte mitzuteilen, mit anderen zu teilen. Auch hier wurde er zum Mittler. Nicht umsonst ist er daher in so hohem Maße als Nachdichter, Übersetzer und Deuter bis dahin im deutschen Sprachbereich noch unbekannter Werke und Werte fremder Literatur, nicht zuletzt der chinesischen, tätig geworden.

Sein Mittlertum, die Liebe zur Literatur, das Mitteilungsbedürfnis – durch sie wurde auch seine eigene schöpferische Laufbahn als Schriftsteller bestimmt. Weiskopf hat uns sprachschöne Nachdichtungen fremder Lyrik, chinesischer wie tschechischer, hinterlassen, die Kunst des Verses, des Verse-machens, war ihm vertraut. Dennoch war er kein Lyriker. Das lyrische Ich drängt notwendigerweise entweder zum hymnischen Rühmen oder zur höchstpersönlichen Lebensbeichte. Beides braucht einander durchaus nicht auszuschließen. Die höchste Synthese trägt den Namen Friedrich Hölderlin. Weiskopf war in diesem Sinne wohl keine lyrische Natur. Es fällt auf, daß er auch in den literarischen Essays und Kritiken, die man von ihm kennt, der lyrischen Thematik nur einen schmalen Raum beläßt.

Das Dramatische stand ihm literarisch wohl noch ferner. Der große Dramatiker ist nicht denkbar ohne den Mut zum Tragischen. Nun war Weiskopf, wie seine Romane zeigen, sicher nicht in einem sentimentalen Sinne weich oder gar weichlich. Aber die tragische Konsequenz, die Spieler und Gegenspieler in aller Härte gegeneinander stellt und auf sich selbst zu stellen pflegt, ohne daß (im allgemeinen) ein Erzähler auf der Bühne wäre, der

kommentiert, psychologisch erläutert, eine Vermittlung vornimmt zwischen dem Geschehen und dem Publikum, zwischen der Welt diesseits und jenseits der Rampe – das war wohl seine Sache nicht. Darum bewunderte er den Erzähler, vor allem den Anekdotenerzähler Kleist, ohne mit gleicher Liebe dessen dramatisches Werk zu umfassen.

Dem epischen Bereich war dieser Mann vor allem zugetan. Dem Roman also, und zwar einem solchen von scheinbar sehr konservativem Typ. Weiskopfs große Erzählungen sind keine Experimentierromane. Daß sie nichts mit Epigonentum zu tun haben, daß also dieser Erzähler keineswegs dem Suchen nach neuen Gattungen und Formen abgeneigt war, zeigt sich, wenn man jene literarischen Formen betrachtet, die gerade er in durchaus eigen tümlicher und neuer Prägung zu verwerten wußte: die Glosse, die Anekdote, die literarische Polemik.

Hat man bemerkt, daß sie alle eine Ausdrucksform für Mitteilungslust darstellen? Der epische Bereich war für Weiskopf dadurch vor allem gegeben, daß er eine unmittelbare Beziehung zwischen Autor und Leser voraussetzen muß. Die lyrische Konfession ist zwar keineswegs, wie Gottfried Benn behauptet hatte, ihrer Natur nach „monologisch“, aber sie erfüllt sich doch vor allem in der Selbstaussage des Lyrikers: ob der Leser mehr oder weniger träumend ein mehr oder weniger halbes Gehör schenkt, ist vorerst nicht entscheidend. Die Welt des Tragikers setzt zunächst die Unmöglichkeit eines Gesprächs mit dem Zuschauer voraus. Darum gerade war es Brecht um neue Formen des Kontaktes auf der Schaubühne zu tun! Weiskopf aber liebte das Gespräch, die Mitteilung, die Übermittlung von Tatsachen und Meinungen. Im großen Roman war das nur bedingt möglich, wollte man ihn nicht, wie so oft im Spätwerk Thomas Manns oder auch bei Musil, mit schweren essayistischen und philosophischen Hypothesen belasten. Aber es gab die kleineren Formen der Erzählung, wobei die Novelle im klassischen Sinne wenig günstig war, also von Weiskopf auch, wenn ich nicht irre, in seiner letzten Schaffenszeit stärker zugunsten der Anekdote zurückgedrängt wurde. Die klassische Novelle erlaubt zwar das Dabeisein eines Erzählers, sie stützt sich zwar auf einen scharf abgrenzbaren Einzelvorgang, sucht diesen aber in allen gesellschaftlichen und seelischen Verästelungen sichtbar zu machen, wenn es sich um eine gute Novelle handelt. Damit aber geht sie ihrem Typ nach ebenso wie der Roman sehr bald über die bloße Mitteilung einer wissenswerten, unerhörten, eigentümlichen Begebenheit hinaus.

Indem F. C. Weiskopf dem Typ der Anekdote im Bereich unserer deutschen Gegenwartsliteratur wieder zu Ansehen verhalf, auf Hebel und Kleist sich berufend, erfand er sich eine Form, die nicht bloß dem literarischen Mittlertum entsprang, sondern vor allem geeignet war, eine besondere

Art von Mitteilungen zu besonderer Wirkung dem Leser nahezubringen. Von Hebel und Kleist nämlich wurde zwar die Form übernommen, aber der Inhalt war durchaus eigentümlicher Art. Was mitzuteilen war, was anekdotisch geprägt werden sollte, entschied der politische Mensch, der Sozialist Weiskopf. Das zeigt sich sehr klar, wenn man die letzte Ausgabe des „*Anekdotenbuches*“ (Berlin 1955) mit den früheren Fassungen vergleicht. Erst die letzte, die vierte Fassung macht sichtbar, was hier erzählt und wie es erzählt werden sollte. Auch Weiskopf nämlich kann als Beispiel dafür angeführt werden, daß die Anteilnahme am Kampf gegen das Dritte Reich keineswegs der Entstehung gültiger Kunstwerke hinderlich zu sein brauchte; im Gegenteil konnten hier literarisches Wissen und Zorn über beleidigtes Menschentum, vermochten politisches Streben und wacher Kunstverstand so miteinander zu wirken, daß ein gültiges Kunstwerk durchaus neuer Art entstehen durfte. Das läßt sich an der Entwicklung Bechers seit 1933 beobachten; gab bei Brecht den Weg frei zu den „Kalendergeschichten“ und zu den Szenen aus „Furcht und Elend des Dritten Reiches“; die Grundlage für ein Werk vom Ausmaß des „Siebten Kreuzes“ wurde ebenso gelegt wie für die neue Thematik und Melodie in Erich Weinerts „Rufen in die Nacht“.

Auch das spätere „Anekdotenbuch“ F. C. Weiskopfs war ursprünglich eine Sammlung von Kurzberichten, Stimmungsbildern und chronikartigen Erzählungen aus der Anfangszeit der Hitlerherrschaft in Deutschland. Vorgänge der Barbarei und der antifaschistischen Tapferkeit sollten gesammelt und überliefert werden. Die Schrift setzte sich zum Ziel, der Welt auf diese Weise mitzuteilen, daß die KPD lebt und arbeitet. So kündete es das Motto des Büchleins, das nichts anderes war als ein Bericht des Goebbels-Blattes „Der Angriff“ vom März 1934 über solche illegale Tätigkeit. Die Sammlung trug den Titel „Die Stärkeren“, hatte sich als Titelbild einen prachtvollen Holzschnitt von Masereel gewählt und sprach im Untertitel von „Episoden aus einem unterirdischen Krieg“ (Prag 1934, Nr. 2 der Schriftenreihe der „Neuen deutschen Blätter“). Elf Jahre später, kurz vor Kriegsende, war aus den ehemals „Stärkeren“, den neuen Ereignissen entsprechend, der Titel „Die Unbesiegbaren“ geworden. Der Aurora-Verlag New York veröffentlichte diesen Weiskopf-Band mit dem Untertitel „Berichte. Anekdoten. Legenden. 1933 bis 1945“. Die Thematik der einstigen Berichte aus dem unterirdischen Kampf innerhalb von Deutschland war international erweitert worden. Dadurch entsprach sie der inzwischen international gewordenen Bedrohung durch das Dritte Reich und dem gleichfalls internationalen Abwehrkrieg. Die verschiedenen Phasen dieser Expansion fanden ihren thematischen Niederschlag in der neuen Anekdotensammlung: spanischer Bürgerkrieg, tschechoslowakischer und norwegischer Widerstand, französische Résistance, Verteidigungskrieg der Sowjetunion.

Man spürt, wie Weiskopf aus einer offenbar sehr viel umfangreicheren Stoffsammlung ausgesondert hat, wie er bemüht war, alle Aspekte des antifaschistischen Kampfes in seinen Berichten zu erfassen. Die Akzente sind etwas verschoben; den ursprünglichen Berichten über Schändlichkeiten ist jetzt mit weit größerem Nachdruck die Vielfalt der Berichte von Heldentaten unbekannter, manchmal sogar namenloser Antifaschisten gegenübergestellt worden. Der Ton liegt weit mehr auf der Kalendergeschichte in Hebels Sinne, also auf dem Bericht über einen Vorgang mit deutlich sichtbarer moralischer Nutzenanwendung, als auf der Eigenart des Ereignisses. Man kann sagen, daß Weiskopf den Kleist-Typ zugunsten des Hebel-Typs zurückgeschoben hat. Die Parallelentwicklung in Brechts Bemühung um den – gleichfalls Hebel-schen – Typ der „Kalendergeschichte“ in Vers und Prosa macht diesen Kunstprozeß bei Weiskopf zum typischen Vorgang. Drei Zitate sind als Motto vorangestellt: der Satz des Heraklit: „Das Volk muß um das Recht kämpfen wie um die Mauern der Stadt“, dazu ein Zitat von Thomas Paine und ein Stück aus einem Volkslied der Ukraine. Die nächste, dritte Fassung (Dietz Verlag, Berlin 1950) betont schon im Titel, daß es sich hier um das Buch eines Moralisten handelt. „Elend und Größe unserer Tage“ – das ist etwas großspurig formuliert für einen so schmalen Band. (Stammte der Titel überhaupt von Weiskopf?) Im Untertitel ist aber nun nicht mehr von Berichten, Anekdoten und Legenden die Rede, sondern bloß noch von Anekdoten: die Gattung, der Werktyp ist festgelegt. Was Weiskopf fünf Jahre vorher unter „Legenden“ verstanden wissen wollte, nämlich heroische Berichte nach mündlicher Überlieferung, das hat er nun durch den klareren Werktyp der Anekdote ersetzt, die allerdings auch hier nur um so stärker eine solche der Nutzenanwendung geworden ist. Das Motto Heraklits ist geblieben, aber ein Voltaire-Satz hat sich hinzugesellt. Ihm folgt noch als drittes Motto in der endgültigen Fassung (mit dem Titel „Das Anekdotenbuch“) der bekannte Satz des Satin aus dem „Nachtasyl“: „Ein Mensch – wie stolz das klingt.“

War Weiskopf nicht bewußt, daß dieser Satz durch allzu reichlichen Gebrauch schon an die Grenze der Plattitüde gekommen war? Er wußte es natürlich, verschmähte aber die scheinbare Trivialität an dieser Stelle nicht, denn sie gab das wieder, was als gemeinsamer Zug all dieser Anekdoten festgehalten werden sollte. Sie alle nämlich handeln von unberühmten Menschen, die in einem entscheidenden Augenblick ihres Lebens, nicht selten gerade im Augenblick und in der Art ihres Sterbens, über das bisherige Durchschnittsmaß hinauswachsen. In diesen Anekdoten Weiskopfs kommt niemals eigentlich ein bekannter Name der Geschichte oder Kulturgeschichte vor. Der Anekdotenstil neuerer deutscher Literatur, etwa in den Anekdoten Wilhelm Schäfers, hatte nicht bloß die Kleistsche Prägnanz durch Deutelei

und Weitschweifigkeit ersetzt, sondern das Anekdotische fast ausschließlich aus dem Leben berühmter Namen nehmen wollen. Weiskopf wendet sich zu Kleist und Hebel, in dem er denkwürdige Taten an sich „undenkwürdiger“ Menschen aufzeichnet und für die Nachwelt übermittelt. Auch hier, wie in Brechts „Kalendergeschichten“ und überhaupt in Brechts Werk, gilt das Bemühen einer „plebejischen“ Tradition. Um das zu unterstreichen, wurde Gorkis Satz von den Möglichkeiten eines jeden Menschen vorangestellt.

Diese Anekdoten erzählen im wesentlichen von unbekannten Menschen. Sie wenden sich überdies als Anekdotenbuch an einen sehr breiten Leserkreis und haben die Gattung zu diesem Zwecke ausdrücklich erweitert. Im Nachwort zur endgültigen Fassung schreibt Weiskopf: „Gerade die Anekdoten, die vermöge ihrer geschliffenen Fassung und ihres novellistischen Charakters dem verwöhnten wie dem einfachen Geschmack Befriedigung bieten kann, ist offenbar wie für unsere Zeit geschaffen, in deren Zuge es liegt, Präzisionsinstrumente für den Massengebrauch herzustellen.“ Die besondere Mittlerschaft, auf die es hier ankommen soll, läßt sich gar nicht deutlicher umschreiben.

Indem der Erzähler den zweifellos vorhandenen Unterschied zwischen verwöhntem und einfachem Geschmack zu berücksichtigen sucht, geht er in seinem Gesamtwirken – vor allem in der letzten Lebenszeit – darauf aus, diesen Gegensatz möglichst auszugleichen: Er möchte den einfachen Geschmack vieler neuer, des Lesens noch ungewohnter Leser bilden und heben. Das aber ist nur in doppelter Weise möglich: *einmal* hat die sogenannt hohe Literatur wieder den Forderungen gerecht zu werden, die jeder Leser seit den Anfängen aller Literatur zu stellen pflegt. Spannung, Unterhaltung, Belehrung müssen geboten werden. In Weiskopfs Form der Anekdote wurde dem Genüge getan.

Dann aber mußte das Sprachniveau der Leser und nicht zuletzt auch der heutigen Schreiber gehoben werden. Plattheit und Künstelei waren die Hauptgefahren, die häufig als konzentrierte Einheitsgefahr platter Künstelei in gewissen „abendländischen“ Erzeugnissen, als künstliche Plattheit in manchem betont hemdsärmeligen und „wirklichkeitsnahen“ Produkt unserer neuen Schriftstellergeneration auftraten. Das Buch Weiskopfs von der „*Verteidigung der deutschen Sprache*“ darf daher als Ergänzung zum „Anekdotenbuch“ betrachtet werden. In sieben Essays wird eine Materialfülle ausgebreitet, die als umfassender Bericht aus der Zeit der Sprachverwilderung angesehen werden kann. Überall ist diese Sprachkritik gleichzeitig Sprachsoziologie; sie fragt nach den Ursachen vieler Entartungserscheinungen und ist bemüht, diese Ursachen als solche von gesellschaftlicher Natur zu erkennen. Der Einfluß der Emigration, der amerikanischen Besatzung und auch der unkritischen Übernahme sowjetischer Ausdrucksformen auf die

Sprache eines Schriftstellers wird ebenso sachlich wie geistvoll analysiert. Dabei liegt dem Kritiker nichts ferner als eine Rückkehr zur Sprache der Goethe-Zeit. Weiskopf ist ein durchaus moderner Schriftsteller, weshalb er zwar vieles von der Sprachlehre und Sprachkritik eines Karl Kraus zu übernehmen gewillt ist, aber im mindesten nicht dessen gegenwartsfeindliche, fatalistische, untergangssüchtige Grundhaltung. Auch hier hat Weiskopf Vertrauen zu den Menschen, er möchte belehren, mitteilen, Sprache und Geist erneuern. Er verteidigt die deutsche Sprache, um ihr den Wert und die Ehre wiederzugeben, die sie braucht, soll sie den einfachen Geschmack einfacher Menschen zum gebildeten Geschmack einer neuen Bildungsschicht umwandeln.

Neben der Mittlerrolle des Anekdotenerzählers und Sprachkritikers hat Weiskopf von früh auf den Beruf eines gleichzeitig verbindlichen und höchst entschiedenen Literaturkritikers ausgeübt. Das Buch „*Literarische Streifzüge*“ konnte erst nach Weiskopfs frühem und jähem Tode erscheinen, aber er hat es noch selbst zusammengestellt. Es enthält zwar nur einen Ausschnitt aus dem reichen essayistischen und kritischen Werk, wirkt dafür aber überaus gut komponiert und ausgewogen. Das weltweite literarische Interesse, das von China bis New York reicht, wird ebenso erkennbar wie die besondere Neigung und Abneigung dieses Kritikers. Abermals fällt auf, daß Weiskopf mit Vorliebe das Werk bedeutender Epiker untersucht: Josef Roths, den er verehrt und leider politisch zu bekämpfen gezwungen ist, die Romankunst der Anna Seghers, Aragons, Oskar Maria Grafts, Arnold Zweigs oder Hemingways. Wir finden kaum Analysen lyrischer Gedichte, gar keine Beschäftigung mit Fragen des Dramas und der Dramaturgie, aber eine Fülle ausgezeichnete Bemerkungen über Romane und Romanciers. Es sind Kritiken, Polemiken, literarische Porträts aus nahezu drei Jahrzehnten, und man erkennt, daß dieser Schriftsteller in allen Phasen seiner Entwicklung das kritische Instrument, um sein eigenes Wort erklingen zu lassen, als ausgezeichnetes „Präzisionsinstrument“ zu führen wußte. Da ist wohl kaum ein Urteil, dem man nicht auch heute zustimmen könnte. Dieser Kritiker hat weder, wie das nur allzu oft im bürgerlichen Bereich geschah, auf dem Altar falscher Götter geopfert, noch hat er den echten Meister verkannt. Wie Weiskopf auch vor denen nicht kritiklos steht, die er liebt, so ist er gleichzeitig fähig und entschlossen, dort Größe zu sehen und anzuerkennen, wo er – wie bei Kafka oder Hemingway – nicht zu lieben vermag.

Dies scheint mir gleichfalls zum Bilde des Mittlers Weiskopf zu gehören. Wofern die Grenzen der Humanität nicht überschritten wurden, hielt er es für notwendig, daß der einfache Geschmack auch dadurch zum verwöhnten gesteigert werden könne, daß literarische Werte aus einer untergehenden Welt in ihrer Bedeutung erkannt und „verwertbar“ gemacht würden.

Auch Franz Carl Weiskopf gehört vielleicht zu jenem Typ bedeutender Schriftsteller, den Friedrich Schlegel meinte, als er, sachlich übrigens mit Unrecht, von Lessing sagte, der Mann sei mehr wert gewesen als alle seine Talente. Vielleicht fehlt in Weiskopfs Schaffen das zentrale Werk, das Gipfelwerk. Die Eigentümlichkeit seines literarischen Wirkens aber macht es notwendig, hinter der Vielfalt der Einzelschöpfungen und -bestrebungen das Grundmotiv zu erkennen. Scheinbar haben die drei Bücher, die Anekdoten, Sprachglossen und Literaturkritiken zusammenfassen, wenig untereinander gemein. Erst wenn man sie als Einheit nimmt und mit dem Werk des Übersetzers und Erzählers Weiskopf vereinigt, wird die eigentümliche Prägung sichtbar, die dieser Mann allem zu geben wußte, was er unternahm, die Prägung eines Schriftstellers, der in hohem Sinne Mittler sein wollte und geworden ist.

Von der gleichgültigen Duldung der Sprachverwilderung zur tätigen Verachtung der sprachlichen Grundgesetze ist es nicht weiter als vom Hehlen zum Stehlen.

F. C. Weiskopf

GESPRÄCH MIT MAO TSE-TUNG

Ich werde durch einen Vorraum geführt, in dem einige Gruppen von Männern stehen, junge Männer zumeist, in hochgeschlossenen Anzügen zumeist, Plaudernde, Eilige, Neugierige, die sich nach dem Fremden umwenden.

Es ist ein großer holzgetäfelter Salon, den ich betrete. Ein dicker, samtweicher Chinateppich verschluckt das Geräusch der Schritte. An den Wänden rundum stehen nebeneinander – wie so oft in China – Samtsessel mit ungewöhnlich breiten Armstützen. Gelegentlich befinden sich kleine Tische davor mit Blumenvasen geschmückt, in denen leuchtende Chrysanthemen stehen. Es sind die Lieblingsblumen Chinas. Eine heitere, helle Atmosphäre empfängt mich. Und Stille.

Zwei Männer kommen mir entgegen.

Einer ist groß und schlank, im blauen, hochgeschlossenen Anzug der Funktionäre, etwa 60 Jahre alt, hohe Stirn, grauweißes Haar sorgsam zurückgekämmt, ein überaus kluges Gesicht, das oft leise lächelt; dann stehen die oberen Zähne leicht vor. Es ist Liu Schao-chi, Stellvertretender Ministerpräsident und bekannter Verfasser von Jugendbüchern.

Der andere ist Mao Tse-tung.

Er ist größer als ich dachte, größer auch als Liu. Er wirkt fülliger als dieser, gelassener. Er trägt einen sandfarbenen Anzug der gleichen Art wie sie alle, mit zwei Brusttaschen und einem militärisch geschnittenen Kragen. Der schwere Kopf des Vorsitzenden neigt sich lächelnd ein wenig, als er mich chinesisch begrüßt.

Ja, es ist Mao Tse-tung, der Mann aus Honan, der im Jahre 1916 auszog, das größte Volk der Welt zu befreien und der drei Kriege, den Frieden und sein Volk gewann, ein Mann, der von den Massen Chinas geliebt wird, ein Mann ohne Titel, Glanz und Orden, ein Mann, der ein großer Denker ist, ein Dichter und Präsident des chinesischen Staates. Am 19. November 1956 ist er 64 Jahre alt geworden.

Er wirkt keineswegs so alt. Ich spüre den festen Druck einer überraschend schmalen Hand. Wir stellen uns den Fotografen. Die Lichter blitzen, und als wir allein sind, nehmen wir alle drei in einer Ecke des Salons Platz. Zugewogen ist außerdem der Generalsekretär der „Gesellschaft für kulturelle

Verbindungen mit dem Ausland“, Tschen Tzung-chin, jung, bebrillt und energievoll, sowie der Übersetzer Wang Chao-yen, dessen große Stunde gekommen ist, denn „der Vorsitzende“, wie man Mao Tse-tung in ganz China zu nennen pflegt, spricht nur Chinesisch.

Der schwere rundliche Kopf, der sich mir beobachtend zuwendet, ist der eines Mannes, der viel nachgedacht hat. Die mächtige Stirn und das sehr ernste Gesicht, durch das in diesem einmaligen Leben viel Leid gezogen sein mag, beweisen es. Die Augen sind schmal und genau. Das dichte Haar glänzt schwarz, nur widerstrebend fügt es sich am Wirbel der Bürste. Es steht ein wenig ab.

Er fragt nach meinen Reiseplänen und nach meinen Arbeiten. Ich gebe Auskunft. Seine Stimme ist überraschend tief und dunkel. Es kommt mir vor, als habe ich selten so oft den Vokal o in der Diktion eines Chinesen vernommen. Er spricht in kurzen Sätzen und wartet geduldig die Übersetzung ab. Dann blickt er nachdenklich vor sich hin. Er raucht nicht. Ich habe sofort den Eindruck einer bedeutenden potentiellen Energie.

Als ich von meinem Plan erzähle, über diese Reise vielleicht einen Bericht zu schreiben, wird er lebhaft. Er blickt mich ernst an, eigentlich ein wenig wie ein uralter Lehrer. Ja, es ist etwas Schmerzliches in seinem Blick, und er nickt wiederholt zu der Übersetzung.

„Das ist gut, aber schreiben Sie bitte nicht nur das Positive auf. Auch die Fehler müssen berichtet werden. Von den Fehlern lernen wir. Sie verstehen: Fehler sind die Mütter der Erfolge. Überall in der Welt, wo Menschen an der Arbeit sind, werden Fehler gemacht. Wenn der Beobachtende seine negativen Eindrücke und seine Kritik nicht bekanntgibt, können die anderen nichts daraus lernen. China war lange unterdrückt, unsere Wirtschaft und unsere Kultur sind im Augenblick noch nicht stark, aber es handelt sich um einen Übergang. In jeder Gesellschaftsform gibt es Schwierigkeiten, die man überwinden muß.“

Ich erwidere: „Das ist richtig. Auch bei uns in Westdeutschland gibt es Schwierigkeiten. Allerdings sind sie anderer Art.“

Er nickt. „Das mag sein, aber bei Ihnen in Westdeutschland ist die wirtschaftliche Leistung bedeutend, und Deutschland ist ein Volk mit einer großen Kultur.“

Ich unterdrücke eine Bemerkung, die Kultur in Deutschland betreffend, und sage: „Es hat auf mich einen sonderbaren Eindruck gemacht, auf Ihren Briefmarken die Köpfe zweier Deutscher zu finden. Beide aus dem Rheinland: Marx und Engels.“

Mao Tse-tung lacht auf. Es ist ein vergnügtes, kollerndes Lachen, und jetzt erinnert er einen Augenblick an den guten Onkel, wie er auf den zahllosen Bildern in China zu sehen ist. Er nickt. „Ja, den Marx haben wir

hierher nach China geholt. Er wird hier jeden Tag gebraucht, und vorläufig geben wir ihn euch auch nicht zurück.“

Auch Liu Schao-chi lächelt vor sich hin und nickt, als Mao Tse-tung fortfährt: „Aber eines Tages werdet ihr die beiden sicher in Ehren wieder aufnehmen. Es gibt große Denker in Deutschland. Ich kenne Feuerbach, Haeckel, Kant, Hegel und Leibniz ein wenig. Auch die Philosophie des Idealismus muß studiert werden. Ohne sie wird der Materialismus oft nicht richtig gesehen. Ich beabsichtige, an der Universität Peking einen Lehrstuhl für Kant und Hegel einzurichten, um das Studium des Idealismus zu erleichtern.“

Es entsteht eine Pause.

Man bietet Zigaretten und Tee an. Er nimmt eine Tasse Tee und reicht sie herüber. „Trinken Sie. Es ist guter Tee, Blumentee aus der Provinz Honan, meiner Heimat.“

Er lacht herzlich. Er lacht jetzt häufiger, und ich sehe, er lacht gern. Seine Bewegungen sind schnell, fast jugenhaft. Er hat die Angewohnheit, sich im Sessel ein wenig hochzuheben und sich nach hinten zu setzen.

Der Tee schmeckt köstlich. Es muß Jasmin darin enthalten sein.

Mao Tse-tung erkundigt sich nach den Wahlen in Westdeutschland, nach den Aussichten der Parteien. Er halte die Situation Westdeutschlands für außerordentlich interessant. Die wichtigste Aufgabe Europas sei eine Wiedervereinigung durch Verständigung.

Ich sage, daß ich die Entwicklung in China erstaunlich finde und weise auf einen Prospekt zum 2. Fünfjahrplan hin, den man mir ins Hotel geschickt hatte. Die Ziffern für Stahl zum Beispiel seien außerordentlich. Er lacht. „Sie sind nicht groß genug. Wir wollen in fünf Jahren etwa zehn Millionen Tonnen Stahl produzieren. Aber Westdeutschland allein produziert heute schon mehr als das Doppelte.“

Das ist erstaunlich. Ich stelle fest, daß Mao Tse-tung die Ziffern der westdeutschen Stahlproduktion aus dem Kopf weiß. Und er weiß die Ziffern der schwedischen Stahlproduktion gleichfalls. Er rechnet sie sehr schnell auf den Kopf der schwedischen Bevölkerung um, wendet diese Zahl auf die Bevölkerung Chinas an und rechnet mit Hilfe von Liu Schao-chi, den die Rechenaufgabe sichtlich amüsiert, die entsprechende Sollzahl für China aus. Das alles geht schnell und leicht und hat lediglich den Zweck, dem Fremden zu beweisen, daß die chinesische Stahlproduktion gegenüber den europäischen Ländern noch gering sei. Die Rechenaufgabe hat uns alle erheitert, besonders auch den ausgezeichneten Dolmetscher wegen der Schwierigkeit, große Zahlen zu übersetzen.

Als Mao Tse-tung aus dem Lachen heraus fragt, welches mein stärkster Eindruck in China sei und ich ihm erwidere: „Die Heiterkeit der Menschen

auf der Straße . . .“, weicht das Lächeln rasch einer Nachdenklichkeit. Er spricht leise, dann aber entzündet er sich, und sein Gesicht wird von einer echten Herzlichkeit verschönt. Er wirkt faszinierend.

„Ist das so? Ich will Ihnen sagen, warum das anders ist als in Europa. Unser Volk hat sein Schicksal in seine eigenen Hände genommen, und nun merkt der einzelne Chinese, daß es ihm von Tag zu Tag besser geht. Er hat Hoffnung, das ist es. Hoffnung bedeutet viel.“

Er blickt mich prüfend an. „Sind Sie hauptsächlich Romanschreiber oder Dramatiker?“

Ich beantworte die Frage und füge hinzu, daß ich zahlreiche deutsche Bücher, darunter auch einige meiner Arbeiten im Katalog der Peking Universität gefunden hätte.

Er fragt nach dem Inhalt des „Memorial“.

Ich berichte ihm.

„Man sollte es übersetzen . . .“

Er wendet sich an Tscheng Tzung-chin. „Wollen Sie mich daran erinnern und auch daran, daß wir überhaupt einige westdeutsche Bücher ins Chinesische übersetzen wollen?“

Ich schlage vor, als einen der ersten Autoren Brecht zu übersetzen und frage: „Ist es möglich, daß auch andere westdeutsche Autoren nach China reisen können?“

Er reagiert sofort sehr lebhaft. „Aber ja. Es können westdeutsche Autoren kommen, soviel wie wollen und so lange sie wollen, ein, zwei oder drei Monate. Wir können sie einladen. Aber wer es ablehnt, eingeladen zu werden, der kann auch auf eigene Kosten reisen. Es können Autoren der Linken, der Mitte und der Rechten nach China reisen.“

Liu Schao-chi in seinem Sessel drüben hat die Ellbogen auf die Knie gestützt und nickt mit dem Kopf, als er bekräftigt:

„Ja, auch die Autoren der Rechten, sogar die Leute, die gegen unser neues China sind, sollen kommen und selber sehen. Unsere Tatsachen sind unsere beste Propaganda.“

Ich schüttle zweifelnd den Kopf. Gewisse europäische Erfahrungen haben mich gelehrt, daß der Bann des Vorurteils selten durch die Erfahrung gebrochen zu werden pflegt. Aber Mao Tse-tung wird ernst. In einer längeren Ausführung, bei der ich erkenne, welch ein überzeugender Redner dieser Mann sein muß, macht er mir klar, daß es in jedem Volk eine fortschrittliche Linke, eine ausgleichende Mitte und eine konservative Rechte gebe. Das sei natürlich. Und es komme sehr viel darauf an, die Rechte zu überzeugen und zu gewinnen.

Ich denke dabei an das berühmte Beispiel Mao Tse-tungs, der einst erklärte: „Jeder Chinese hat zwei Hände. In der einen Hand trägt er das

neue, in der anderen Hand das alte China. Man sollte nicht eine der beiden Hände verachten, man sollte sie auch nicht gegeneinander legen.“

Das Gespräch wendet sich der Sowjetunion zu. Mao Tse-tung trinkt von seinem Tee und blickt nachdenklich vor sich hin.

„Die Sowjetunion ist das erste sozialistische Land der Welt. Dort gibt es erfolgreiche Erfahrungen. Wir lernen von ihnen. Dort gibt es auch Fehler. Wir lernen auch aus den Fehlern. Auf diese Weise vermeiden wir Umwege und können auf kürzestem Weg unser Ziel erreichen: die Befreiung und das Glück unseres Volkes. Mit den Kapitalisten und mit der Intelligenz zum Beispiel machen wir es anders: wir versuchen beide Gruppen zu gewinnen, damit sie nicht auf die Seite des Feindes gehen.“

Das sind die Worte eines Staatsmannes und eines bedeutenden Philosophen, der die berühmte Schrift „Über den Widerspruch“ schrieb. Mao Tse-tung genießt in China überall echte Verehrung. Vielleicht ist einer der Gründe dafür die allgemeine Überzeugung, daß der Vorsitzende Gewalt verabscheut. Ich sah, daß er im Umgang mit Liu Schao-chi und mit Tschu En-lai stets der Primus inter Pares war, gern lachte, daß er rasche und keineswegs würdevolle, sondern auffällig jugendliche Bewegungen hatte.

Übrigens spricht Mao Tse-tung sehr selten in der Öffentlichkeit. Er lebt sehr zurückgezogen, und wenn man etwa fragt, wo er wohne, so weiß niemand die Antwort.

Das Gespräch ist zu Ende.

Nach einigen Auskünften über meine nächsten Arbeiten, für die er Interesse zeigt, erhebe ich mich und danke dem Vorsitzenden für die Zeit, die er mir opferte. Es ist fast eine Stunde vergangen. Ich verabschiede mich mit einem Händedruck von ihm und Liu Schao-chi, die mir beide eine gute Reise wünschen.

Wenn ich an dieses Gespräch zurückdenke, so erinnere ich mich sofort des breiten, fülligen Lachens Mao Tse-tungs, jener ernsten, sorgenvollen Herzlichkeit und jener denkenden Sanftheit in seinem großen Gesicht und auch der sympathischen Ausstrahlung seiner Person.

Dieser Dichter und Denker ist zweifellos einer der großen Staatsmänner unseres Jahrhunderts. Zusammen mit Liu Schao-chi, dem Ministerpräsidenten Tschu En-lai und mit Tschu-teh, dem Verteidigungsminister, der gleichfalls Lyriker ist, bestimmt er den Weg des chinesischen 600-Millionen-Volkes, das sich in Asien riesig erhebt.

Es ist wahr. Am Yangtse steht ein Riese auf.

RILKE UND DIE WELT DER SLAWEN

Die Bindung Rilkes an die Welt der Slawen ist so eng, daß sie von der Forschung nicht übersehen werden konnte. Es gilt aber auch hier – wie auf vielen Gebieten – Versäumnisse nachzuholen. Die Ausführungen selbst ernsthafter Rilkebetrachter erschöpfen sich im Hinblick auf die von uns aufgeworfene Frage im rein Episodenhaften und allzuoft nur im Äußerlichen. Jeden romanischen Einfluß willkommen aufgreifend und auswertend, stehen sie den Erscheinungen slawischer Geistigkeit hilflos gegenüber. Die wenigen Rilke und die Welt der Slawen betreffenden Spezialuntersuchungen, die überdies eine oft fragwürdige Konzeption zur Schau tragen, werden kaum beachtet*. Trotz des beinahe unübersehbaren Umfangs der Rilkeliteratur fehlt noch immer eine echte Zusammenschau biographischer und werkimmanenter Bezüge, die dem Erlebnis des Slawischen als wichtiger Komponente im Schaffen des Dichters gerecht würde. Nur so aber kann das Rilkebild, dessen Kraft wir immer wieder aufs neue erfahren – ohne die Berechtigung dieser fortdauernden Wirkung mit Argumenten fassen zu können –, von der ihm anhaftenden Verzerrung einseitiger Interpretationskunst befreit werden.

Durch eine überraschende Wendung zum Tschechentum und seinen Belangen löste sich René Rilke als angehender Dichter von den nationalen Vorurteilen seines Prager Elternhauses. Die uneinheitliche Fülle seiner „Larenopfer“ (1896) läßt kontrastartig die Thematik des tschechischen Schicksals aufleuchten. Der innerste Kreis ist das alte Prag mit seiner Architektur. Und wenn diese zu Stein gewordene Erinnerung lebendig wird, so führt sie zurück in die Vergangenheit des tschechischen Volkes. Naturalistisch hineingestellt in diese „Stimmung“ und diesen „Zauber“ erscheinen die Leidenden der Gegenwart: der Bettler „Im Dome“ mit seinem leisen „Prošim“, der kleine „Dráteník“ und „Hinter Smíchov“ das tschechische Proletariat:

*Hin gebn durch heißes Abendrot
Aus den Fabriken Männer, Dirnen, –*

* Eine Zusammenstellung dieser Spezialuntersuchungen findet man in der Rilkebibliographie von Walter Ritzer (Wien 1951) auf S. 299 f. (Der hier unter K 1504 zitierte Autorennamen heißt allerdings nicht Čečel'nickoj, sondern Čečel'nickaja!) Zu ergänzen wäre noch: Marga Franck, Rilke und Rußland, „Aufbau“ 3/1945, S. 303 ff.

*auf ihren niedern, dumpfen Stirnen
schrieb sich mit Schweiß und Ruß die Not...*

Das steinerne Prag liegt eingebettet in die böhmische Landschaft, wie sie das Stadtkind René erlebt hat: weitflächig, nur hier und da ein Baum, fern wogende Wälder und über allem ein sich wölbender Himmel. In dieser melancholischen Landschaft lebt das tschechische Lied, oft gerühmt, mit letzter Gültigkeit jedoch vom jungen Rilke in seiner „Volksweise“ gestaltet:

*Mich rührt so sehr
böhmischen Volkes Weise,
schleicht sie ins Herz sich leise,
macht sie es schwer.*

*Wenn ein Kind sacht
singt beim Kartoffeljäten,
klingt dir sein Lied im späten
Traum noch der Nacht.*

*Magst du auch sein
weit über Land gefahren,
fällt es dir doch nach Jahren
stets wieder ein.*

In den Liedern des Volkes offenbaren sich seine Sehnsüchte. Mehrfach klingt bei Rilke „Kde domov můj“ auf, jenes Lied der Heimatliebe, das nach 1918 zur tschechischen Nationalhymne geworden ist. Einem Tschechenmädchen legt er es in den Mund („Heimatlied“), aber auch in seiner ersten „Prager Geschichte“ tschechischen Arbeitern in einem Steinbruch. Als 1895 eine Ausstellung eröffnet wird, die dem Verfasser dieses Liedes, Kajetán Tyl, gewidmet ist, durchbricht Rilke die Schranken des deutschen Boykotts, besucht die Ausstellung und schreibt sein Gedicht an „Kajetán Tyl“.

Dem politischen Kampf der neunziger Jahre stand Rilke keineswegs fern. Indem er in seinen „Zwei Prager Geschichten“ (1899) die sogenannte Omladina-Bewegung künstlerisch zu deuten suchte, faßte er glühende Eisen an. Für die gegenseitige Bedingtheit nationaler und sozialer Belange bewies er einen offenen Sinn. In der zweiten „Prager Geschichte“ werden die neugedelten Meerings von Meerhelm vorgeführt. Sie gestatten einer tschechischen Waschfrau den Zutritt in ihr Haus, da diese „nur mit der Putzwäsche in nähere Berührung träte, welche ihrerseits wieder dadurch, daß sie aus Rumburg stammte, gegen Tschechisierung und durch die fünfzackige Adelskrone derer von Meerhelm (seit zehn Jahren) auch vor allen demokratischen

Einflüssen gesichert war“. Die eng mit der Wirklichkeit jener Zeit verflochtenen Richtungen in der tschechischen Literatur waren Rilke nicht unbekannt. Mit den Worten Rezeks – einer Gestalt in den „Prager Geschichten“ – klagt er die tschechischen Literaten an, die eine Kluft zwischen dem Volk und der Kunst aufgerissen hätten. Diesen Vorwurf richteten die um den Almanach „Ruch“ gescharten Dichter gegen die kosmopolitische Lumir-Gruppe. Rilke allerdings trieb einer Überspitzung zu. Bei aller Sympathie sah er in den Tschechen „nicht ganz anerkannte, nicht ganz erbberechtigte Kinder“ und wollte ihre Dichtung auf den Bereich des naiven Volkslieds beschränken. So blieb ihm die bereits hochentwickelte Literatur des tschechischen Bürgertums weitgehend verschlossen. Der Panegyrikus auf den tschechischen Dichter Julius Zeyer, den Onkel seiner Jugendliebe Valerie, zeugt von einem nur oberflächlichen Einschätzungsvermögen. Ein tieferes Verständnis mußte an den mangelnden Sprachkenntnissen scheitern. Wie gründlich allerdings die künstlich aufgepfropften Ressentiments der Schülerzeit überwunden waren, beweist der als politisches Bekenntnis Rilkes zu wertende Schluß der zweiten „Prager Geschichte“: „Ja . . . ich liebe Ihre Sprache“ – das sind die Worte, die der deutsche Student Land an seine tschechische Freundin richtet.

Man hat die so stark auftretende Zuneigung Rilkes zum unterdrückten Tschechentum als Folge jener schweren Jahre zu deuten versucht, die der Knabe René in den österreichischen Militärschulen verbringen mußte. Das aber wäre nur die halbe Wahrheit. Das Bild rundet sich erst zur Ganzheit, wenn man das Werk des jungen Rilke – wie dies Peter Demetz jüngst in einer interessanten Studie getan hat (Peter Demetz, René Rilkes Prager Jahre, Düsseldorf 1953) – jener Tradition vaterländisch-böhmischer Dichtung zuzuordnen weiß, die jenseits von allem nationalen Hader humanen wie demokratischen Idealen das Wort redete. Die späten Vertreter dieser Tradition sind oft – und nicht ganz zu Unrecht – mit dem Vorwurf der Heimatlosigkeit bedacht worden. Rilke selbst bekannte sich zeitlebens zu dieser „Heimatlosigkeit des Österreichers“, von der er in einem Brief an Leopold von Schlözer am 21. Januar 1920 ausdrücklich spricht. Schon in den „Larenopfern“ heißt es:

*Es dringt kein Laut bis her zu mir
von der Nationen wildem Streite,
ich stehe ja auf keiner Seite;
denn Recht ist weder dort noch hier . . .*

Und in der ersten „Prager Geschichte“ stehen die Worte: „Man ist überhaupt gar nicht mehr hier, in Böhmen, zu Haus; i wo, man hat seine Heimat irgendwo – was weiß ich – an dem Urquell des Lebens.“ So zog es Rilke unaufhaltsam (wie später auch Werfel und Kafka) aus der österreichischen

Enge nach draußen. Er ging nach München und traf mit Lou Andreas-Salomé zusammen. Sie war es, die ihn nach Rußland und damit eigentlich zu sich selbst führte. Aus René Rilke wurde Rainer Maria Rilke.

Daß dies so ist, daß die russischen Reisen von 1899 und 1900 eine solche entscheidende Wendung herbeigeführt haben, ist durch zahlreiche Äußerungen Rilkes aus späterer Zeit erhärtet. Am 3. April 1903 schreibt er an Ellen Key: „In Rußland nur, auf meinen beiden weiten Reisen durch dieses Land, habe ich Heimat gefühlt . . .“, am 15. August 1903 an Lou: „Daß Rußland meine Heimat ist, gehört zu jenen großen und geheimnisvollen Sicherheiten, aus denen ich lebe“, am 16. Juni 1911 an Rudolf Kassner: „Jetzt aber tausend Grüße nach Moskau (ich seh, es ist noch dasselbe, das, nach dem ich lange Heimweh hatte) . . .“, am 21. Januar 1920 an Leopold von Schöller: „Was verdankt ich Rußland – es hat mich zu *dem* gemacht, was ich bin, von dort ging ich innerlich aus, alle Heimat meines Instinkts, all mein innerer Ursprung ist *dort!*“, und dann am 14. März 1926, wenige Monate vor seinem Tod also, an den russischen Freund, den Maler Leonid Pasternak: „Und nun will ich gleich versichern, wie die *Ihre* und alles, was das alte Rußland betrifft (die unvergeßliche heimliche Skaska), und wie alles, woran Sie mich in Ihrem Schreiben erinnern, mir nah, lieb und heilig geblieben ist, für immer eingelassen in die Grundmauern meines Lebens!“ So hat der Heimatlose seinen eigenen Bekenntnissen zufolge in Rußland seine innere Heimat gefunden. Jede Analyse des Rilkeschen Schaffens, die an dieser Tatsache vorbeigeht, muß einseitig bleiben.

Welche Kräfte waren es nun, die Rilke so unwiderstehlich an Rußland fesselten? Nicht einzelnes war es und nicht ausschließlich Religiöses. Sein Rußlanderlebnis kann überhaupt nur verstanden werden, wenn man in ihm eine Erfüllung jener dem Slawischen zugewandten Sehnsüchte sieht, die sich bereits im böhmischen Raum aufgetan hatten. Was dort als Motiv in sein Werk eingegangen war, erscheint jetzt aufs neue und ins Überdimensionale geweitet. Nur wenn man dies erkennt, kann das frühe Schaffen Rilkes seines Aschenbrödel-daseins entoben und als echte Vorstufe späterer Leistung begriffen werden.

So war es die ebene Landschaft, die Rilke im böhmischen Raum vor-gefühlt, die er auch im „Cornet“ gestaltet hatte und deren überwältigende Weite er jetzt in Rußland erfuhr. Berge waren für Rilke im Grunde etwas Fremdes. Sein Aufenthalt in der Schweiz erscheint bei näherer Prüfung nur als ein Ausweichen vor der europäischen Politik nach 1918. In einem Brief vom 25. Juni 1920 nennt er die Schweiz „ein Wartezimmer . . . an dessen vier Wänden ein paar Schweizer Ansichten aufgehängt“ sind. Ungewöhnlich ironische Worte enthält sein Schreiben an Gertrud Ouckama Knoop vom 12. September 1919. Der liebe Gott selbst richte als Regisseur die Schein-

werfer des Abendrots nach den Bergen der Schweizer „Salon-Tisch-Natur“. Es fehle ihm – so gesteht er am 6. August 1919 der Gräfin Aline Dietrichstein – in solch einer Natur „das Gleichnis, die innere fühlbare Parallele . . ., die erst den Eindruck zum Erlebnis macht“. In Rußlands Ebenen wurde ihm dieses Gleichnis zuteil. So schrieb er am 31. Juli 1900 in sein Tagebuch: „Auf der Wolga, diesem ruhig rollenden Meer, Tage zu sein und Nächte, viele Tage und viele Nächte: ein breit-breiter Strom, hoher, hoher Wald an dem einen Ufer, an der anderen Seite tiefes Heideland, darin auch große Städte nur wie Hütten und Zelte stehen. – Man lernt alle Dimensionen um. Man erfährt: Land ist groß, Wasser ist etwas Großes, und groß vor allem ist der Himmel. Was ich bisher sah, war nur ein Bild von Land und Fluß und Welt. Hier aber ist alles selbst.“ Unverändert ist dieses Erlebnis seiner Wolgafahrt in „Das Buch von der Pilgerschaft“ eingegangen. Auch andere Stellen des „Stundenbuches“, in dem, wie Rilke am 10. Dezember 1906 Leonid Pasternak zu wissen gab, so viel von seiner Liebe zu Rußland Zuflucht gefunden hat, besingen Rußlands Steppen:

*Sei Heide und, Heide, sei weit.
Habe alte, alte Kurgane,
wachsend und kaum erkannt,
wenn es Mond wird über das plane
langvergangene Land . . .*

In dieser Landschaft nun lebt der russische Bauer. Rilke hat dem Gott des „Stundenbuches“ seine Züge verliehen:

*Du bist der raunende Verrußte,
auf allen Öfen schläfst du breit.
Das Wissen ist nur in der Zeit.
Du bist der dunkle Unbewußte . . .
Du bist der Schlichte, welcher sparte.
Du bist der Bauer mit dem Barte.
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.*

Leitmotivartig taucht das Bild des Bartes, des „wurzhaften Haars“, wie auch der Wurzeln im „Stundenbuch“ und später immer wieder auf. Es stammt der bäuerlichen Sphäre Rußlands, die Rilke, tagelang als Bauer unter Bauern in einer ärmlichen Hütte wohnend, aus eigener Anschauung kennenlernte. Ohne Zweifel gibt es hier Berührungspunkte mit den Auffassungen Leo Tolstois, wie sehr auch Rilke sonst dessen Philosophie abgelehnt haben mag. Ans „Stundenbuch“ klingen die Worte an, in denen Rilke seinen Eindruck von Tolstoi zusammenfaßt: „Manchmal im Wind wuchs die Gestalt des Grafen; der große Bart wehte, aber das ernste, von

der Einsamkeit gezeichnete Gesicht blieb ruhig, wie unberührt vom Sturm.“ So im Brief an Sofia Schill vom 20. Mai 1900.

Dieser so offen greifbare Tatbestand mußte noch einmal mit aller Deutlichkeit herausgestellt werden, da die Zahl der Interpretationen, die sich am „Stundenbuch“ versündigen, kein Ende nehmen will. In einer anspruchsvoll sich anbietenden Monographie jüngsten Datums wurde zum Beispiel das Gotterlebnis im „Stundenbuch“ als gesteigerte Projektion der Gemeinschaft mit Lou in den kosmisch-religiösen Raum gewertet*. Wie sehr auch die „Heilige jener weiten Heimat“ (Brief Rilkes vom 15. August 1903) im Rußlanderlebnis Rilkes mitverwoben sein mag, nie kann die Fülle Rilkescher Wirklichkeitsaneignung auf die Bezüge erotischer Zweisamkeit beschränkt werden.

Wie in seiner böhmischen Heimat ging Rilke auch in Rußland den Weg über das Lied in die Tiefen fremden Volkstums. Mit erstaunlichem Einfühlungsvermögen erfaßte er das Wesen ostslawischer Volksepik. In den „Geschichten vom lieben Gott“, der zweiten Frucht des russischen Aufenthaltes, steht die ergreifende Erzählung „Wie der alte Timofei singend starb“ als Apotheose traditionsgebundener Liedkunst. Im „Lied von der Gerechtigkeit“ gestaltete Rilke – beeinflusst von Schewtschenkos „Kobsar“ – die aufrüttelnde, bis zum revolutionären Aufruf sich steigernde Kraft der Volksdichtung. Auch im „Stundenbuch“ ist jener blinde Kobsar – allerdings in mythischer Überhöhung – am Schluß des ersten Buches anzutreffen.

Rilke ist systematisch in alle Bereiche der russischen Geisteswelt eingedrungen. Frieda von Bülow bezeugt uns in einem Brief vom 20. September 1899, daß er sich zusammen mit Lou Andreas-Salomé mit Leib und Seele dem Studium des Russischen verschrieben habe und den ganzen Tag mit phänomenalem Fleiß Sprache, Literatur, Kunstgeschichte und Kulturgeschichte treibe, als ob er sich auf ein fürchterliches Examen vorbereite. Besonders die Vergangenheit Rußlands, das „alte Rußland“, das er Pasternak gegenüber so gerühmt hat und das in der Architektur, Kunst und dem zum Teil religiös gefärbten Brauchtum des Volks in lebendiger Anschaulichkeit erhalten war, kannte seine Vorstellungskraft. Wieder müssen wir feststellen, daß die Bereitschaft zu solchem Erleben bereits in seiner Prager Jugendzeit vorgebildet war. Über das russische Osterfest schrieb Rilke am 31. März 1904 aus Rom: „Mir war ein einziges Mal Ostern; das war damals in jener langen ungewöhnlichen, ungemeinen, erregten Nacht, da alles Volk sich drängte, und als der Iwan Welikij mich schlug in der Dunkelheit, Schlag für

* Else Buddeberg, Rainer Maria Rilke – Eine innere Biographie, Stuttgart 1955, S. 42. Diese umfangreiche Monographie weiß über Rilkes Verhältnis zur slawischen Welt so gut wie nichts zu sagen.

Schlag. Das war mein Ostern, und ich glaube, es reicht für ein ganzes Leben aus ...“ Auch die im „Stundenbuch“ gestalteten traditionellen Pilgerzüge ergriffen durch die naive Kraft kollektiven Handelns, durch die Aufhebung jeder Vereinzelung den als Kind seiner Zeit zum Individualismus verurteilten Dichter. Lou Andreas-Salomé meint, daß Rilke in seinem Wopsweder Buch (1902) das „Menschlich-Gemeinsame hatte festhalten wollen, das ihm nach den russischen Eindrücken unentbehrliche Grundlage“ geworden war (Rilkebuch, S. 27).

Auch was die moderne russische Malerei betrifft, schenkte Rilke vor allem jenen Künstlern seine Beachtung, die in ihren Werken das Volk gestalteten und diese Werke dem Volk auch zugänglich zu machen suchten. Es waren dies die sogenannten „Wanderer“, unter ihnen Kramskoi, Repin und andere. Zumindest die Abkehr vom Akademischen und die Hinwendung zur Natur konnte Rilke im Wopsweder Kreis wiederfinden.

Die Kenntnis, die sich Rilke von der russischen Literatur erwarb, ist erstaunlich. Die Namen von über 40 nachpetrinischen Schriftstellern begegnen uns in seinen Aufzeichnungen. Viele Werke, auch solche im russischen Original, wie zum Beispiel Tschernyschewskis „Was tun?“, fanden sich in seinem Nachlaß. Wieder waren es die Gestalter bäuerlichen Lebens, so der Dichter Droshshin, die ihn an sich zogen. Uns aber muß vor allem Rilkes Einstellung zu Maxim Gorki, dem Begründer des sozialistischen Realismus, interessieren. Ein persönliches Zusammentreffen beider Dichter fand 1907 auf Capri statt. Trotz der Ressentiments Rilkes allem Revolutionären gegenüber, das er mit einem echten Künstlertum für unvereinbar hielt, konnte er sich der Größe Gorkis nicht verschließen. In einem Brief an Karl von der Heydt vom 3. Mai 1907 rühmte er an Gorki jene „Güte, die es den großen Russen immer wieder unmöglich macht, Künstler zu bleiben“.

Der Frage nach dem Einfluß russischer Dichter auf das Werk Rilkes kann hier im einzelnen nicht nachgegangen werden. Rilke hat sie in einem aufschlußreichen Schreiben an Alfred Schaer am 26. Februar 1924 in gewissem Sinne selbst beantwortet, wenn er sagt, daß mit der ersten Reise nach Rußland und dem Erlernen der russischen Sprache, in der er dann rasch und fast nicht mehr gehemmt den Zauber Puschkins, Lermontows, Nekrassows, Fets und so vieler anderer erfuhr, ein Verfolgen von Beeinflussungen absurd und unmöglich erscheine: „Es sind ihrer unzählige! Was hat nicht alles gewirkt ...“ Es sei nur darauf hingewiesen, daß auch jenseits des „Stundenbuches“, der „Geschichten vom lieben Gott“ und des „Buches der Bilder“ (mit seinen Puschkinreflexen in „Karl der Zwölfte von Schweden reitet in der Ukraine“ und seinem dichterischen Niederschlag volksepischer wie historischer Studien im Gedichtkreis „Die Zaren“) die Wirkung russischer Vorbilder nachweisbar ist. So wäre der scheinbar ganz auf Pariser Boden

gewachsene „Malte Laurids Brigge“ ohne die Erzählkunst eines Dostojewski und eines Leo Tolstoi nicht denkbar. Rilke selbst vergleicht am 19. Oktober 1907 seiner Frau gegenüber Malte mit Raskolnikow und weist einige Jahre später in einem Schreiben vom 8. November 1915 auf Tolstois Gestaltung des Todes als Vorbild hin. Einzelnes, wie zum Beispiel die Erzählung über den Petersburger Nachbarn Nikolai Kusmitsch, lassen ebenfalls den Zusammenhang des Pariser Erlebnisses mit der Welt Dostojewskis erkennen.

Daß Rilke nicht wenig aus dem Russischen übersetzt hat, ist bekannt. Seine Übertragung des Igorliedes ist eine bereits mehrfach gewürdigte Leistung meisterhafter Einfühlung in die altrussische Sprachgestalt (wobei eine neurussische Übersetzung allerdings erleichternd zur Seite stand). So weit ging das Streben Rilkes, sich ins Russische einzuleben, daß er mehrere Gedichte in russischer Sprache verfaßte, die nach dem kompetenten Urteil Lous, einer gebürtigen Russin, trotz einiger grammatischer Mängel „unbegreiflich dichterisch“ sind (Rilkebuch, S. 90).

So erwies sich die Kraft, mit der Rußland Rilke an sich zog, übergroß. Jahre später gestand er in einem Gespräch mit seinem polnischen Übersetzer Hulewicz, daß er ganz untergegangen wäre, hätte er sich entschlossen, in Rußland zu bleiben. Und so entschied er sich für Paris und stellte dem russischen Erlebnis das französische gegenüber. Daß ihm dies nicht leicht fiel, bezeugen zahlreiche Briefstellen, so zum Beispiel am 15. August 1903 an Andreas-Salomé: „... Ich bin in Paris Rußland nicht ausdrückbar nähergekommen.“ Frankreich aber hatte auch seine Aufgabe im künstlerischen Werdegang Rilkes zu erfüllen. Im Wirkungskreis Rodins wurde ihm die plastische Formung gebändigter Kraft zu eigen. Die „Neuen Gedichte“ (1903 bis 1908) sprechen ihre eigene Sprache. Von Rußland kündigt in ihnen nur „Die nächtliche Fahrt“ durch das granitene Petersburg, jener Paris in manchem so ähnlichen Stadt. Frankreich aber konnte Rußland trotz allem nicht überschatten. Die Synthese einer reifen Schaffensstufe bahnte sich an.

Nach den lähmenden Jahren des Weltkrieges stand auch Rilke einem neuen Europa gegenüber. Und wieder zog er sich nicht so ausschließlich in seinen „Elfenbeinturm“ zurück, wie des öfteren behauptet wird. Wohl wich er letzten Endes den Konflikten aus, doch ruhte sein Ohr am Pulsschlag der Zeit. Wir begegnen ihm in den brandenden Versammlungen der Münchner Soldaten-, Bauern- und Arbeiterräte. Er spricht in einem Brief vom 19. Dezember 1918 von einer „raschen und freudigen Zuversicht“, die er zu dem Umsturz zu fassen vermochte, davon, daß er der Menschheit nichts dringender gewünscht habe, als „daß sie irgendwann eine ganz neue Seite der Zukunft aufzuschlagen ermächtigt sein möge, auf die nicht die ganze Fehler-summe der verhängnisvollen Vergangenheiten übertragen werden“ müsse. An die Fürstin von Thurn und Taxis-Hohenlohe schreibt er am 23. Juli 1920

die schwerwiegenden Worte: „Wer von jetzt ab so zu leben gedenkt, wie er's ,gewohnt war', der findet sich beständig vor der unmittelbarsten Wiederholung, vor dem bloßen Nocheinmal und dessen ganzer heilloser Unfruchtbarkeit.“ Als Dichter aber beginnt Rilke Bereiche auszumessen, aus deren Tiefe weltanschauliche Erkenntnisse und Bekenntnisse nur schwer herauszulesen sind. Immerhin sollten wir aufmerken, wenn er über den Sinn seiner „Duineser Elegien“ Hulewicz gegenüber am 13. November 1925 folgendes sagt: „Nun drängen, von Amerika her, leere gleichgültige Dinge herüber, Schein-Dinge, *Lebens-Attrappen*... Ein Haus, im amerikanischen Verstande, ein amerikanischer Apfel oder eine dortige Rebe hat *nichts* gemeinsam mit dem Haus, der Frucht, der Traube, in die Hoffnung und Nachdenklichkeit unserer Vorväter eingegangen war...“ Der humane und larische Wert der Dinge müsse erhalten werden.

Uns bleibt noch zu prüfen, wie sich Rilkes Verhältnis zur slawischen Welt unter den neuen Bedingungen bewährte. Seiner Mutter, einer unentwegten Feindin der Tschechen, verhehlte er nicht seine Sympathien für den jungen Staat der Tschechen und Slowaken. Weniger verständnisvoll verhielt sich Rilke der jungen Sowjetmacht gegenüber. Ihm schien das überlebende Rußland in seine heimliche Wurzelschicht zurückgefallen (Brief an Leonid Pasternak vom 14. März 1926). Die Beschäftigung mit der russischen Literatur und Sprache hörte jedoch nicht auf. Im Januar 1919 übersetzte Rilke Lermontows „Einsam tret ich auf den Weg, den leeren...“ Mit Freude nahm er die 1919 im Insel-Verlag erschienene deutsche Ausgabe von Aksakows „Familienchronik“ entgegen. Als ihm in den Februartagen des Jahres 1922 nicht nur die letzten der „Duineser Elegien“ gelangen, sondern als unerwartete Zugabe die „Sonette an Orpheus“ in den Schoß fielen, brachen alte Erinnerungen noch einmal in voller Stärke hervor:

*Dir aber, Herr, o was weih ich dir, sag,
der das Ohr den Geschöpfen gelehrt? –
Mein Erinnern an einen Frühlingstag,
seinen Abend, in Rußland, – ein Pferd ...*

*Herüber vom Dorf kam der Schimmel allein,
an der vorderen Fessel den Pflock,
um die Nacht auf den Wiesen allein zu sein;
wie schlug seiner Mähne Gelock*

*an den Hals im Takte des Übermuts,
bei dem grob gebemmt Galopp.
Wie sprangen die Quellen des Rossebluts!*

*Der fühlte die Weiten, und ob!
Der sang und der hörte – dein Sagenkreis
war in ihm geschlossen.*

Sein Bild: ich weib's.

So ist das russische Erlebnis wieder Musik geworden: „Was ist Zeit? – Wann ist Gegenwart? Über soviel Jahre sprang er mir mit seinem völligen Glück ins weitoffene Gefühl – Jetzt *weiß* ich mich wieder“, schreibt er trunken vor Schaffensfreude am 11. Februar 1922 an Lou Andreas-Salomé. Ein anderes Sonett – das XIX. des 1. Teils – greift unbewußt, worauf Hermann Pongs bereits vor Jahren hingewiesen hat („Das Bild in der Dichtung“, II, S. 386), auf die böhmische „Volksweise“ der Jugend zurück:

*Nicht sind die Leiden erkannt,
nicht ist die Liebe gelernt,
und was im Tod uns entfernt,*

*ist nicht entschleiert.
Einzig das Lied überm Land
heiligt und feiert.*

In den Tiefen der „Duineser Elegien“ aber scheint unausgesprochen das Erlebnis der slawischen Welt jene „humanen und larischen“ Gegenkräfte genährt zu haben, die Rilke den amerikanischen „Lebens-Attrappen“ entgegengesetzte. An entscheidender Stelle in der neunten Elegie stehen als Absage an alle transzendente Hoffnungslosigkeit die Worte:

*Erde, du liebe, ich will. Ob glaub, es bedürfte
nicht deiner Frühlinge mehr, mich dir zu gewinnen, einer,
ach, ein einziger ist schon dem Blute zuviel.*

Offensichtlich schwingt hier jenes Urerlebnis Rilkes mit, dem auch das oben zitierte Weihsonett an Orpheus seine Entstehung verdankt*. Jetztz „wußte er sich wieder“, und die langen Jahre des Alleinseins unter den Menschen, angefangen von Paris mit seinem „Malte Laurids Brigge“ bis hin zu dem Aufschrei in der ersten Elegie in der Einsamkeit von Duino und den kritischen Jahren des Weltkrieges, waren überwunden.

So schließt sich der Kreis. Was nach den Elegien und Sonetten noch kommt, ist Ausklang. Und je näher des Ende rückt, um so mehr bedarf

* Man sollte auch beachten, wie im XXI. Sonett des 1. Teils, das Rilkes eigenem Bekenntnis zufolge einer spanischen Frühlingsimpression gewidmet ist, das russische Bart- und Wurzelmotiv des „Stundenbuches“ aufklingt.

Rilke seiner inneren Heimat, des Russischen. In Paris sucht er den Umgang mit Russen, mit Rührung hört er vom Dichterruhm des jungen Boris Pasternak, des Sohns Leonid Pasternaks. Als Sekretärin nimmt er eine Russin zu sich. Die letzten Worte vor seinem Tode schreibt er – wie uns Lou Andreas-Salomé überliefert hat – in russischer Sprache. Aufgeschlagen findet man auf einem Leseputz Aksakows „Familienchronik“.

Rilkes Beziehung zur Welt der Slawen kann nicht sein ganzes Werk erklären. Wer sie aber nicht in ihrer Jahrzehnte überspannenden, alles durchdringenden Bedeutung erfaßt, muß Rilke mißverstehen. Wenige Monate vor seinem Tod gab der Dichter in seinem Brief vom 17. März 1926 an eine junge Freundin den Schlüssel zum Verständnis seiner künstlerischen Entwicklung: Italien, das er seit seinem achten Lebensjahre kannte und liebte, war in seiner deutlichen Vielfalt und Formfülle die Fibel seines beweglichen Daseins; Paris – das unvergleichliche – war ihm Basis für sein Gestaltenwollen; ein bedeutendes Erlebnis war auch Spanien; Rußland aber – so heißt es wörtlich – war das Entscheidende, weil es ihm nicht allein eine mit nichts zu vergleichende Welt unerhörter Dimensionen eröffnete, sondern ihm auch durch seine humanen Gegebenheiten gewährte, sich unter Menschen brüderlich eingelassen zu fühlen.

Alexander Abusch

Die kulturell-erzieherische Funktion unseres Staates

Der Bericht des Genossen Neumann über die Durchführung der Beschlüsse des 30. Plenums – und vor einigen Tagen die beiden Artikel des Genossen Ulbricht „Vom geistigen Leben in unserer Zeit“ – stellen vor uns auch die Frage: Wo stehen wir in der Durchführung des ideologischen Kampfes auch auf kulturellem Gebiet? Wie wurden die Ideen des 30. Plenums an die künstlerische Intelligenz herangetragen, von ihr aufgenommen und zum geistigen Motor ihres Handelns gemacht?

Ich halte die Gesamteinschätzung für richtig, daß wir im letzten halben Jahr nicht nur in der wissenschaftlichen und technischen Intelligenz eine tiefere Entwicklung ihres Verständnisses für ihre gesellschaftliche Verantwortung und für die Probleme unseres sozialistischen Aufbaus, ein entschiedeneres Auftreten für unsere Deutsche Demokratische Republik, gegen die Gefahr des Imperialismus und besonders gegen die Atomrüstungen in Westdeutschland zu verzeichnen haben, sondern daß diese Entwicklung auch unsere künstlerische Intelligenz umfaßt. Wir verzeichnen im ganzen eine zunehmende Konsolidierung der ideologischen Positionen des Marxismus-Leninismus auch innerhalb der Künstlerschaft. Wir erreichten in diesem Wahlkampf eine Aktivität hervorragender Künstler, künstlerischer Ensembles und Kulturgruppen wie noch nie zuvor in einer anderen Bewegung. Es ist uns hier ein erster Durchbruch zur engeren Verbindung der Künstler mit dem Leben und unserem aktuellen Kampf gelungen, der – bei einer zähen, zielbewußten Weiterentwicklung dieses Anfanges – ein wichtiger Beitrag zur Wendung in unserer kulturellen Massenarbeit werden wird.

Doch die positiven Erscheinungen im Kampf um die Verwirklichung der Beschlüsse des 30. Plenums können uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß die kämpferischen Ideen des 30. Plenums auch in bestimmten Schichten unserer künstlerischen Intelligenz noch nicht richtig aufgenommen und verarbeitet wurden. In ihnen sind vielfach noch kleinbürgerlich-liberale Vorstellungen wirksam. Manche Schriftsteller und Künstler beschäftigen sich ausschließlich mit den Widersprüchen, die in unserer Übergangsperiode entstehen, aber mit dem weiteren Wachstum des Sozialismus von uns gelöst werden, und wir haben auch bei uns im vergangenen Jahr erlebt, daß bei

solchen Angehörigen der künstlerischen Intelligenz dadurch zeitweilig der Blick getrübt wurde für den antagonistischen Widerspruch Kapitalismus-Sozialismus in unserer Epoche. Daraus resultiert bei ihnen ein Unverständnis für die historische Rolle unserer Republik und ihrer Kulturpolitik bei der Existenz von zwei deutschen Staaten – und aus diesem Nichtverstehen erwächst auch die Neigung zur ideologischen Koexistenz mit den kulturellen Erscheinungen der imperialistischen Restauration und der bürgerlichen Dekadenz in Westdeutschland.

Im Grunde ging es bei allen Diskussionen unter den Künstlern und im Kulturbund seit dem XX. Parteitag um die *kulturell-erzieherische Funktion unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates* beim Aufbau des Sozialismus. Verfechter revisionistischer Anschauungen wollen diese Funktion leugnen oder weitgehend aufheben – und die feindliche imperialistische Propaganda knüpfte gerade daran an mit ihren mißlungenen Versuchen, unsere notwendige Diskussion gegen Erscheinungen des Dogmatismus und Schematismus umzuwandeln in einen Kampf gegen unsere Arbeiter-und-Bauern-Macht. Das zeigte sich sozusagen klassisch bei dem Eindringen der Petöfi-Klub-Tendenzen in Kreise des Kulturbundes und besonders in den Aufbau-Verlag. Nicht zufällig veröffentlichte Janka, der im Harich-Prozeß als unmittelbarer Hintermann und Teilnehmer dieser konterrevolutionären Gruppe entlarvt wurde, einen Artikel im „Sonntag“, in dem er forderte, die Funktion des Ministeriums für Kultur auf die Papierverteilung für die Verlage zu reduzieren.

Die Festigung der ideologischen Position des Marxismus-Leninismus innerhalb der künstlerischen Intelligenz wurde im letzten Jahr im Kampf gegen den Revisionismus wie gegen den Dogmatismus erreicht. Ich meine: Es ist gerade der prinzipienfesten und zugleich eine Reihe von Veränderungen einleitenden Politik unserer Partei nach dem XX. Parteitag zu verdanken, daß auch die große Mehrheit unserer künstlerischen Intelligenz während der ungarischen Ereignisse fähig wurde, besonders die kleinbürgerlich-anarchistischen Tendenzen, die eine unmittelbare Hilfe für die imperialistische Aggression bedeuten, zu erkennen und zurückzuschlagen. Die große ideologische Offensive des Marxismus-Leninismus, die unser 30. Plenum eingeleitet hat, ging von den Erfahrungen des Lebens, von den Lehren der internationalen und der nationalen Ereignisse aus. Es ist deshalb nicht zuviel gesagt, wenn man heute hier hervorhebt, daß seit dem 30. Plenum – trotz einer Reihe Unzulänglichkeiten in der ideologischen Auseinandersetzung über die kulturellen Grundfragen – ein neuer Geist der offensiven Verteidigung und Durchsetzung der Prinzipien und der Praxis des Marxismus-Leninismus auch unser kulturelles Leben immer mehr zu durchdringen begonnen hat.

Die Delegiertenkonferenz unseres Schriftstellerverbandes im Februar stand deshalb – nach einer vorangegangenen öffentlichen Diskussion von zwei Monaten – im Zeichen einer Auseinandersetzung mit Professor Hans Mayer, in der es um die prinzipiellsten Fragen der vierzigjährigen Entwicklung unserer sozialistischen Literatur, um ihre proletarisch-revolutionäre Tradition und um ihre gegenwärtigen Aufgaben beim Aufbau des Sozialismus ging und geht. In dieser Debatte mit Mayer handelt es sich gewiß nicht um die Person dieses Literaturwissenschaftlers, sondern darum, daß er die Position des Realismus verlassen hat und kritiklos den Tendenzen der bürgerlichen Dekadenz nachgibt. Mayer verbindet mit seiner Lobpreisung der künstlerischen Qualität oder angeblichen Qualität von literarischen Erscheinungen der bürgerlichen Dekadenz eine Mißachtung unserer angeblich fast nur schlechten, angeblich fast nur schematischen sozialistischen Literatur der Gegenwart. Mayer negiert nicht nur die *neue historische Qualität* unserer werdenden sozialistischen Nationalliteratur, sondern verschweigt auch die spezifischen Schwierigkeiten bei der Entwicklung einer neuen Literatur mit einem neuen gesellschaftlichen Inhalt in unserer Periode. Es geht also um die Prinzipien des Marxismus-Leninismus in der Literaturtheorie, und in der *Überschätzung* von Werken der bürgerlichen Literatur und in der *Unterschätzung* von Werken unserer aufsteigenden sozialistischen Literatur gibt es – trotz mancher sonstigen Unterschiede zwischen ihnen – einige literaturtheoretische Berührungspunkte zwischen den falschen Anschauungen von Mayer und Georg Lukács. Die Diskussion seit dem XX. Parteitag lehrt uns, daß der Kampf gegen die Einflüsse der bürgerlichen Dekadenz in der Theorie und Praxis der Kunst, den wir schon in den zwanziger Jahren bei der Herausbildung unserer sozialistischen Kunst geführt haben, heute in einer zeitgemäßerer und mit den jüngsten Erfahrungen bereicherten Weise weitergeführt werden muß, auch im Rundfunk. Das ist notwendig, gerade wenn wir alle humanistischen Kräfte in der Literatur und Kunst Westdeutschlands zu unseren Verbündeten machen wollen.

Der Schriftstellerverband bereitet gegenwärtig eine Konferenz über die literarischen Werke vor, die bei uns und in Westdeutschland sich mit dem vergangenen Krieg und der gegenwärtigen Gefahr des Imperialismus beschäftigten, und eine zweite Konferenz, die eine Auseinandersetzung über die Romane und Filmszenarien führen wird, die sich, gelungen und teils mißlungen, mit der Entwicklung des sozialistischen Lebens auf dem Lande befassen. So positiv diese Vorbereitung auf die Diskussion zentraler Themen unserer Literatur zu bewerten ist, so scheint es mir doch gleichzeitig ein Ausdruck der mangelnden geistigen Bewegung in unserer gegenwärtigen Literaturdiskussion zu sein, daß ein Buch, wie der Roman „Von der Liebe soll man nicht nur sprechen“ des Genossen Eduard Claudius, der uns aus

früheren Werken als ein begabter Schriftsteller bekannt ist und auch in diesem Buch an manchen Stellen den Beweis für sein besseres Können liefert, daß ein solcher Roman, der nach meiner Meinung zeigt, daß der Blick dieses Genossen Schriftstellers sich nach dem XX. Parteitag verengt statt erweitert hat, nicht sofort einen heftigen Meinungsstreit ausgelöst hat. Handelt es sich dabei um befangenes Schweigen der Kritiker und seiner Schriftstellerkollegen, die dem Autor nicht weh tun wollen? Aber es geht doch hier um die Sache: um ein Buch, das so wichtige Fragen wie Schönfärberei oder Schwarzfärberei, die Menschengestaltung bei der sozialistischen Entwicklung auf dem Dorfe, ihrer neuen Moral, die Rolle der Freien Deutschen Jugend und vieles andere mehr unmittelbar in den Mittelpunkt der Auseinandersetzung rückt.

Den Diskussionen auf der Delegiertenkonferenz der Komponisten im Februar und auf einem Parteiaktiv der bildenden Künstler im März, das sich entschieden gegen die revisionistischen Tendenzen bei einzelnen bildenden Künstlern gewandt hat, ist noch nicht die konkrete Auseinandersetzung an einzelnen neuen musikalischen Werken oder an Ausstellungen gefolgt. Es handelt sich hier um eine charakteristische Schwäche für die Auseinandersetzung auf allen künstlerischen Gebieten, nämlich daß die Diskussion sich auf Konferenzen beschränkt oder in den Zeitschriften um allgemeine Theorien geht, anstatt die Gemüter durch streitbare Diskussionen um Werke unserer sozialistischen Literatur, Musik und bildenden Kunst zu entflammen und dadurch die Künstler zum Hervorbringen neuer, von der Öffentlichkeit wirklich beachteter Werke anzueifern.

In der Durchführung der Beschlüsse des 30. Plenums haben wir auch auf einer Tagung der Intendanten unserer Republik, an der Regisseure, Bühnenauctoren und Kritiker teilnahmen, über die Grundfragen unserer Theaterarbeit zu diskutieren begonnen. Es ging dort ebenfalls um sehr prinzipielle Fragen, wie zum Beispiel das Verhältnis zwischen der kulturell-erzieherischen Funktion unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates und der eigenen Verantwortung der Intendanten als künstlerische Mitarbeiter am Aufbau des Sozialismus, die aktuelle nationale Aufgabe unserer Theater im Kampf gegen die Gefahr des wiedererstarteten deutschen Imperialismus und überhaupt die sozialistische Grundorientierung unserer Theaterspielpläne. Unser Standpunkt ist, daß die Spielpläne nicht ein wirres, ungeordnetes und opportunistisches Vielerlei sein dürfen, sondern daß ihre Vielseitigkeit, um die verschiedenartigen Bedürfnisse unserer Menschen zu erfüllen, sich auf dem Boden einer in der Theorie und Praxis sich stets erneuernden und bereichernden sozialistischen Theaterkunst entwickeln muß. Auf dieser Konferenz wurde zum Beispiel die fehlerhafte Orientierung unseres Leipziger Schauspielhauses, das in einem Spielplanentwurf zuerst unter sechs zur Neu-

aufführung vorgeschlagenen Werken vier westliche Autoren (zweimal Anouilh, einmal O'Neill, einmal Zuckmayer) und zwei deutsche Klassiker, aber keinen einzigen Autor unserer Republik oder anderen sozialistischen Autor enthielt, kritisch behandelt. Ebenso zeigte die Analyse unserer Theaterarbeit, daß – als weiteres Beispiel – eine sonst erfolgreich und qualifiziert arbeitende Bühne wie das Volkstheater in Rostock im ganzen Monat Februar auf seinem Spielplan zwar eine Reihe bürgerlich-fortschrittlicher westlicher Autoren hatte, aber ebenfalls nicht ein einziges Werk eines sozialistischen Schriftstellers. Wenn das auch korrigiert wurde, so wird durch eine solche Orientierung doch der gesellschaftliche Boden unserer Theaterkunst verlassen, und von diesen Genossen Intendanten wurden, zumindest ungewollt, schwerwiegende Konzessionen an eine bürgerliche Liberalisierung gemacht. Auf der Konferenz wurde auch die ungenügende Förderung unserer jungen Dramatiker und jungen Regisseure zur Diskussion gestellt, und eine Reihe junger Künstler begann auch eine Auseinandersetzung über die verschiedenen schöpferischen Wege des sozialistischen Realismus in der Theaterkunst.

Ich habe diese Konferenz der Intendanten etwas ausführlicher erwähnt, weil eine Reihe von Kulturschaffenden und Genosse Ulbricht in den Diskussionen der Intelligenz in Leipzig und Berlin mit Recht eine Analyse unserer Theaterarbeit und eine Auseinandersetzung über sie gefordert haben. Ja, das ist notwendig – das Material zu dieser Analyse und der Anfang der Diskussion ist schon da, aber der Mangel besteht bisher noch darin, daß wir es noch nicht verstanden haben, diese Theaterfragen zum Gegenstand großer Aussprachen in einer breiten Öffentlichkeit zu machen – und das müssen wir schnellstens ändern. Wir müssen als Genossen in der Leitung des Ministeriums für Kultur daraus die Lehre ziehen, künftig durch bestimmte Beschlüsse über solche wichtigen ideologischen Fragen der ganzen Diskussion eine Orientierung zu geben. Es ist gut, daß unsere Leipziger Genossen jetzt diese öffentliche Diskussion begonnen haben.

Im Wahlkampf haben viele Genossen, die auf kulturellem Gebiet arbeiten, allgemein-politisch sehr aktiv eingegriffen, aber sie sind dabei vielfach immer noch den ideologischen Auseinandersetzungen ausgewichen, so daß der allgemein politische Aufschwung unter den Kulturschaffenden, Künstlern und Studenten im Wahlkampf nicht genügend zur weiteren Klärung der ideologischen Fragen genützt wurde. Natürlich hat dieser Aufschwung selbst einer ganzen Reihe von Künstlern auch neue ideologische Erkenntnisse und eine festere Bindung an unsere Republik vermittelt, aber diese Erfolge können nur gesichert und vertieft werden, wenn sie in die Wechselwirkung mit der Auseinandersetzung über die Grundfragen unserer sozialistischen Kultur gebracht werden.

Manche Schriftsteller und Künstler befürchten nun eine isolierte Diskussion über Fragen der Ästhetik, über den Realismus und den sozialistischen Realismus, eine Wiederholung vieler ermüdender abstrakter Diskussionen der vergangenen Jahre. Ich stimme mit dem Bericht des Genossen Neumann überein, daß gerade in diesem Hinblick die Diskussion über sozialistische Ethik und Moral eine sehr aktuelle Bedeutung für unsere kulturpolitische Arbeit hat. Mir scheint es allerdings notwendig zu sein, daß die Genossen Philosophen bald eine allseitigere, richtige Antwort auf die für unsere Bündnispolitik so wichtige Frage des Verhältnisses zwischen dem humanistischen Erbe und unseren neuen sozialistischen Moralbegriffen geben – und ich erlaube mir, dazu besonders an die grundlegenden Hinweise Lenins auf dem Komsomolkongreß im Oktober 1920 zu erinnern.

Die Erfahrung der Aussprachen über sozialistische Ethik, Moral und Erziehung, die Genosse Ulbricht mit der Leipziger und Berliner Intelligenz geführt hat, lehrt uns, daß es gerade *diese* Fragen sind, die in der gegenwärtigen Periode auch der Ausgangspunkt für jede Diskussion über das Wesen unserer Literatur und Kunst sein müssen, und zwar, weil *nur vom neuen Inhalt her* auch die Formfragen der sozialistischen Kunst, die Notwendigkeit einer realistischen Gestaltung, der Verbundenheit mit dem Volk und der Verständlichkeit für das Volk geklärt werden können. Von dieser Diskussion über die sozialistische Ethik und Moral, über das Entstehen der neuen Beziehungen zwischen den Menschen, über die veränderte Rolle der Kultur als wirkliche Sache der Millionen gelangen wir auch zur gesellschaftlichen Aufgabe des Künstlers in unserer Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus und zur tieferen Begründung dafür, daß eine schöpferische Methode in der Kunst notwendig ist, die dem Kampf um die sozialistische Veränderung der Welt am besten dient. So kommen wir zu einer echten Diskussion über die *geschichtliche Notwendigkeit* des sozialistischen Realismus.

Wenn wir auf eine solche Weise die ganze ideologische Macht unserer marxistisch-leninistischen Weltanschauung mit der konkreten Entwicklung unserer Kulturpolitik in der Periode des zweiten Fünfjahrplanes verbinden, dann werden wir den Auseinandersetzungen über die aktuellen Probleme der Literatur und Kunst einen frischen, vorwärtsdrängenden Impuls geben. Dadurch werden die Schriftsteller und Künstler direkt mit der Frage konfrontiert, welchen Beitrag sie durch ihr künstlerisches Werk zur sozialistischen Veränderung der Menschen, welchen Beitrag sie zu mehr Lebensbejahung und Lebensfreude für unsere Werktätigen leisten.

Natürlich bedeutet das nicht, daß weniger über die Frage der Ästhetik diskutiert wird, aber es wird – unter Einbeziehung der Ergebnisse der sowjetischen Diskussion – auf neue und richtigere Weise geschehen: nämlich

unter größerer Beachtung des *Kriteriums unserer eigenen künstlerischen Praxis*. Die Diskussion ist kein Selbstzweck, sondern ein Mittel zum Zweck – und die Entscheidung fällt in der Praxis der Kunst durch das Entstehen von sozialistischen Kunstwerken.

Wir sind jetzt durch das Erscheinen einer Reihe von Büchern unserer jüngeren Schriftsteller, die Themen unseres Lebens und unseres Kampfes behandeln, und durch das Entstehen von mehreren guten Filmen, die ihre Stoßkraft gegen den Militarismus und Faschismus in Westdeutschland richten, endlich in der Lage, den Meinungsstreit über die sozialistische Literatur und Kunst von konkreten Werken zu entfesseln. Bei der vom Genossen Neumann erwähnten Diskussion unserer Schriftsteller in Zwickau am 10. Mai mit Kumpeln und Angehörigen der Intelligenz wurde ein solcher Anfang gemacht – und es zeigte sich sofort der Vorteil darin, daß man in der Diskussion über die Fragen der Gestaltung unserer neuen sozialistischen Menschen und über die Wahrheit in unserer Übergangsperiode von einem bestimmten Buch des Schriftstellers Rudolf Fischer ausging. Bei uns entsteht gegenwärtig in Buchenwald durch die Figurengruppe des Genossen Fritz Cremer die größte Freiplastik, die seit Jahrzehnten geschaffen wurde – und es gibt noch andere bedeutsame Bemühungen in unserer bildenden Kunst. Ich meine, daß wir durch die Diskussion über die neu entstandenen und entstehenden Werke unserer sozialistischen Kunst völlig wegkommen können von allen normativen und formellen Einengungen, die in den vergangenen Jahren die weitgespannte, tausend schöpferische Möglichkeiten bietende Methode des sozialistischen Realismus auch bei uns reduziert haben, und daß wir jetzt zur richtigen Wertung und Bejahung jener Werke gelangen, die sich durch die leidenschaftliche und parteiliche Bemühung unserer besten Künstler den hohen Anforderungen des sozialistischen Realismus annähern oder schon weitgehend von seinem Geist durchdrungen sind.

Ich bin davon überzeugt, daß der Beschluß des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion gegen die parteifeindliche Gruppe Malenkow-Molotow-Kaganowitsch-Schepilow auch dazu beitragen wird, die Aktivität unserer Kulturschaffenden für die Verwirklichung der Ideen des XX. Parteitages und unserer 3. Parteikonferenz weiter anzuspornen. Der Beschluß des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion atmet den Geist der lebendigen, schöpferisch-dialektischen Weiterentwicklung des Marxismus-Leninismus in unserer Epoche, so daß er uns auf dem Gebiete der Kunst und Kultur eine große Hilfe im Kampf gegen unsere imperialistischen Feinde und gegen alle Versuche der Revision unserer Prinzipien sein wird.

Der Hauptsinn unseres ideologischen Kampfes besteht gegenwärtig darin, unsere Schriftsteller und Künstler dadurch zu beflügeln, unserem Volk wür-

dige Werke der sozialistischen Kunst unserer Epoche zu schenken. Darüber hinaus geht es darum, unsere ganze massenpolitische Kulturarbeit und gleichzeitig die produktionstechnische Propaganda auf ein Niveau zu heben, das es uns ermöglicht, bei uns technisch hochqualifizierte und allseitig gebildete, von einer neuen sozialistischen Moral erfüllte Menschen zu erziehen.

In der kulturellen Massenarbeit müssen wir deshalb das Neue weiterführen, das unsere Künstler und Ensembles in diesem Wahlkampf entwickelt haben: die mit dem Leben verbundene kämpferische künstlerische Agitation, die ein ständiger lebendiger Teil unseres sozialistischen Kunstschaffens werden muß. Wir haben eine grundlegende Veränderung der Deutschen Konzert- und Gastspielformen eingeleitet, aber wenn diese sinnvoll und erfolgreich sein soll, dann muß nach meiner Meinung auch damit Schluß gemacht werden, daß im kulturellen Teil des Rundfunks eine eigene Kulturpolitik betrieben wird. Es kann nur eine Kulturpolitik unserer Partei und unserer Regierung geben, nämlich eine sozialistische – und auch die musikalischen Blumen, die in unserem Rundfunk blühen, müßten einigermaßen in unseren mannigfaltigen sozialistischen Blumengärten passen.

Wir können auch nicht zufrieden sein mit der Behandlung unserer Literatur durch den Buchhandel, wobei auch unser Volksbuchhandel sich zum größten Teil keineswegs dadurch auszeichnet, daß er die sozialistische Schöne Literatur besonders fördert. Das Problem beginnt eigentlich bereits in den Verlagen. Die Proportionen zwischen der erscheinenden sozialistischen und nichtsozialistischen Literatur stimmen in den letzten Jahren nicht mehr. Manche Verleger verlassen bei der notwendigen Bemühung, zur Abschöpfung der Kaufkraft und zu einer höheren Akkumulation beizutragen, nicht selten die Gesichtspunkte unserer sozialistischen Literaturpolitik, und sie orientierten sich zu sehr auf sogenannte „gängige“ Literatur. Der hier entstandene Widerspruch wird von uns aber um so leichter überwunden werden, wenn wir zu einer sozialistischen Preispolitik übergehen, die die ökonomischen Hebel unseres Staates zugunsten unserer guten sozialistischen Literatur einsetzt und die Abschöpfung der Kaufkraft vor allem durch die andere Literatur herbeiführt. Zur Förderung unserer Literatur brauchen wir aber noch mehr: nämlich eine wirkliche Literaturbewegung, die von unseren Gewerkschaften, von der Freien Deutschen Jugend, vom Schriftstellerverband und vom Ministerium für Kultur gemeinsam in der Weise entwickelt wird, daß die Werke und die Fragen unserer Literatur wirklich in den Klubbhäusern unserer volkseigenen Betriebe und der MTS diskutiert werden, daß die Schriftsteller starke Anregungen von den Werktätigen erhalten und dadurch befähigt werden, diese empfangene Kraft in guten Büchern, Filmszenarien, Schauspielen, Hörspielen, Liedern und so weiter zurückzustrahlen.

Gestattet mir noch, Genossinnen und Genossen, abschließend meine Schlußfolgerungen in drei Grundaufgaben zusammenzufassen:

Erstens: Die Erfahrungen in den Auseinandersetzungen seit dem XX. Parteitag sowohl in den Künstlerverbänden als auch im Kulturbund sollten uns veranlassen, einen weiteren Schritt in der ideologischen Offensive des 30. Plenums zu tun und baldigst eine programmatische Darstellung der sozialistischen Kulturpolitik unserer Partei für die Periode des zweiten Fünfjahrplans auszuarbeiten. Selbstverständlich kann ein solches Programm der Prinzipien und der konkreten Praxis unserer Kulturpolitik nicht am Anfang der weiteren Diskussion stehen, sondern es sollte bereits ein Ergebnis der Diskussion in den Klubhäusern der Betriebe und der MTS, im Kulturbund, in den Verbänden und Zeitschriften der Schriftsteller und Künstler sein.

Zweitens: In der kulturellen Massenarbeit muß, nachdem der Aufbau der kulturellen Institutionen im wesentlichen abgeschlossen ist, die Hauptorientierung auf die Entwicklung des *neuen sozialistischen Inhalts* dieser Arbeit gerichtet sein. Im Zusammenhang damit erfordert die heute vorgeschlagene Veränderung der Arbeitsweise des Staatsapparates von den Genossen in unserem Ministerium die maximale Verlagerung aller administrativen Aufgaben auf die örtlichen Organe unserer Staatsmacht, aber zugleich die maximale Verstärkung der ideologisch-fachlichen Anleitung und die erstrangige Orientierung aller zentralen und bezirklichen Mitarbeiter auf die kämpferische Teilnahme an den ideologischen Auseinandersetzungen.

Drittens: Wir müssen unsere gesamtdeutsche Kulturarbeit in der Richtung entwickeln, die Überlegenheit der sozialistischen Ideen und der kulturellen Leistungen unserer Republik zu beweisen und alle Tendenzen der ideologischen Koexistenz aus dieser Arbeit zu beseitigen.

Wir können und werden diese drei Grundaufgaben erfüllen, denn wir haben nicht nur die Schwächen, über die ich kritisch und selbstkritisch gesprochen habe, sondern wir besitzen auch eine große Stärke in den kulturellen und künstlerischen Leistungen unserer Republik. Gerade das letzte Jahr zeigte, daß wir bei dem kulturellen Austausch mit der Sowjetunion, den anderen sozialistischen Ländern und auch mit den kapitalistischen Ländern imstande waren, unserer Republik viel Ehre und Anerkennung einzutragen. In der Debatte im Bonner Bundestag am 8. Mai über den Haushalt des Auswärtigen Amtes, in der Brentano seine bekannte Beschimpfung Bertolt Brechts wagte, haben mehrere Redner, unter ihnen Brentano selbst und Prinz Löwenstein, voll Besorgnis über den anwachsenden Einfluß der Kultur und Kunst unserer Deutschen Demokratischen Republik in Frankreich, Italien, Ägypten und Syrien gesprochen, durch die der kulturelle Einfluß der west-

deutschen Bundesrepublik zurückgedrängt werde. Wir haben eine starke kulturelle Position nach außen wie im Innern.

Wenn wir also unsere ideologisch-schöpferischen Bemühungen verstärken, alle revisionistischen und dogmatischen Tendenzen schlagen, die Neigung zur ideologischen Koexistenz bei manchen Künstlern und Kulturschaffenden mit geduldiger Überzeugungsarbeit überwinden und vor allem die oft noch vorhandenen seelenlos-administrativen Arbeitsmethoden bei uns beseitigen, dann werden wir bald größere Erfolge in der Verwirklichung der grundlegenden Beschlüsse des 30. Plenums erreichen. Wir werden dann im nächsten halben, dreiviertel Jahr entscheidend vorwärtskommen bei der allseitigen Herausarbeitung der sozialistischen Kulturpolitik unserer Partei.

Kuba

Wie steht es mit der Ehrlichkeit des Schriftstellers?

Der ungarische Oktober ist niedergequalmt, auch in der inneren und öffentlichen Diskussion der Schriftsteller. Die Tragikomödie, in welcher Schriftsteller die führende Rolle spielten, ist zu Ende.

Wir Schriftsteller in der Deutschen Demokratischen Republik sind mit zwei blauen Augen davongekommen. (*Heiterkeit.*) Mit zwei blauen Augen! Mittels zweier kollektiver Erklärungen und einer Reihe individueller haben wir uns über die Runden gerettet. Wir sind von der Partei im Zentralorgan gelobt worden. Die westlichen Pessetrompeten haben uns verunglimpft. Alles ganz, wie es sein muß! Auch ich habe eine individuelle Erklärung abgegeben. Ich habe mir dafür nur das heilige Donnerwetter einer Reihe intellektueller Freunde aus Akademie und Kulturbund eingehandelt wegen zu grober Sprache und Redeweise. Das ist nicht viel! (*Heiterkeit.*)

Wo aber blieben die üblichen anonymen Drohbriefe und die nächtlichen Telefonanrufe, ihr Herrschaften aus dem Ostbüro und den anderen diversen Spionagezentralen, wie wir sie gewohnt sind? Ich frage meine Kollegen: Waren unsere Erklärungen – war also unsere Aktion dermaßen, daß wir besonders das Feuer auf uns gelenkt haben? Lagen wir Schriftsteller in einem solchen feindlichen Feuer wie der Führungsstab unserer Partei, besonders unser Genosse Ulbricht? Dem war nicht so! Ergo war unsere Aktion zu schwächlich. Wir haben in Wahrheit nur vor unserer Republik das Gesicht gewahrt, den Feind haben wir in jenen Tagen kaum gekratzt und in den nachfolgenden oder den gegenwärtigen schon gar nicht.

Es war nach meiner Meinung damals ganz richtig, den Namen Lukács

möglichst zu umgehen, eine alte Freundschaft zu kündigen, bevor man wußte, was mit dem alten Freund los war. Seitdem ist ein Winter vergangen. Schon weht der Wind über die ersten Stoppeln. Von Lukács kein Laut – im Deutschen Schriftstellerverband große Stille. Taghell beleuchtet, liegt die Vergangenheit ausgebreitet. Poseure brachten die sozialistische Welt in Gefahr. Keine Ausrede mehr: Sie wollten das Beste, aber dann begann die Reaktion mitzumischen. Sie, die sich „Gewissen der Nation“ nannten, waren von Anfang an Trumpfkarten der Reaktion. Sie wußten es nicht? Um so schlimmer, wenn sie es nicht wußten. Sie, die durch die Partei Autorität, Gesicht und Namen erhalten hatten, mißbrauchten Autorität, Gesicht und Namen, die Jugend Ungarns in einen Kampf zu führen, der deren Tod bedeuten mußte – Tod in jeder Richtung. Und wie viele starben auch wirklich! Wer aber hat die jungen Sowjetsoldaten, deren Brüder schon vor Jahren ihr Leben auch für die Befreiung Ungarns opferten, wer hat sie, die im Frieden für die Rettung des Sozialismus in Ungarn ihr ebenso junges und kostbares, weil für die gerechte Sache hingegebenes Leben opferten, beklagt? Sie, die sowjetischen und die den Sozialismus verteidigenden ungarischen Arbeiter und Bauern sind die Helden, vor denen auch die deutschen Schriftsteller die Mütze zu ziehen haben. Mit ihren Mördern haben auch die deutschen Schriftsteller abzurechnen. Es gibt im Klassenkampf nicht diesen Terminus „fahrlässige Tötung“. Wenn es sich um Barrikaden handelt, gibt es nur hüben und drüben.

Verbal und so im allgemeinen steht der Deutsche Schriftstellerverband natürlich auf der richtigen Seite. Was aber die konkrete Seite der Sache angeht, steht der Deutsche Schriftstellerverband nicht so glänzend da. Ein Genosse, der großen Einfluß unter einigen der einflußreichsten unserer Schriftsteller ausübte, hat in einer politischen Krise – nennen wir es milde: versagt. Solch ein Versagen hat seine Ursache nicht in der Hundstagshitze einer schwachen Stunde. Solch ein Versagen hat seine Ursache in der gesamten ideologischen Anlage des Betroffenen. Es wäre also an der Zeit, daß Schriftsteller, welche die Thesen Lukács' weitgehend zu den ihren gemacht haben, angesichts des politischen, öffentlichen Versagens dessen, der ihnen jahrzehntelang ein Vater der Literaturtheorie war, ihre eigene Theorie, und zwar öffentlich, überprüfen.

Keiner dieser Schriftsteller hat sich bisher öffentlich von dem Mann – oder seinen Theorien – oder einem Teil seiner Theorien getrennt. Keiner dieser Schriftsteller hat solche Theorien aufs neue bestätigt, falls er sie für richtig hält. Nichts! Windstille!

Es geht ja gar nicht um Lukács. Es geht um die praktischen Resultate des Literaturschaffens in der Deutschen Demokratischen Republik. Es geht darum, daß alte Forderungen und Beschlüsse aus den Gräbern der abgehefteten

Protokolle im Schriftstellerverband aufstehen und fragen, warum sie einstimmig beschlossen und dann ad acta gelegt worden sind.

Die Frage der zeitgenössischen Literatur! Man hat gesagt, daß man diese Forderung nicht zu eng halten darf, daß auch zum Beispiel der historische Roman in Beziehung zum Heute tritt und in diesem Sinne zeitgenössische Literatur wird. Das bestreitet ja keiner, und niemand wollte ja den historischen Roman abschaffen. Die Forderung aber nach dem lebendigen Heutigen wurde umgangen, nachdem man die Berechtigung dieser Forderung einstimmig bestätigt hatte. Wir aber müssen aufs neue fordern: das Thema von heute, ohne Ausrede und Umschweife.

Aufsteht die Frage nach der Behandlung der zeitgenössischen Literatur durch die Literaturprofessoren an den Universitäten und die sich daraus ergebende Haltung der jungen Germanisten. Mayer, Kantorowicz und ihre Jünger halten nichts von mir und können lange reden, ehe mir ein Wort von Kantorowicz, Mayer und ihren Jüngern gefällt. So ist die Lage.

Zwischen ihnen und den Leuten, denen sie vorwerfen, literarische rote Pappfassaden zu bauen, ist eine Ehe nicht möglich. Es wäre an der Zeit, daß neben den älteren Wissenschaftlern junge Literaturwissenschaftler in die Lehrstühle aufrückten und sich also für den Lehrberuf vorbereiteten. Solche, die eine innere Beziehung zu den zeitgenössischen Werken haben und mit uns Literaturschaffenden gerne Ball spielen möchten. Der Zustand der gegenseitigen Mißachtung aber ist unerträglich und muß überwunden werden.

Während früher der Buchhändler das Buch propagierte, macht er heute nicht selten Propaganda gegen das zeitgenössische Buch oder bietet es einfach nicht an. Das gilt in vielen Fällen auch für die Volksbuchhändler. Wenn sie noch aus Gewissensgründen das zeitgenössische Buch verdammen würden! Aber sie verdammen es meistens, ohne es je gelesen zu haben. Hier paart sich kleinbürgerlicher Hochmut mit kleinbürgerlicher Dummheit, und solch unheiliger Ehe böser Stiefeltern ist die junge Literatur der jungen Republik ausgeliefert.

Solch böse Stiefeltern sind auch, angefangen vom Rundfunk, unsere großen Propagandainstitute. Ich möchte davon die DEFA ausnehmen. Man sagt, der Rundfunk hat sich gebessert, er bringe jetzt schon ab und zu Busch-Eisler-Lieder. Denkt mal an! (*Heiterkeit.*) Das mit den Busch-Eisler-Liedern ist wirklich ein anerkennenswerter Fortschritt. Aber so absurd, wie es klingen mag: ich behaupte, die verstärkte Aufnahme des proletarischen Liedgutes aus der Weimarer Zeit und der Zeit des darauffolgenden zweiten Weltkrieges in das Programm des Rundfunks ist die letzte Hürde, mittels der sie sich vor der Forderung, das scharf politisch pointierte Lied unserer Tage aufzuführen und zu propagieren, schützen. Das zeitgenössische Lied

von heute, wie es vom Haus für Volkskultur gefördert und von den Chören der Oberschulen gesungen wird, ist das Lied für die Sache an sich, den Frieden an sich, gegen den Krieg an sich, die Einheit Deutschlands an sich, ein Lied solcher Art: Hüben und drüben wachsen Zuckerrüben...! (*Heiterkeit.*)

Neu aufrollen muß man die Frage der sogenannten künstlerischen Freiheit, die Frage prinzipienloser sogenannter Objektivität, Toleranz kontra Parteilichkeit. Aufs neue aufgerollt werden muß die Frage der Ideologie und damit die Frage des sozialistischen Realismus. Es ist hier nicht der Ort und die Zeit, die Kontroverse im einzelnen zu beginnen. Diese Kontroverse war vor Jahren zugunsten des sozialistischen Realismus entschieden worden. Entschieden auf Konferenzen, bekräftigt durch Resolutionen, durchgesetzt mit allen Stimmen. Es ist hier der Ort und die Zeit, die Schriftsteller zu fragen, warum viele von ihnen ihre ehemaligen Resolutionen mit solcher Leichtigkeit ad acta legten. Wie es um ihre Ehrlichkeit steht. Warum sogar manche Genossen so schief grinsen, wenn sie das Wort sozialistischer Realismus aussprechen. Ergo muß die Auseinandersetzung neu beginnen. Ergo müssen die Marxisten unter den Schriftstellern dem aus allen Knopflöchern schießenden sogenannten Liberalismus eins vor den Bug feuern.

Wir waren ja so tolerant, Genossen. Vor lauter Angst, man könnte uns Intoleranz vorwerfen, haben wir es zugelassen, daß die Halbgewalkten so ziemlich alle literaturverbreitende Maschinerie in der Republik besetzt halten. Die aber, die immer nach Toleranz und mehr Toleranz geschrien haben, sind gar nicht so tolerant.

Ich stelle den Antrag an das Zentralkomitee, eine Kommission zusammenzustellen, die den gesamten Apparat der literaturverbreitenden und also bewußtseinsbildenden Institutionen in der Republik auf seine Arbeitsweise und seine Resultate hin zu überprüfen hat, darunter auch die Arbeitsweise des Schriftstellerverbandes.

Mit Genugtuung finde ich in dem ausgegebenen Material den Satz, daß die Kulturarbeit fortan als politische Massenarbeit zu betrachten ist. Das ist eine alte Forderung Erich Weinerts, der immer darum gekämpft hat, daß seine Kampfgedichte vorn auf der politischen Seite und nicht im Kulturteil stehen.

Ich stelle den Antrag, eine Kulturkonferenz mit Genossen des Parteiapparates und Genossen Kulturschaffenden abzuhalten, auf der beraten wird, wie der Parteiapparat dieser Forderung gerecht werden kann, damit diese für die Kulturschaffenden nach meiner Meinung wichtigste Frage des 32. Plenums in die Tat umgesetzt wird. (*Beifall.*)

*

Zur Aufnahme der beiden folgenden Diskussionsbeiträge haben wir uns vor allem deshalb entschlossen, weil hier an einem speziellen literarhistorischen Beispiel Fragen behandelt werden, die von allgemeinerem, über den Anlaß hinausreichendem Interesse sind.

Hans-Heinrich Reuter

Stifter war Realist!

Der Aufsatz Edith Zenkers „War Stifter Realist?“ (NDL, Heft 10/1956) bietet Anlaß zu grundsätzlichen Überlegungen über Weltanschauung und Kunst Adalbert Stifters. Diese Überlegungen werden in bewußtem Widerspruch zu den Thesen Edith Zenkers – gleichsam als bejahende Antwort auf ihre Frage – vorgetragen. Der Widerspruch wird erhoben zugleich in der Hoffnung, dadurch einen Beitrag zu einigen prinzipiellen Fragen der gegenwärtigen Literaturdiskussion zu leisten.

Der Grundgedanke von Edith Zenkers Untersuchung kann etwa wie folgt gefaßt werden: Stifter huldigte einer statischen Weltauffassung, die sich im Verlauf seines Lebens immer mehr verstärkte. Für seine Dichtung hat sich das sehr nachteilig ausgewirkt: „Diese Art schulmeisterlicher Naturbeschreibung und langweiligen Anschauungsunterrichtes hat mit echter Dichtung fast nichts mehr zu tun. Mit wissenschaftlicher Phantasielosigkeit rückt der Zeigestab des Dichters von Gegenstand zu Gegenstand . . . Stifters blutleerer Altersstil, seine monotone, farblose, ästhetizistische, bis zur Langweiligkeit stilisierte Sprache hat das ursprüngliche dichterische Naturgefühl im Keime erstickt.“ Den Grund für diesen Altersstil sieht Edith Zenker in einer ideologischen Fehlentwicklung, die ihre Ursache im Ausweichen vor politischen Entscheidungen habe. „Der mit leidenschaftlicher Naturliebe begabte Stifter wäre gewiß ein großer Realist geworden, wenn nicht der Glaube an ein imaginäres ‚sanftes Gesetz‘ ihn der Wirklichkeit entfremdet hätte.“

Dreierlei erscheint mir an Edith Zenkers Beweisführung fragwürdig:

1. Die Ableitung der Auffassungen Stifters aus seiner politischen Haltung.
2. Die Beurteilung von Stifters Weltanschauung, wie sie sich in seinem Ethos vom „sanften Gesetz“ manifestiert.
3. Die Handhabung der Begriffe „Realismus“ und „realistisch“.

1. Edith Zenker beabsichtigt nicht, eine Einschätzung von Stifters politischer Entwicklung zu geben. Sie beschränkt sich auf eine allgemeine Bestimmung seiner Position. Diese Bestimmung ist in wesentlichen Punkten richtig, so wenn Stifter bezeichnet wird als „einer der vorrevolutionären

bürgerlichen Dichter, die in der Epoche gesellschaftlichen Umbruchs zwischen den Parteien schwankten“. Stifters sittliches Entsagungsethos, das seine Haltung nach der Revolution von 1848/49 kennzeichnete, wird dargestellt. Man sollte nur etwas weniger abschätzig vom „stillen Kämmerlein des deutschen Idealismus“ sprechen. Eher wäre dieser Idealismus als eine Bastion zu bezeichnen, von der aus die besten Vertreter des deutschen Bürgertums – zu denen Stifter nicht minder als Raabe, Grillparzer und Hebbel gehörte – in einer Zeit der Anpassung und der Schönfärberei der Bourgeoisie die hohen Ideale des klassischen Humanismus verteidigten. Ein Blick in das von Stifter nach der Revolution herausgegebene Schullesebuch für Österreich, das von der reaktionären Behörde nicht zugelassen wurde, beweist das hinlänglich. – Der Denkfehler liegt meines Erachtens darin, daß die Verfasserin diese politische Haltung Stifters verantwortlich macht für das, was sie seinen unrealistischen Altersstil nennt. Der Blick auf Hebbel, der in seiner politischen Haltung um und nach 1848 Stifter so nahekommt wie kaum ein zweiter, der in seiner künstlerischen Entwicklung jedoch eine völlig entgegengesetzt verlaufende Linie verfolgt, hätte Edith Zenker stutzig machen sollen, ehe sie die Schlußkette „Ausweichen vor politischen Entscheidungen“ – „ideologische Fehlentwicklung“ – „unrealistischer Altersstil“ fixierte.

Der Grund für die mangelnde Schlüssigkeit dieser Beweiskette dürfte vor allem in der ungenauen Bestimmung des zweiten Gliedes liegen: in der Einschätzung von Stifters Weltanschauung, die die Verfasserin als „ideologische Fehlentwicklung“ interpretiert. Untersuchen wir dieses zweite Glied der Schlußkette daher genauer!

2. Hier sind bereits im Faktischen Berichtigungen erforderlich. Edith Zenker geht aus von Stifters „sanftem Gesetz“, wie er es in seiner berühmten programmatischen Vorrede zu den „Bunten Steinen“ entwickelte. Die Vorstellungen, die die Verfasserin mit diesem „sanften Gesetz“ verbindet, sind unrichtig.

Es werden im Folgenden nur einige Punkte herausgegriffen; im übrigen sei – neben dem Text selbst – auf die neueste, bisher umfassendste und grundlegende Interpretation der „Vorrede“ durch Joachim Müller verwiesen („Die Polemik zwischen Hebbel und Stifter und Stifters Ethos vom „sanften Gesetz““ in „Gedenkschrift für Ferdinand Josef Schneider“, Weimar 1956). Edith Zenker nennt Stifters „sanftes Gesetz“ eine „Illusion und gutgemeinte Lüge, die uns glauben machen will, es gäbe in der Welt *unverrückbare* harmonische Zustände“ (Hervorhebung von mir. H.-H. R.).

Im gleichen *statischen* Sinne interpretiert die Verfasserin wiederholt Stifters Weltanschauung, so wenn sie schreibt, Stifter stelle „den gesellschaftlichen Unzulänglichkeiten seiner Zeit das utopische Bild einer widerspruchsfreien Gesellschaft gegenüber“, oder wenn es heißt: „Dieses ‚sanfte Gesetz‘

findet bei Stifter künstlerischen Ausdruck in einer harmonisierten Ideallandschaft, in der alle Geschöpfe Gottes in Frieden und Eintracht miteinander leben.“

Demgegenüber erinnert Edith Zenker – im Sinne ihrer Interpretation des „sanften Gesetzes“ übrigens durchaus begründet – daran, „daß auch die alltäglichsten, unscheinbarsten Vorgänge nicht außerhalb des dialektischen Weltprozesses stehen und von einem ‚sanften Gesetz‘ selbst im Leben der unscheinbarsten Pflanzen und Tiere nicht die Rede sein kann“.

Es erhebt sich die Frage: Ist Stifters „sanftes Gesetz“ Ausdruck einer statischen, unverrückbaren, auf verschleiernde Harmonisierung und illusionistische Entwicklungslosigkeit gerichteten Weltanschauung?

Stifters Weltbild ist nicht statisch oder unverrückbar – so wenig wie das Goethes, mit dem er sich auch hierin eng verbunden zeigt –, sondern konsequent *evolutionär*. Nicht unverrückbare harmonische Zustände preist er in jener Vorrede, vielmehr *Entwicklung*; und zwar eine Entwicklung zur Sittlichkeit und Humanität im Sinne Lessings, Herders und Goethes. Wie sie glaubt er an einen „riesenhaft angelegten Erziehungsplan“.

Das Prinzip der Entwicklung stellt Stifter im Leben der einzelnen Menschen wie in dem der Völker fest. Diese Entwicklung vollzieht sich nicht anarchisch, sondern gesetzlich, das heißt nach einer allgemeingültigen Norm, deren Maß – wie bei Herder – Humanität und Sittlichkeit darstellen.

Die Konsequenz und Schonungslosigkeit dieses – idealistischen – Entwicklungsdenkens zeigt sich darin, daß es auch den *Untergang*, die *Vernichtung* mit einbegreift; zugleich ist das die beste Widerlegung der Behauptung vom „Bild einer widerspruchslosen Gesellschaft“ bei Stifter. Der Dichter gibt in der Vorrede zu „Bunte Steine“ auch eine Phänomenologie des Untergangs, die als eine wahrhaft faszinierende Vision der kapitalistischen Endzeit aufgefaßt werden kann:

„Untergehenden Völkern verschwindet zuerst das Maß. Sie gehen nach Einzelem aus, sie werfen sich mit kurzem Blick auf das Beschränkte und Unbedeutende, sie setzen das Bedingte über das Allgemeine; dann suchen sie den Genuß und das Sinnliche, sie suchen Befriedigung ihres Hasses und Neides gegen den Nachbar, in ihrer Kunst wird das Einseitige geschildert, das nur von einem Standpunkte Gültige, dann das Zerfahrene, Unstimmende, Abenteuerliche, endlich das Sinnenreizende, Aufregende und zuletzt die Unsitte und das Laster; in der Religion sinkt das Innere zur bloßen Gestalt oder zur üppigen Schwärmerei herab, der Unterschied zwischen Gut und Böse verliert sich, der Einzelne verachtet das Ganze und geht seiner Lust und seinem Verderben nach, und so wird das Volk eine Beute seiner inneren Zerwirrung oder die eines äußeren, wilderen, aber kräftigeren Feindes.“

Die erregende Dynamik dieser Vision, die an hervorragender Stelle in Stifters Werk steht, ist weit entfernt von jeder Statik, von jedem Glauben an unverrückbare Zustände. Nicht nur in seiner Theorie, sondern auch in seiner dichterischen Praxis findet sich jener Grundzug mit unübersehbarer Deutlichkeit ausgeprägt. Aus vielen Beispielen sei nur hingewiesen auf die großartige „Soziologie und Philosophie des Geldes“ (J. Müller), die Stifters „Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansturmes“ enthält. Münzprägehaus, Waffenfabrik und Invalidenhaus (!!) sieht Stifter hier zusammen und entwickelt daraus eine erregende „Dialektik des kapitalisierten Daseins“ (J. Müller). Nur so lange werde man das Invalidenhaus brauchen, wie man die Kanonenfabrik benötige, „aber es lebt noch keiner, der es wüßte, wann jene Zeit kommen wird, da beide nicht mehr nötig sind“.

Sehr richtig bemerkt Joachim Müller dazu: „Das welt- und menschen-erhaltende sanfte Gesetz ist vom welt- und menschenzerstörenden Gespenst der Erwerbsgier und Genußsucht, der Ausbeutung und Entmenslichung bedroht, das jeder Rücksicht auf die Mitmenschen spottet . . . Ob der materielle Fortschritt des Menschengeschlechts zum Guten oder zum Schlimmen ausschlägt, das hängt allein davon ab, ob der Mensch Maß zu halten vermag, ob ihn das sanfte Gesetz bestimmt.“

Der grundlegende Irrtum Edith Zenkers liegt meines Erachtens darin, daß sie das, was Stifter als Maß-gebende Norm, als Regulativ und als Postulat – mithin als dynamisch *Wirkendes* – faßt, als Zustand und als „pflanzenhafte Befindlichkeit“ – mithin als statisch *Seiendes* – auslegt. Sie folgt damit u. a. Arno Schmidt, der kürzlich in der westdeutschen Zeitschrift „Texte und Zeichen“ Stifter in ähnlicher Weise interpretiert und dessen Beitrag Edith Zenker – wie sie schreibt – zu ihrer Untersuchung angeregt habe. Es wäre zu wünschen gewesen, daß sich die Verfasserin nicht nur mit Schmidts *Folgerungen*, sondern auch mit seinen *Voraussetzungen* kritisch auseinandergesetzt hätte. Denn Schmidts Fehlinterpretation beruht zu gutem Teile auf einer nachgerade in den kapitalistischen Ländern Mode gewordenen Einschätzung Stifters, die dem ethischen Aktivismus und der sittlichen Radikalität und Unbedingtheit des großen Humanisten in keiner Weise gerecht wird.

Noch bedenklicher aber ist es, wenn Edith Zenker die törichte Polemik Hebbels gegen Stifter (der sich auch Lukács anschließt) aufgreift und schreibt: „Sein Glaube an das ‚sanfte Gesetz‘ fordert . . . Liebe zu den Dingen, die besser sind als der Mensch.“ Es ist schwer einzusehen, wie man sich auf das „sanfte Gesetz“, also auf die Vorrede zu den „Bunten Steinen“, berufen und gleichzeitig eine Vernachlässigung des Menschen zugunsten der Dinge bei Stifter behaupten kann. Gipfelt doch die ganze Vorrede in dem Satze: „Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird.“ In der Besprechung von Grillparzers Novelle „Der

arme Spielmann“ heißt es von der künstlerischen Wesenheit eines Werkes, sie mache alles das aus, „weshalb wir die Seele des Menschen höher stellen als jedes Ding dieser Erde, weshalb wir die Dinge schätzen, die Seele aber lieben müssen“. Auch in seinen Briefen äußerte sich Stifter des öfteren im gleichen Sinne.

Unverkennbar steht der *Mensch* im Mittelpunkt des Stifterschen Werkes – der Mensch nicht als fertiges und isoliertes Individuum, sondern der Mensch als Werdender und zu Bildender (die beiden Romane Stifters sind *Bildungsromane*) und als „letztes Produkt der sich immer steigenden Natur“.

Stets zielen Stifters Naturdarstellungen auf den Menschen, so wie sich der Dichter mit Vorliebe die von Menschenhand bereits geformte und veredelte Landschaft zum Schauplatz wählt. Der Mensch als Herr über die Natur – das ist ein Hauptthema des „Nachsommers“. Wie sehr mußte Edith Zenker dies verkennen, um die landwirtschaftlichen und gärtnerischen Arbeiten, die im „Nachsommer“ – ganz wie in „Wilhelm Meister“ und in den „Wahlverwandtschaften“ – dargestellt werden, mit der Bemerkung von einer „zurechtgestutzten Ideallandschaft, in der die Baumstämme mit Seifenwasser abgewaschen werden“, zu versehen! Das erinnert etwas – ganz gewiß gegen die Absicht der Verfasserin – an die reaktionäre Kritik des Novalis am „Wilhelm Meister“. Denn bis zu Goethe muß man in der deutschen Dichtung zurückgehen, um das Thema des in der Natur arbeitenden, des die Natur bearbeitenden, ordnenden und beherrschenden Menschen in ähnlicher Intensität und Vielfalt gestaltet zu sehen wie im Werke Adalbert Stifters.

Auch die Natur schließt der Dichter in den Entwicklungsgang, der seine Krönung im Menschen findet, ein, wobei er den Kampf der Gegensätze so wenig eliminiert wie im Leben des einzelnen oder der Völker. Eine Idyllisierung der Natur lag Stifter völlig fern, wie ebenfalls Joachim Müller erst kürzlich mit Evidenz nachgewiesen hat („Der Mensch in der Landschaft“ in „Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena“, Heft 6/1955).

Stifters Landschaft ist keineswegs, wie Edith Zenker will, eine „harmonisierte Ideallandschaft, in der alle Geschöpfe Gottes in Frieden und Eintracht miteinander leben“. Das ist leicht zu belegen an den zahlreichen katastrophenartigen Ausbrüchen elementaren Naturgeschehens, die in vielen Werken Stifters gestaltet werden:

Die furchtbaren Gewitter in „Kalkstein“ und „Abdias“ (hier fällt ihnen sogar die Heldin der Novelle zum Opfer); der unheimliche Dauerschnee-fall in „Aus dem Bayrischen Walde“, der die Menschen mit Vernichtung bedroht; die katastrophale Dürre im „Haidedorf“; der Lebewesen und Landschaft der Gefahr des Unterganges aussetzende Eisbruch in der

„Mappe“; das beinahe tödlich verlaufende Erlebnis kosmischer Unendlichkeit im „Condor“; die schonungslose Urgewalt der wilden Hochgebirgsnatur, der die beiden Kinder in „Bergkristall“ nur wie durch ein Wunder entgehen; der verheerende Hagelschlag und die Feuersbrunst in „Katzen-silber“ usw.

Interessant ist es, daß sich auch Thomas Mann („Die Entstehung des Doktor Faustus“) gegen eine idyllisierende, oberflächlich harmonisierende Einschätzung von Stifters Naturbild wendet und mit Nachdruck seine „Neigung zum Exzessiven, Elementar-Katastrophalen“ hervorhebt. Diese Neigung, so schreibt Thomas Mann, sei bisher selten bei Stifter beobachtet worden; Stifter sei „kritisch viel zuwenig ergründet“. Und in einem Briefe an den Vorsitzenden der Adalbert-Stifter-Gesellschaft in München, Dr. Max Stefl, bekannte sich Thomas Mann ausdrücklich zu dem Wunsche, „einmal essayistisch Mitteilung“ von seinem „Einblick in die Tiefen und Merkwürdigkeiten“ von Stifters Wesen zu machen.

Allerdings – und das hebt Stifter vor allem in seiner „Vorrede“ hervor – betrachtet er jenes Katastrophische nicht als ein Letztes, Endgültiges, sondern sieht in ihm nur „Wirkungen viel höherer Gesetze“, die sich im allmählichen, stetigen, „sanften“ Werden („das Wachsen der Getreide“, „das Grünen der Erde“) reiner und gültiger offenbaren als im gewaltsamen Ausbruch („der Blitz, welcher Häuser spaltet“, „das Erdbeben, welches Länder verschüttet“). Für den Evolutionär Stifter besteht eine ebenso klare Hierarchie wie für Goethe, der die „plutonischen“ Gewalten im Erdprozeß zwar nicht leugnet, sie jedoch stets mit Entschiedenheit der sanft bildenden „nep-tunischen“ Macht unterordnet.

Nach allem Dargelegten geht es nicht an, Stifters Weltbild, wie es Edith Zenker tut, als „utopisch“ zu bezeichnen. Trotz vereinzelter – oft überschätzter – utopischer Züge, wie sie etwa „Der Nachsommer“ aufweist, ist Stifters *Weltbild* so wenig utopisch, wie es das Goethes etwa durch die pädagogische Provinz der „Wanderjahre“ wird. Wohl aber ist Stifter gleich Goethe ein „Entsagender“ („Die Entsagenden“: das ist der Untertitel der „Wanderjahre“, wie der Gedanke der Entsagung auch im Titel des „Nachsommers“ mitschwingt). Diese Entsagung beruht auf klarer und kritischer Einschätzung der realen Verhältnisse und ist zu werten als Ausdruck humanistischen Protestes gegen eine Gesellschaftsordnung, die keinen Raum für eine sinnvolle und harmonische Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit läßt.

3. Die Stiluntersuchungen, die Edith Zenker an den drei Fassungen der „Mappe meines Urgroßvaters“ vornimmt, beruhen auf der falschen Voraussetzung eines zunehmend „statischen“ Weltbildes bei Stifter. Die Verfasserin interpretiert in die vorletzte und letzte Fassung der „Mappe“ Züge hinein, die sie für „statisch“, für „passiv“ hält, die aber in Wahrheit dem Streben

des Dichters nach einer geläuterten, von Unruhe nicht getrüben Darstellung entspringen. Die Ruhe aber, die Stifter erstrebt, ist nicht die Ruhe der Erstarrung (wie Edith Zenker meint), sondern die Ruhe einer ebenmäßigen, gesetzlichen Entwicklung. Ein Musterbeispiel dafür sind die Proben, die auf S. 103 gegeben werden. Durchweg wird dort der subjektiv-aufgeregte, zum Teil noch mit Anthropomorphismen arbeitende Ausdruck des von der Romantik herkommenden jungen Stifter durch die sachliche und knappe, auf das Wesentliche zielende Objektivität des reiferen Dichters ersetzt:

„Schüsse aus Büchse und Böller schlugen gedämpft an mein Ohr“ wird abgeändert in „... konnte ich die einzelnen Schüsse vernehmen“.

Eine andere Stelle in der „Letzten Mappe“ lautet: „Nun schritt ich rüstig und wacker Wald aus Wald ein, Berg auf Berg ab, Tal aus Tal ein“ (S. 108). Aus dieser Probe läßt sich beim besten Willen nichts Statisches oder Passives herauslesen; sie ist sogar entschieden aktiver und dynamischer gehalten als die entsprechende Stelle in der vorletzten Fassung. Edith Zenker schreibt nun: „Wald‘, ‚Berg‘, ‚Tal‘ wurden in der Letzten Mappe zu abstrakten Begriffen, leeren Formeln.“ Mit gleich großem – oder besser: gleich geringem – Rechte ließe sich gegen Goethes Alterslyrik der Vorwurf „abstrakter Begrifflichkeit“ und damit der der unrealistischen, unkünstlerischen Gestaltungsweise erheben: „Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten...“; „Dämmerung senkte sich von oben, Schon ist alle Nähe fern;...“

Nicht ganz klar ist mir, wie die Verfasserin den Begriff Realismus verstanden wissen will. Einmal wird „Realismus“ offenbar als *Epochenbezeichnung* verwendet: „Der Verfasser der Urmappe kann nicht als ‚Realist‘ bezeichnet werden, er steht noch merklich unterm Einfluß der Romantik.“ Im Gegensatz dazu wird an den meisten anderen Stellen der Begriff des Realismus – wie es allein vertretbar ist – als *Stilbezeichnung* benutzt. Oder sollte er an der erwähnten Stelle auch so gemeint sein? Das wäre noch schlimmer; wer könnte angesichts von Kleist und Eichendorff, von Hoffmann und Puschkin behaupten wollen, Romantik und „realistische Schreibweise“ schlossen einander aus? Nicht von ungefähr entstand Brechts Aufsatz „Weite und Vielfalt der realistischen Schreibweise“ aus *polemischem* Anlaß.

Edith Zenker stellt richtig in Stifters stilistischer Entwicklung eine Tendenz zu Knappheit, Sachlichkeit, Nüchternheit, Wissenschaftlichkeit fest. Sie erkennt aber, daß diese Entwicklung Hand in Hand geht mit dem Streben nach immer stärkerem Erfassen und Durchdringen des *Wesentlichen*, *Wesenhaften* eines Menschen, einer Sache, einer Landschaft.

Joachim Müller hat in dem erwähnten Aufsatz „Der Mensch in der Landschaft“ treffend die verschiedenen Entwicklungsstufen von Stifters Stil am Beispiel seiner Landschaftsschilderung charakterisiert:

„Die große dichterische und dichtungsgeschichtliche Leistung Stifters ist die

Darstellung des je eigenen Lebenscharakters einer Landschaft, der sprachkünstlerische Aufruf ihrer Seele . . . Des Dichters Sprachkunst, die von der malerisch-bildhaften, oft verschwenderisch üppigen Darstellung seiner Frühzeit bis zu den wohl kräftig veranschaulichenden, doch auf einfache Wortfügung und allgemeinen Bedeutungsgehalt zielenden Stilmitteln der späteren Werke reicht, kommt beiden Formen zugute. Immer aber gelingt es Stifter, den je eigentümlichen Kern der Landschaft zu erfassen . . .“

Jene – zutiefst realistische – Tendenz nach Veranschaulichung des Wesentlichen, Wesenhaften hätte die Verfasserin sehr gut auch an den von ihr gewählten Beispielen erkennen können, wäre sie hier nicht von dem Vorurteil der „Statik“ beeinflusst gewesen.

Man kann natürlich jene Tendenz aus *Geschmacks*gründen ablehnen. Man sollte aber nicht diese subjektive Empfindung mit objektiven Kriterien („realistisch“ – „unrealistisch“) begründen und verallgemeinern wollen. Indem Edith Zenker dies tut, kommt sie zu einem stilkritischen Mischmasch, der diesen Teil ihrer Untersuchung auch von der Methode her fragwürdig erscheinen läßt. So spricht sie etwa von „wissenschaftlicher Phantasielosigkeit“. Das Bemühen um wissenschaftliche Durchdringung der Natur aber, das Stifter ebenso auszeichnet wie Goethe (bis zu der beiden gemeinsamen Vorliebe für Meteorologie und Mineralogie), kann ihm nicht den Vorwurf der Phantasielosigkeit zuziehen. Echte Wissenschaft ist niemals phantasieelos.

Ähnlich steht es mit den Vorwürfen der Langweile oder der Monotonie, soweit sie nämlich als Werturteile auftreten. Man kann niemand hindern, die auf wissenschaftlicher Intuition beruhende Durchdringung der sozialen Realität in den Romanen Balzacs als langweilig zu empfinden und für ungenießbar zu erklären; ablehnen muß man jedoch eine Verallgemeinerung oder gar Wertsetzung dieses subjektiven Geschmacksurteils.

Wenden wir uns zunächst den Kriterien der Sprachkunst Adalbert Stifters zu. Edith Zenker hätte bei ihrer Untersuchung einige Aufmerksamkeit der Frage der *Gattungsgesetzlichkeit* widmen sollen. Mit Recht vermißt sie bei Stifter (wie sie eingangs in indirekter Formulierung erwähnt) eine „konfliktreiche Handlung“, eine „dramatische (!) Spannung“. In der Tat: *das* wollte Stifter nicht geben. Es ist überhaupt die Frage, wieweit beide Merkmale als unabdingbare Elemente der Epik gelten können. Interessant ist, daß zwei Bestimmungen von Stifters Stil, die Edith Zenker als Merkmale künstlerischen Versagens aufzählt, ausgerechnet von Thomas Mann als Attribute des „Genius der Epik“ schlechthin bezeichnet werden: „Es ist ein gewaltiger und majestätischer Geist, expansiv, lebensreich, weit wie das Meer in seiner rollenden *Monotonie* . . . Er ist der Geist der Geduld, der Treue, des Ausharrens, der Langsamkeit, . . . der Geist der verzaubernden *Langenweile*“ („Die Kunst des Romans“).

Die Verfasserin hat zweifellos recht, wenn sie im Altersstil Stifters eine Neigung zu „maßvoller Entsagung und Sachlichkeit“ bemerkt, wenn sie äußere Buntheit vermißt. Sie hat unrecht, wenn sie diese Erscheinungen als unrealistisch bezeichnet. Ein Blick auf Goethe hätte auch hier helfen können. Denn Stifter durchlief eine künstlerische Entwicklung, die sehr der Goethes ähnelt. Man kann einen ähnlichen, nur noch schrofferen Unterschied als bei Stifter in Goethes Lyrik („Willkommen und Abschied“ 1771 – „Dem aufgehenden Vollmonde“ 1828) oder in seinen epischen Naturdarstellungen („Werther“ – „Die Wahlverwandtschaften“) konstatieren. Längst aber ist die Auffassung widerlegt, Goethes Altersstil als unkünstlerisch abzutun. Denn bei ihm – wie bei Stifter – handelt es sich um eine auf wissenschaftlicher, objektiver Naturdurchdringung beruhende *spezifisch künstlerische* Gestaltungsweise; weder Goethe noch Stifter ersetzt die bildhafte Sprache des Dichters durch die begriffliche Sprache des Wissenschaftlers. Färbung, Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Bilder lassen zwar nach, aber nur zugunsten einer stärkeren Profilierung und Konturierung des Wesentlichen.

Man vergleiche Goethes realistisches Glaubensbekenntnis, wie er es etwa in „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“ ablegt, mit der künstlerischen Entwicklung Stifters, und man wird unschwer – bereits in der Diktion – die Verwandtschaft zwischen beiden feststellen können:

„Gelangt die Kunst“, so schreibt Goethe, „durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung, sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst endlich dahin, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennenlernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht und die verschiedenen charakteristischen Formen nebeneinander zu stellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Stil der höchste Grad, wohin sie gelangen kann . . .

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten, fähigen Gemüt ergreift, so ruht der *Stil* auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen . . .

Die einfache Nachahmung arbeitet also gleichsam im Vorhofe des Stils. Je treuer, sorgfältiger, reiner sie zu Werke gehet, je ruhiger sie das, was sie erblickt, empfindet, je gelassener sie es nachahmt, je mehr sie sich dabei zu denken gewöhnt, das heißt, je mehr sie das Ähnliche zu vergleichen, das Unähnliche voneinander abzusondern und einzelne Gegenstände unter allgemeine Begriffe zu ordnen lernet: desto würdiger wird sie sich machen, die Schwelle des Heiligtums selbst zu betreten.“

Den Begriff des *Stiles* aber, der auf den „tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge“ beruht, gebraucht Goethe, um – wie er abschließend schreibt – „den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann“.

Mit dieser dynamischen Begriffstrias: Einfache Nachahmung der Natur – Manier – Stil, die auf ein *sich entwickelndes* realistisches Gestaltungsvermögen zielt, kann man die verschiedenen Ausprägungen des Stifterschen *Stiles*, kann man auch die verschiedenen Fassungen der „Mappe“, die Edith Zenker vor allem untersucht und vergleicht, treffender kennzeichnen als mit der starren Alternative „realistisch oder nicht“?

Denn Stifter war Realist, und zwar – wenn man mit Herder das Schöne als die wesenhafte Form der Sache faßt – in seinem Alterswerk womöglich in noch höherem Grade als in seinen früheren Schriften. Wider Willen beweist das die Verfasserin selbst mit schlagender Evidenz durch die letzte von ihr zitierte Stifter-Stelle. Die Schilderung der Früchte des Böhmer Waldes, die dort gegeben wird, ist – weit entfernt, eine „wissenschaftlich-abstrakte Begriffssprache“ darzustellen, wie Edith Zenker schreibt – in ihrer Verbindung von wissenschaftlicher Klarheit und Sachlichkeit und poetischer Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit ein Musterbeispiel realistischer Naturgestaltung in der Kunst des reifen Adalbert Stifter.

Bleibt als letztes die Ablehnung der Stifterschen Sprache, insbesondere seines Altersstiles, der wir lediglich ein anderes Urteil entgegenhalten wollen. Thomas Mann schreibt über den Stil Adalbert Stifters in dem schon zitierten Brief an die Adalbert-Stifter-Gesellschaft:

„Soviel habe ich bei der neuen Berührung mit dieser Prosa gleich wieder aufs stärkste bemerkt und empfunden, daß keine Lektüre einen deutschen Schriftsteller schöner lehrt und anhält, seine Sprache rein zu halten und ihr in Treuen zu dienen als diese.“

Edith Zenker

Erwiderung

Es sei mir erlaubt, mit der mir zum Studium so angelegentlich empfohlenen *Goetheschen Kunsttheorie* („Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“) zu beginnen.

Goethe bezeichnet als niedrigste Stufe künstlerischer Darstellung die „einfache Nachahmung der Natur“, das heißt die naturalistische Wiedergabe der Wirklichkeit in ihren Details ohne Erfassung des Wesenhaften und Gesetzmäßigen. Goethes Kampf gegen den platten, an der Oberfläche der Erscheinungen haftenbleibenden Naturalismus kann uns in diesem Zusammenhang

allerdings kaum interessieren, da die von vornherein aufs Ideelle gerichtete Stiftersche Schreibweise nirgends eine Tendenz zum Naturalismus hin zeigt. Oder meint Reuter, in der zweiten Mappenfassung habe Stifter die Natur „einfach nachgeahmt“? Das kann doch wohl nicht im entferntesten behauptet werden. Bei der Urmappe können wir eine Stilprägung im Sinne der „einfachen Wiedergabe der Natur“, wobei nur das „Nachgeahmte verdoppelt wird“, gleich gar nicht feststellen. Im Gegenteil, die subjektivistischen Tendenzen, die hier vorherrschen, wirken einem rein „objektiven“ Stil, einer rein „photographischen“ Wiedergabe der Natur geradezu entgegen.

Wir könnten hier, bei der Urmappe, mit gewissen Einschränkungen am ehesten von dem reden, was Goethe als „Manier“ bezeichnet, zutreffender noch wäre der Begriff „charakteristische Kunst“, den er in seinem Aufsatz über deutsche Baukunst verwendet. Manier nämlich ist eine Stilart, bei der die künstlerische Individualität einseitig in den Vordergrund tritt und die objektive Wiedergabe des Naturgegenstandes vernachlässigt wird. (Der Künstler „erfindet sich selbst eine Weise, macht sich selbst eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach seiner Art auszudrücken . . .“)

„Stil“ endlich ist, nach Goethe, höchste Kunstform, nämlich eine Darstellungsweise, die das Gesetzliche im einmaligen, die Gattung im Individuellen, das Allgemeine im besonderen, das Wesenhafte in der Erscheinung wiedergibt; er entspricht im Prinzip dem, was Engels *Realismus* nennt. Höchste Kunstschönheit (Stil, Realismus) ist dort erreicht, wo Typisches und Individuelles, Gesetz und Freiheit in der Erscheinung, Allgemeines und Besonderes ihre vollkommenste künstlerische Synthese finden. Auf Stifter bezogen heißt das: Er hat die relativ höchste Stufe dichterischer Darstellungsweise dort erlangt, wo er das in den Dingen und durch die Dinge wirkende „sanfte Gesetz“ (das „Wesenhafte“ der Erscheinungen) am überzeugendsten in konkrete poetische Gegenständlichkeit umgesetzt hat – wobei vorläufig dahingestellt bleiben soll, ob dieses „sanfte Gesetz“ auf echter Einsicht in die Prinzipien der Natur und Gesellschaft oder auf Illusionen beruht. Eine solche spezifisch künstlerische Stilhöhe erlangt Stifter in der Studienmappe und nicht – wie Reuter annimmt – in der letzten Mappenfassung. Es kann nämlich nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, daß Goethe, wenn wir uns schon auf ihn berufen, nicht nur vor naturalistischen, sondern ebenso vor einseitig idealistischen Tendenzen (einer Überstilisierung) warnte. Goethe forderte vom Künstler ausdrücklich ein Maßhalten in der Idealität, ein Maßhalten in der Stilisierung, weil nur die gleichmäßige Entwicklung von Sinnlichem und Geistigem, von Besonderem und Allgemeinem, das Kunstwerk zum Kunstwerk mache. Ja, Goethe sprach gern von einem „realistischen Tic“, der ihn davor zurückhalte, die Idee eines Kunst-

werks allzu deutlich hervortreten zu lassen; ein bißchen zuviel an Realität sei einem Zuviel an Idealität gewiß vorzuziehen, und es käme immer darauf an, die Idee mit Vorbedacht zu verschleiern.

Erinnern wir uns nun an das, was ich im einzelnen über die ästhetizistische, bis zur „Langweiligkeit stilisierte Sprache“ in Stifters Spätwerk schrieb, und an die Feststellung, daß dort sein „ursprüngliches dichterisches Naturgefühl im Keime erstickt“ sei, so ließe sich diese Feststellung an Hand von Goethes Kunsttheorien geradezu im einzelnen bestätigen. Es ist doch offensichtlich, daß in Stifters Alterswerken die Synthese von Idee und Erscheinung zugunsten des Ideellen preisgegeben und aufgehoben wurde und daß Dinge und Gegenstände dort vorm Hintergrunde der allgemeinen Idee in einer Weise verblassen, daß fast nur noch das leere Typische, seines individuell-konkreten Inhalts beraubt, in Erscheinung tritt. Das Detail hat an Interesse verloren. Goethe fordert aber gerade vom Künstler, er müsse seinen Blick wieder dem Individuellen zuwenden: „Ein schönes Kunstwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen; es ist nun wieder eine Art von *Individuum*, das wir mit Neigung umfassen“ (Goethe, „Der Sammler und die Seinigen“).

Natürlich ist ein so stilvolles Gedicht wie Goethes „Dämmerung senkte sich von oben . . .“ durchaus realistisch. Hier ist nämlich die lebendige Synthese zwischen Idee und Erscheinung in geradezu vollendeter Weise erreicht. Reuter sollte Goethes „Wilhelm Meister“ und Stifters „Nachsommer“ einer vergleichenden Stilanalyse unterziehen. Dabei ließe sich Schritt für Schritt nachweisen, daß Goethe in der Tat Realist geblieben ist, wo Stifter sich zur Überstilisierung entschließt.

Selbstverständlich kann der Terminus „abstrakte Begriffssprache“ – wie auch das Wort „Statik“ – nicht aus dem Zusammenhang gerissen und verabsolutiert werden, es kommt lediglich auf die *Entwicklungsrichtung* von Stifters Stil an, der mit zunehmendem Alter eben zum Rational-Erkenntnis-mäßigen, Statischen hintendiert. Seine Sprache abstrahiert sich zusehends von der Wirklichkeit, nähert sich also dem Begrifflich-Abstrakten (was wiederum *relativ* zu verstehen ist).

Damit soll nicht gesagt sein, Stifters Spätwerk sei pure Wissenschaft oder naturferner Formalismus. Es war mir überhaupt nicht um endgültige, einseitige Urteile zu tun, die sich auf *eine* Schaffensperiode Stifters beziehen, sondern um die Demonstration der recht interessanten Entwicklungstendenz, die im Subjektiven beginnt, in Stifters Schaffensmitte ein annähernd realistisches Maß erlangt, in den Spätwerken aber auf eine Höhe getrieben wird, die man als erstarrten Klassizismus bezeichnen könnte.

Eine weitere, von Reuter aufgeworfene Frage von genereller Bedeutung ist nun die, ob es berechtigt sei, Stifters politische Haltung für seinen

Stil verantwortlich zu machen. Wird das Wort „politisch“ in vulgärmaterialistisch-beschränktem Sinne verstanden, so wäre die Verkoppelung von Politik und Stil natürlich platter Unsinn. Dennoch kann echte Kunst, die eine lebendige Synthese zwischen gesellschaftlich-allgemeinen Gesetzmäßigkeiten und individuellen Besonderheiten zur Darstellung bringt, beziehungsweise das „Allgemeine, Besondere und Einzelne in eine bewegte Einheit zusammenfaßt“ (Lukács), eben nur dort erwachsen, wo der Künstler die Totalität der gesellschaftlichen Zusammenhänge sieht und für den Fortschritt, gegen die Reaktion, Partei ergreift. Allzu gewagt wäre die Behauptung, stilistische Änderungen, wie sie sich an Stifters drei Mappenfassungen zeigen, seien eine Sache der reinen Formgebung. Sind sie etwa nicht symptomatisch für Stifters weltanschaulich-politische Entwicklung, für seine sich verändernde Haltung zur gesellschaftlichen Wirklichkeit im weitesten Sinne? Stifters Ethos der Entsagung und Einordnung in die objektiven Gesetzmäßigkeiten – ein Ethos, das Stifters Stil in eminenter Weise bestimmt – ist doch kein von der Politik völlig losgelöstes Phänomen. (Wenn Reuter Hebbel erwähnt, um zu beweisen, daß dort eine ähnliche politische Haltung zu entgegengesetzten künstlerischen Konsequenzen geführt habe und daß es folglich überhaupt unstatthaft sei, von der politischen Einstellung auf den Stil zu schließen, so sei bei der Gelegenheit auf Lukács verwiesen. Eine eingehende Untersuchung, meint dieser, würde zeigen, „daß die Niederlage der achtundvierziger Revolution ... bei Hebbel ... einen Bruch in der künstlerischen Entwicklung bedeutet; einen Bruch, der diese Tendenzen zur Stillosigkeit immer stärker zur Entfaltung gebracht hat. Hebbel ist dadurch immer weiter von der wirklichen Volkstümlichkeit entfernt worden.“)

Kardinalfrage bei Stifter bleibt nun, ob das von ihm als Weltgesetz statuierte und mit zunehmender Stilisierung unverhüllter in Erscheinung tretende „sanfte Gesetz“ tatsächlich die widersprüchliche Einheit alles Daseins genannt zu werden verdient. Ich beschränkte mich bei meiner Untersuchung bewußt auf die Naturdarstellung bei Stifter. Wir haben an dieser Stelle folglich in erster Linie seine *Naturanschauung* zu untersuchen, die – neben ihrer Verwandtschaft zu Goethes Weltbild – einen nicht unwesentlichen Zug zum Sentimentalisch-Idyllischen (im Schillerschen Sinne) zeigt. Stifters Natur strebt keinem ideellen Ziel zu, weil sie bereits realisiertes Ideal, Verkörperung des „sanften Gesetzes“, harmonischer Urzustand ist, den der Mensch verloren hat und den es erst in ferner geschichtlicher Zukunft wiederzuerlangen gilt. Die Natur ist für Stifter in ihrer wesenhaften Gesetzmäßigkeit weniger ein „dynamisch Wirkendes“ (Reuter) als ein (trotz relativer Bewegung) statisch in sich Ruhendes. Was der Mensch erst werden muß, ist sie von vornherein gewesen: sanft, demütig, gelassen und gut. Der Mensch muß zur „Unschuld der Natur“ zurückkehren. „Man muß die Ge-

bote der Naturdinge lernen, was sie verlangen und was sie verweigern“ (Studienmappe), man muß, um ein guter Mensch zu werden, von den Pflanzen lernen, welche „unschuldig den Willen Gottes tun“ (Studienmappe).

Worauf gründet nun Stifter seinen Glauben an die Unschuld, Güte und Harmonie der Natur? Auf seine Überzeugung, *daß das Universum im Physischen wie im Moralischen durch die mechanischen Gesetze von Ursache und Wirkung gelenkt und erhalten wird*. „Eine heitere Blumenkette hängt durch die Unendlichkeit des Alls und sendet ihren Schimmer in die Herzen – die Kette der Ursachen und Wirkungen“ („Abdias“). Die Gelassenheit, mit der die Naturgesetze wirken (und dabei allerdings nicht selten Katastrophen hervorrufen), bestätigt dem Menschen, daß das Universum eine ewig sich gleichbleibende harmonische Ordnung ist. Stifters Natur ist eine Art „prästabiliert^{er} Harmonie“, in der noch jeder Mißklang die Vollkommenheit des Ganzen beweist. Das Ewige, Stetige der Natur macht sie für den Menschen zu etwas ungemein Tröstlichem. „Es ist gerade dieser ewige, wie an ihr Gesetz gefesselte Gang der Natur etwas unendlich Tröstendes und Beruhigendes.“ Die unverrückbaren Berge „stehen noch in der alten Pracht und Herrlichkeit und werden stehen, wenn auch unsere Zeit und die nächste und vielleicht tausend andere vergangen sind“ („Das alte Siegel“). Der von Untreue, Unglück und Leidenschaften heimgesuchte Mensch flüchtet in die Natur: „Die Sonne schien *wie immer*, die Vögel zwitscherten *wie immer* und der blaue Waldhimmel sah hernieder, *als ob nichts geschehen wäre*.“ – „Es scheint *immer und immer* die Sonne wieder, der blaue Himmel lächelt *aus einem Jahrtausend ins andere*.“

Ein solches Bewußtsein von der Stetigkeit und Ruhe der Natur kann eben nur in milden Farben, weichen Formen, in atemloser Stille usw. zum Ausdruck gelangen: „Es war eine *atemlose Stille*, in der sich kein Blättlein rührt und keine Nadel von den Zweigen fällt“; „das Windchen hatte aufgehört, es war so *stille*, daß sich von der Tanne keine Nadel rührte“; „der Wind hatte sich beinahe *gelegt*“; „der Wind hatte beinahe *aufgehört*“. „Wirklich glaubten wir, da wir aufgestanden waren, es habe sich ein kleines Windchen gehoben, aber es war unsere Bewegung gewesen, und ringsum war es so *ruhig* wie den ganzen Tag.“ „Die Luft *stand gänzlich unbeweglich*.“ „Es rührte sich kein Zweig und keine Nadel.“ „Die weißen Wolken *standen* am Himmel.“ „Der Fluß *lag* im Tal.“ Beispiele dieser Art könnten ins Endlose vermehrt werden. Man frage sich also, ob das Kennzeichen „Tendenz zum Statischen“ völlig unberechtigt ist?

Reuter führt für seine Theorie die „katastrophenartigen Ausbrüche elementaren Naturgeschehens“ ins Feld, die bei Stifter zur Darstellung gelangen. Nun ist aber recht bezeichnend, daß die „Neigung zum Exzessiven, Elementar-Katastrophen“ in den Alterswerken Stifters ebenso ab- wie die

Harmonisierung zunimmt. Während Stifter in der Urmappe noch von einem „unermesslichen Abgrund“ spricht, der die Welt zerreißt, und ein „einzig schwermütiger Himmel“ über Augustinus hereinzubrechen droht, herrscht in der Letzten Mappe ein harmonischeres Grundgefühl vor. Und das gewiß nicht zufällig, sucht doch Stifter in der „unschuldigen“ Natur das, was er in der von Revolutionen und Kriegen beunruhigten Menschheit vermißt. Reuter ist der ähnlichen Ansicht, wenn er mit den Worten Joachim Müllers feststellt, Stifter habe „einen humanistischen Protest gegen eine Gesellschaftsordnung erhoben“, die keinen Raum für eine „sinnvolle und harmonische Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit“ läßt.

Von einer „Vernachlässigung des Menschen zugunsten der Dinge“ ist bei mir weder direkt noch indirekt die Rede, geschweige denn unter Berufung auf die „törichte Polemik Hebbels“. Ich behaupte lediglich, Stifters Glaube an das sanfte Gesetz fordere „Liebe zu den Dingen, die besser sind als der Mensch, weil sie sich dem Naturgesetz fraglos unterordnen“. Diese Feststellung ist keineswegs aus der Luft gegriffen, sondern ließe sich an Hand zahlreicher Beispiele belegen: Man muß „die Gebote der *Naturdinge* lernen, was sie verlangen und was sie verweigern“. Die Dinge „stehen in der Ehrfurcht des Herrn, bei ihnen ist kein Trotz und Laster“. „Den großen, allmächtigen, unerforschlichen Gott könnten wir ja kaum lieben, aber weil er für das *kleinste Ding* so zärtlich sorgt, so haben wir wieder den Mut, ihn recht von Herzen zu lieben.“ „Viele Menschen halten *diese Dinge* für klein, aber bei Gott ist es nicht so. Das ist nicht groß, an dem wir vielmals unsern Maßstab anlegen können, und das ist nicht klein, wofür wir keinen Maßstab haben.“ „Und wenn Sie sich erst mit *einem* Ding beschäftigten, eine Art Blumen zögen oder das verachtetste Geschöpf betrachteten, die Käfer, die Moose, so würden Sie erst den unausstaunlichsten Reichtum sehen, den er auf dieses Geschlecht verwendet hat, als hätte er nur allein auf dasselbe seine Gedanken eingerichtet.“ „In den *kleinsten Geschöpfen* sieht der Forscher den göttlichen Finger und bewundert ihn.“ Diese fromme Ehrfurcht vor den Dingen und vorm Kleinsten in der Natur ist nichts anderes als Goethes – auf kleinbürgerlich-beschränkte Maßstäbe übertragene – Liebe zum begrenzten Gegenstand: „Wer an seine Mutter, die Natur, sich hält / Findt im Stengelglas wohl eine Welt.“ Stifters Naturverehrung hat aber darüber hinaus einen ethisch-sentimentalischen Grundzug, der bei Goethe fehlt. Die Naturdinge sind für ihn „immer sittlich, so wie Gott sie haben will“. „Was schlecht ist, haben nur die Menschen gemacht.“ „*In den Gewächsen der Erde ist kein Trotz und Laster wie in den Menschen*, sondern sie folgen einfältig den Gesetzen des Herrn und gedeihen nach ihnen zu Blüte und Frucht – darum ist nicht Strafe und Lohn für sie, sondern sie sind von ihm alle geliebt.“ Fast bei allen Stifterschen Gestalten können wir einen biedermeier-

lichen Sammeleifer beobachten, eine Freude an den kleinen Dingen, am Blumenzüchten, Tierepflegen, Steinesammeln. (Man denke an Heinrich in der „Narrenburg“, an Augustinus in der „Mappe“, an Risach im „Nachsommer“, an den Jüngling im „Hagestolz“.)

Bleibt noch ein Wort über die Kulturlandschaft, das heißt über die Ansichten Stifters zu sagen, daß „eine Natur, die man zu Freundlicherem zügeln und zähmen kann, das Schönste ist, was es auf Erden gibt“. Der ethische Wert, den Stifter der menschlichen Arbeit an der Natur beimißt, soll gewiß nicht verkannt werden. Es erhebt sich aber auf alle Fälle die Frage, ob der ethische Aspekt, unter dem Stifter in zunehmendem Maße die Natur betrachtet (Arbeit an der Natur als höchste Form sittlicher Betätigung), nicht die ursprüngliche Lebendigkeit seiner frühen Landschaftsbilder zerstört. Wer sollte daran zweifeln, daß die Kulturlandschaft des „Nachsommer“ ein ästhetizistischer Mustergarten ist, der nichts mehr von der urwüchsigen Natur des „Hochwald“ an sich hat, und daß die Landschaft der Letzten Mappe im Vergleich zur Studienmappe „erstarrt“ ist? (Da Reuter mir die „mit Seifenwasser abgewaschenen Baumstämme“ übelnimmt, zitiere ich aus Stifters „Nachsommer“: „Im Frühling wird jeder Stamm und seine stärkeren Äste durch eine Bürste und gutes Seifenwasser gewaschen und gereinigt. Durch die Bürste werden die fremden Stoffe, die dem Baum schaden könnten, entfernt, und das Waschen ist ein nützliches Bad für die Rinde, die wie die Haut der Tiere von dem höchsten Belange für das Leben ist, und endlich werden die Stämme dadurch auch schön.“)

Wenn ich behaupte, die überkultivierte Natur des „Nachsommer“ gehe mit einer überstilisierten Sprachform Hand in Hand und beides ergebe den Eindruck des Ästhetizistischen, so kann es sich selbstverständlich nicht darum handeln, den ganzen Stifter in Grund und Boden zu verdammen. Es geht vielmehr – positiv ausgedrückt – um den Nachweis, daß die Werke seiner mittleren Schaffensperiode dem Realismus (Stil) am nächsten kommen und daß seine Spätwerke mehr Rückschritt als Fortschritt bedeuten.

Eine wesentliche Frage scheint mir noch zu bleiben: Kann man von absoluten, über alle Zeiten erhabenen Kunstmaßstäben und poetischen Idealen überhaupt sprechen und ist das, was Goethe wollte und schuf, auch noch für die Mitte des 19. Jahrhunderts oder gar für unsere Gegenwart unbedingt gültig? Ist es also richtig, Stifter vom Boden der Klassik her zu werten, deren Ideale im Jahre 1860 ihre absolute Gültigkeit bereits eingebüßt hatten? Es fragt sich eben, ob Stifters „humanistischer Protest“, der, wie Lukács sich äußert, einer „Rückzugsschlacht“ gleichkommt, nicht eine Flucht aus der Unsicherheit in die Sicherungen des ästhetischen Weltbildes der deutschen Klassik gewesen ist, dessen Gültigkeit seit Heine in Frage gestellt war: „Diese Blütezeit . . . ist vorbei, es gehört dazu die idyllische Ruhe; Deutsch-

land ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt fließt die rohe Tatsache, der Dampf-
wagen der Eisenbahn gibt uns eine zitterige Gemütserscheinung, wobei kein
Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der
Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht.“

Die neue Welt, die Heine nüchternen Blickes heraufkommen sieht, eine
Welt, in der Feuerbach, Marx und Engels ihre Theorien entwickelten und in
der Männer wie Georg Weerth, Gottfried Keller oder Herwegh ganz an-
dere, neuere Töne anschlugen als der Dichter des „sanften Gesetzes“, diese
Welt blieb Stifter verschlossen. So ist seine Dichtung zwar zweifellos ein
Versuch, das Humanitätsideal der deutschen Klassik auf kleinbürgerlicher
Ebene zu erneuern, es für die Menschheit zu „retten“, ein Versuch aber, der
sechzig Jahre nach dem Erscheinen des „Wilhelm Meister“ nicht mehr „an
der Zeit“ war und über reines Epigonentum nicht hinausging. Denn die Zeit
des sich entwickelnden Kapitalismus, der zunehmenden Verelendung breiter
Massen, hätte in der Kunst historisch gültigere Wege nötig gehabt als die
Rückkehr zu klassischen Postulaten. Von „klarer und kritischer Einschätzung
der realen Verhältnisse“ (Reuter) kann nicht einmal bei Heine, zuallerletz-
t aber bei Stifter gesprochen werden, der die monarchistische Staatsform sank-
tionierte, der die ethischen Postulate des Gehorsams, der Demut, der
Pflichterfüllung, Leidenschaftslosigkeit, Gelassenheit, Ehrfurcht vor dem
Hergebrachten usw. verteidigte. (Wobei wiederum Stifters demokratische
Tendenzen *vor* der Revolution keineswegs verkannt werden sollen.)

Auch Gottfried Keller knüpfte an die Traditionen des klassischen Huma-
nismus an, aber er blieb nicht – wie Stifter – bei ihm stehen, sondern ent-
wickelte ihn in Verbindung mit Feuerbachs Materialismus und im Sinne
eines politischen Demokratismus weiter. „Bei Keller zeigt sich ein ganz
urwüchsiger, neuartiger Realismus, der dem Wesen nach etwas ganz anderes
ist als der Realismus der klassischen Zeit, der das erste deutsche eigenartige
literarische Gegenstück zum westeuropäischen Realismus darstellt.“ (Lukács.)
Stifter hat zur Entwicklung dieses *neuen Realismus* nichts beigetragen. Er
versuchte vielmehr, die idealistische „Kunstperiode“, deren Ende durch
Heine konstatiert worden war, zu verewigen, ihre Inhalte wiederzubeleben,
anstatt sie in Verbindung mit neuen Erkenntnissen und Lebensinhalten für
eine neue Gegenwart und Zukunft fruchtbar zu machen.

Günter Cwojdrak

Der rote Faden

Willi Bredel: „Auf den Heerstraßen der Zeit“, Erzählungen
Aufbau-Verlag, Berlin 1957

Obwohl die meisten Erzählungen bereits durch frühere Veröffentlichungen bekannt sind, erlaubt dieser Band neue Einblicke in Werk und Entwicklung des Autors.

Willi Bredel hat sich einen Namen gemacht vor allem als Romancier. Seit den Tagen, in denen „Die Prüfung“ und „Mein unbekannter Bruder“ der Welt erschütternde Kunde von den Konzentrationslagern und illegalen Kämpfern in Hitlerdeutschland brachten, schrieb er auch zahlreiche Erzählungen; eine Auswahl aus den Jahren 1934 bis 1948 vereinigt der vorliegende Band.

Bredel hat im ersten Teil historische Erzählungen zusammengefaßt, im zweiten Teil folgen Erzählungen aus der jüngsten Vergangenheit.

Die umfangreiche Erzählung „Die Vitalienbrüder“ ist dem Leben und Kampf des mittelalterlichen Seeräubers Klaus Störtebeker gewidmet; von dieser Geschichte und von einer Erzählung aus dem Leben des preußischen Generals Gneisenau abgesehen, sind Stoff und Figuren der historischen Erzählungen der Französischen Revolution entnommen.

Die Erzählungen aus der jüngsten Vergangenheit handeln fast ausschließlich in Hitlerdeutschland; Ausnahmen sind eine Erzählung aus dem spanischen Bürgerkrieg, „Begegnungen“ an der russischen Front während des zweiten Weltkrieges, und eine Erzählung aus einem mecklenburgischen Dorf in den Jahren nach dem

Kriege, deren Handlung allerdings auch auf ein Kriegereignis zurückgeht.

Die Einteilung des Autors deckt sich nicht mit den Entstehungszeiten der Erzählungen, auch nicht mit dem künstlerischen Reifeprozess des Verfassers. Eine erregende Geschichte wie „Der Spitzel“, die aus gleicher Erlebnisstärke und mit der gleichen Sicherheit der erzählerischen Mittel geschrieben wurde wie der bedeutende Roman „Die Prüfung“, entstand bereits 1934; sämtliche historische Erzählungen hingegen, die zu einem Teil bemerkenswerte Schwächen aufweisen, wurden in den Jahren 1939 bis 1940 geschrieben.

„Die Vitalienbrüder“, die den Band eröffnen, sind das weitaus schwächste Stück. Man kann nicht von einer Erzählung sprechen, da es weder eine zentrale Begebenheit noch ein zentrales Handlungsmotiv gibt. Bredel schildert chronologisch Ausschnitte aus dem Leben Störtebeckers, hauptsächlich äußeres Geschehen, angefangen von der Wanderung des jungen unternehmungslustigen Mannes zur Ostseeküste bis zu seiner Hinrichtung auf dem Hamburger Grasbrook. Das ist vielleicht ein historisches Genrebild oder die Skizze zu einem Jugendroman, jedenfalls keine Erzählung. Merkwürdig, daß Bredel zu dem Störtebekerstoff keinen Zugang gefunden hat. Die historischen Studien des Autors sind nicht vielfach vermittelt in eine beweiskräftige Geschichte eingegangen, sondern treten dem

Leser oft gänzlich unvermittelt und lehrhaft in Form von allgemeinen Geschichtskommentaren gegenüber; zum Beispiel wird in einem seitenlangen Gespräch Klaus Störtebeker und mit ihm der weniger wißbegierige als mißvergnügte Leser über die politischen und ökonomischen Triebkräfte der Kreuzzüge aufgeklärt.

In einem „Brief des Autors an seinen Verleger“ erklärt Bredel, daß er „seine Erzählung“ (im gleichen Brief ist übrigens von „Romanhelden“ die Rede), „ausgehend von historisch belegten Ereignissen“, in „dichterischer Freiheit“ geschrieben habe. Unter anderem sei es auch Störtebeckers Bestreben gewesen, „den Kampf gegen die Patrizier in Gemeinschaft mit den Plebejern und Zunftbürgern zu führen“.

Nichts gegen „dichterische Freiheit“; in diesem Falle ist leider, ähnlich wie in Feuchtwangers Roman „Der falsche Nero“, die historische Wahrheit willkürlich behandelt worden. Natürlich wird ein Schriftsteller die Vergangenheit immer nach den Kriterien und Erkenntnissen der Gegenwart beurteilen, natürlich wird seine Position zu den Klassenkämpfen der Geschichte von seiner Parteinahme in den Klassenkämpfen seiner Zeit bestimmt; hier handelt es sich aber um eine Scheinaktualisierung, um die Vermengung von Erscheinungen und Begriffen, die sich nicht vermengen lassen, weil sie jeweils besonderen, unwiederholbaren Geschichtsperioden angehören. Um es einmal überspitzt zu sagen: die Probleme der Volksfront und des antifaschistischen Befreiungskampfes, wie sie Bredel in der Emigration gesehen hat, sind der Zeit der Hanse, dem Kampf Störtebeckers gegen die reichen Handelsherren aufgezwingt worden. Ein „kleiner Kaufmann“, Hermann Hosang, der an anderer Stelle auch „ein fortschrittlich denkender Kaufmann“ genannt wird, hat in seinem Kampf gegen Patrizier und Feudalfürsten erkannt, daß „die volle Entwicklung der Macht der Stadt und ihr Sieg über die räuberischen Feudalfürsten . . . nur durch den Kampf der Volksmassen und unter

demokratischen Freiheiten“ möglich sei. Diese Erkenntnis kam dem Hermann Hosang vor rund sechs Jahrhunderten, ein halbes Jahrtausend vor Karl Marx. Die Patrizier erscheinen als eine Art mittelalterlicher Imperialisten und der Kaperkrieg Störtebeckers als eine antiimperialistische Aktion, die von den Volksmassen gebilligt und bewundert wird.

Magister Wigbold, ein Spießgeselle Störtebeckers, hatte erklärt, „die Zunftbürger seien Pfahlbürger und kaum besser als die Patrizier“. Diese sektiererische Haltung wird von Störtebeker, der eine Volksfront im Kampf gegen die Patrizier anstrebt, entsprechend scharf gerügt. Auch ein Zunftbürger kommt vor, der scheinbar anfangs die Interessen der breiten Volksmassen vertritt, dann aber zu den Patriziern übergeht: „Karsten Sarnow hingegen, ein Zünftler, der sich auf den Schultern der Zünfte zur Macht emporgeschwungen, hatte diese mißbraucht. Und das schien Wigbold kennzeichnend für reichgewordene Zunftbürger.“

Immer wenn der Zünftler Sarnow, eine Art mittelalterlicher Gewerkschaftler also, der mit den Patriziern gemeinsame Sache macht, auftaucht, mußte ich an den opportunistischen Gewerkschaftsführer Tarnow aus der Weimarer Zeit denken – möge Willi Bredel mir verzeihen.

Derartig schematische Übertragungen und Scheinaktualisierungen finden sich in den anderen historischen Erzählungen nicht. Fast alle sind auf einen Kern konzentriert, enthalten einen zugespitzten Konflikt oder einen psychologischen Röntgenbefund. Mehr noch: sie bezeugen ein feines und differenziertes Geschichtsbewußtsein des Autors.

In der Erzählung „Marcel, der junge Sansculotte“ findet sich noch ein episodisches Nebeneinander, hin und wieder mit historischen Kommentaren des Autors vermengt; in den anderen Revolutionserzählungen ist das allgemeine Geschichtsbild völlig in der Besonderheit des jeweiligen Stoffes aufgegangen.

Der Generalintendant des Königs be-

trägt seinen eigenen Diener, Charlotte Corday ersticht Marat, um ihrem heimlichen Geliebten, einem Gegner Marats, zu imponieren: Aus der individuellen Besonderheit jedes Falles läßt sich auf das Allgemeine schließen. Es ist psychologisch sehr überzeugend, wie Bredel am Beispiel der Mademoiselle Corday zeigt, daß eine Mordtat mit politischen Wirkungen alles andere als politische Motive haben kann; objektive Wirkung und subjektives Motiv können sich in den verschiedensten Variationen kreuzen.

Besonders gefällt mir die Erzählung „Der Kommissar am Rhein“. Der Bürger Saint-Just wird vom Konvent als Kommissar mit unbeschränkten Vollmachten zur Rheinarmee entsendet. Bredel gibt ein anschauliches Bild der äußeren Ereignisse und des Milieus, verliert sich aber nicht in solchen Schilderungen. Sein Hauptinteresse gilt dem Charakter Saint-Justs, wie er sich bei dieser Mission zeigt. Saint-Just, der zu einer Armee eilt, die einer preußischen Übermacht gegenübersteht, die von verräterischen Generälen aus den eigenen Reihen bedroht ist, muß harte und schnelle Entscheidungen treffen. Bredel gelingt es, gerade diesen Saint-Just, der keine Zeit für Träume hat, der messerscharf und schneidendkalt sein muß, liebenswert zu machen; seine Härte ist nicht unmenschlich, sondern zutiefst humanistisch. Welch ein souveräner Zug, wie Saint-Just einem General gegenüber eigene Fehler eingesteht. Menschliche Substanz und politisches Handeln dieses Saint-Just sind untrennbar; der Kommissar vom Ebro grüßt den Kommissar vom Rhein.

Die Gneisenauerzählung ist halb Charakterstudie, halb Genrebild. Sie ist sehr breit und episodisch angelegt, hat deshalb weniger Höhepunkte und nicht soviel Spannung. Sie ist aber ein bemerkenswertes Dokument: Zu Anfang des zweiten Weltkrieges, im Moskauer Exil, begegnete Willi Bredel, der 1923 an der Seite Ernst Thälmanns im Hamburger Aufstand, der als Kommissar des Thälmann-Bataillons in Spanien gekämpft

hatte, der Gestalt Gneisenaus und in ihr der preußischen Geschichte. Diese Begegnung konnte erst nach einem langen und schwierigen Weg erfolgen, die Nebel nationalistischer Schulbücher mußten zerteilt, die Sackgassen radikalistischer Geschichtsblindheit umgangen werden. Die Begegnung hat sich gelohnt: Generäle wie Gneisenau und Scharnhorst, die nicht nur gegen ausländische Unterdrücker, sondern auch gegen die Feudalherrschaft und Hofkamarilla im eigenen Land gekämpft haben, dürfen nicht länger von chauvinistischen Studienräten gepachtet werden; sie gehören der Freiheitsbewegung des Volkes.

Gerade in dieser Erzählung beweist sich Bredels Geschichtsbewußtsein. Er ist nicht etwa von einem Extrem ins andere gefallen. Er sympathisiert mit den fortschrittlichen Zügen Gneisenaus, betrachtet ihn aber kritisch, kühl und genau; auch denkt er nicht daran, dem Preußen von 1813 ein Loblied auf Kosten Napoleons zu singen. Diese Erzählung hat nichts mit den eifervollen Versuchen der letzten Jahre zu tun, deutschümelnde Käuze, Turnheroen aus der Hasenheide oder besessene Verehrer der Königin Luise unter die progressiven Gestalten der deutschen Geschichte einzureihen. Bredels Begegnung mit der preußischen Geschichte ist deshalb fruchtbar, weil sie realistisch ist.

Es ist nicht möglich, hier auf alle Erzählungen im einzelnen einzugehen. Die Geschichten aus der Zeit Hitlerdeutschlands sind fast ohne Ausnahme auf einen Handlungskern konzentriert, nur eine Begebenheit wird erzählt, ohne Beiwerk, ohne rhetorische Ornamente. Diese winzigen Ausschnitte geben ein vollständigeres und tieferes Bild der Wirklichkeit, als es breite Oberflächenbeschreibungen vermögen. In Himmlers Vernichtungslagern sind Millionen jüdischer Menschen ermordet worden; das ungeheure Ausmaß dieses Verbrechens, eine siebenstellige Summe von Leid und Grauen, ist auf den wenigen Seiten der Erzählung „Der Auswanderer“ greifbar geworden. Scheinbar

erzählt Bredel nur die Geschichte des jüdischen Geschäftsmannes Arno Talborn, der von der SS-Wache auf dem Flugplatz Hannover schikaniert wird, der aus Amsterdam wieder per Flugzeug zurückgeschickt wird, weil er keine Einreisebewilligung und nicht genügend Geld hat, der neuerlich Spießruten laufen muß, den die SS-Leute zu ihrem „Spaß“ ein zweites und drittes Mal zu seiner Luftreise zwingen, der diesem schaurigen Spiel nur dadurch ein Ende zu machen weiß, daß er sich aus dem Flugzeug stürzt. Diese im April 1938 geschriebene kurze Erzählung läßt bereits das kommende Auschwitz, die Gaskammern und Krematorien als drohende Vision aufsteigen. Realistische Dichtung läuft ihrer Zeit nicht davon, ist ihr aber stets einen Schritt voraus.

„Der Spitzel“: die Geschichte eines SA-Mannes, der im Auftrag seines Gauleiters in die Kommunistische Partei eintritt, allmählich aber unter den Einfluß der Menschen und Ideen gerät, die er bespitzeln soll. Da er nicht die Kraft findet, mit seinem Auftrag zu brechen

(dann wäre „Der Spitzel“ eine Allerwelts-geschichte geworden), muß er später als Gestapobeamter auch seine kommunistischen „Genossen“ verhaften und endet unter dieser Last im Selbstmord. Das ist eine Erzählung wie aus einem Guß, das Ende des Spitzels ist zugleich ein neuer Anfang: lebendige Dialektik in Bredels bestem Stil.

In der anschließenden Erzählung „Das schweigende Dorf“ läßt Bredel einen Studenten eine spannende Geschichte erzählen und auf dem Höhepunkt der Spannung die Erzählung plötzlich unterbrechen. An dieser Stelle macht sich ein Zuhörer Gedanken über den Erzähler: „Teufel auch, wie der Junge erzählen konnte! Mit allen Raffinessen!“

Fast ist man versucht, diesen Gedanken auszurufen, aus Gründen des Respekts ein wenig anders formuliert, auch auf den Erzähler Willi Bredel zu beziehen. Was Bredel zu erzählen hat, ist dem Leben entnommen und wirkt nach vielfacher Veränderung und Formung auf das Leben zurück, wie nur Kunst es vermag.

Wolfgang Jobo

Dörfliches Satyrspiel

Maria Richter: „David ohne Schleuder“, Roman, Verlag der Nation, Berlin 1956

Maria Richters umfangreicher Roman „David ohne Schleuder“ ist ein außer-gewöhnliches Buch in der wörtlichen Bedeutung des Begriffes; das heißt, er liegt außerhalb dessen, was wir an belletristischer Literatur in der Deutschen Demokratischen Republik gewohnt sind. Diese Feststellung bezieht sich auf Thema, Kompositionsart und Absicht des Romans. Gegenstand ist das dörfliche Leben mit seinen Leidenschaften, seiner Turbulenz, seinen Eifersüchteleien, mit dem heiteren und ernsten Widerstreit seiner Menschen; konkreter gesagt: die Widerspiegelung all dieser Dinge in dem Moseldorf Bönenich im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.

Das Buch von Maria Richter verbindet auch nicht mehr oder weniger direkt mit unserer Gegenwartswelt durch eine kritische und mahnende Auseinandersetzung mit der hinter uns liegenden Epoche, ihren Menschen und ihren Anschauungen. Es wird in diesem Roman nirgendwo der Versuch unternommen, eine bestimmte These, Anschauung, Meinung zu verfechten. Was vor uns abrollt – übrigens höchst plastisch, saftig-anschaulich, vergnüglich und sich entfaltend wie das farben- und figurenreiche Gemälde eines niederländischen Malers aus dem 17. Jahrhundert – ist nicht mehr und nicht weniger als ein dörfliches Satyrspiel. Man ist nach

erster oberflächlicher Betrachtung versucht zu sagen, es handle sich hier um eine Schilderung an sich, um eine Darstellung um der Darstellung willen – was freilich zu der Mißdeutung Anlaß geben könnte, wir hätten es hier mit einem Werk des *l'art pour l'art* zu tun. Der erste Schein nämlich trägt: Zwar gibt die Autorin nicht eine scharf akzentuierte weltanschauliche und gesellschaftskritische Auseinandersetzung, bei der Ort und Personen der Handlung gleichsam als konkretes Beweismaterial dienen, aber ihre Stellungnahme ist implicite. Die Dunkelmänner und Fanatiker der verschiedensten Kategorien geben sich selbst der Lächerlichkeit preis; und wenn die Autorin den Leser auch nicht am Gängelband führt und ihm Absichten verrät und Lehren erteilt, so läßt sie ihn doch unmißverständlich spüren, wo echtes Menschentum, Toleranz und Humanität zu Hause sind. In diesem Sinne betreibt sie also keineswegs nur Kunst um der Kunst, sondern vielmehr um der Menschen willen.

Dies mußte mit aller Deutlichkeit gesagt werden, nicht allein, damit der Autorin Gerechtigkeit widerfahre, sondern auch damit nicht Ansätze zur Überwindung einer gewissen schematischen Enge im Keime erstickt werden. In dem Roman „David ohne Schleuder“, dem ersten größeren Werk einer nicht mehr zum Nachwuchs gehörenden Schriftstellerin, haben wir ein Buch vor uns, das eine Reihe von Vorzügen besitzt, die in unserer neuesten Literatur leider nicht so häufig zu finden sind. Zunächst einmal zeugt der Roman von einer starken, mit eigenen Mitteln arbeitenden Erzählgabe, wozu die Fähigkeit gehört, plastische Charaktere zu zeichnen und Situationen anschaulich zu machen. Weiter ist das Buch erfüllt von einem sehr ursprünglichen, saftigen und mitunter recht drastischen Humor, der das Lokalkolorit des weinseligen, lärmenden und fröhlichen Völkchens an der Mosel lebendig macht. Endlich wird vor uns ein nicht gerade alltäglicher Gedankenreichtum unaufdringlich ausgebreitet. Der

Roman ist ein Buch der Fülle, gespeist nicht nur aus einem fabuliergewandten Talent, sondern auch aus der Vielfalt eigener Erfahrung und Erlebnisse, die letztlich die Grundlage jedes überzeugenden Kunstwerkes bilden. Es ist ein ergötzlicher Roman in der geistigen und gefühlsmäßigen Nachbarschaft von Rolands „Meister Breugnon“ und der Schelmenromane, auch in seiner künstlerischen Bewältigung außergewöhnlich, gemessen an unserer Nachkriegsliteratur. Wie so oft bei künstlerischen Temperamenten, so ist auch in diesem Fall der Quell der Stärke zugleich eine der Ursachen der Schwäche. Es ist eine zuweilen nicht gebändigte, also eine ungeordnete Fülle, die der Autorin gleichsam unter der formenden Hand zerfließt. Offensichtlich verliert Maria Richter im Verlauf der Schilderung den Faden, die Konzeption gerät aus den Fugen und verwirrt sich. Die zahlreichen Hauptgestalten, noch eben im vollen Scheinwerferlicht des Interesses, verschwinden im Hintergrund, tauchen vielleicht gelegentlich wieder auf, ohne daß es aber ihrer Schöpferin recht gelingen will, das Schicksal der Figuren zu einem gewissen Abschluß zu bringen.

Der Titel sowohl wie die ersten Kapitel scheinen uns einen klaren Anhaltspunkt zu geben: Das doppelt belastete, weil in eine katholische Umgebung zugewanderte protestantische Schulmädchen Justine Mannerling, das von einem sozialdemokratischen Vater stammt, gerät unschuldig in die erbarmungslose Maschinerie dörflicher Konventionen und Vorurteile. Die dreifache Macht von Lehrer, Pfarrer und Bürgermeister fungiert als der Riese Goliath, dem gegenüber die kleine Justine, anders als in der Bibel, ein ohnmächtiger David zu sein scheint, da sie nicht einmal eine Schleuder besitzt. Wenn man es so einfach sehen könnte wie der Autor des Klappentextes, der diese Justine schlechtweg als die „Heldin“ des Romans bezeichnet und vorgibt, ihr Kampf und ihr Schicksal sei das zentrale Motiv des Buches, wäre alles in Ordnung. Aber die

Verfasserin macht es weder sich noch dem Leser so leicht – leider, möchte man sagen. Doch abgesehen davon, daß diese angebliche Heldin des Buches im wesentlichen passiv bleibt und mehr indirekt, d. h. in der Spiegelung durch zahlreiche andere Gestalten und in der Einwirkung ihrer Existenz auf sie geschildert wird, verschwindet sie über weite Strecken und wirkt schließlich, gegen Ende des Buches, wie ein blasser und blasser werdender Schemen, während sich der Roman, nacheinander und teilweise auch durcheinander, mit einer Fülle gänzlich anderer Menschen, Schicksale und Probleme befaßt. Da tritt plötzlich das Schicksal des Hauptlehrers Anton Meichel in den Vordergrund, der zu seiner eigentlichen Berufung zum Künstler zurückfindet. Da sind Zentrum der Darstellung die Gewissens- und Leibesnöte der bigotten, mitunter auch klug über ihre Grenzen denkenden Lehrerin Fanny Schwarzhuhn und ihr zwiespältiges Verhältnis zu dem Hauptlehrer, den sie im Grund ihrer Seele liebt. Da schiebt sich, zum Ende des Buches immer stärker und beherrschender, die übrigens glänzend gezeichnete Faunsgestalt des Bürgermeisters Sperrnagl nach vorn, eines Mannes, der mehr in das Frankreich des Rabelais zu passen scheint als in das deutsche Moseldörfchen der letzten Jahre des Kaiserreichs. Da rückt die Komödie mit den Kaisermanövern in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Die Liste ist unvollständig, macht aber auch in dieser summarischen Andeutung deutlich, daß die Verfasserin von der Fülle der Gesichte, Probleme, Schicksale förmlich erdrückt wird und auf den gemeinsamen Nenner eines Romans zu bringen sucht, was Gegenstand von drei oder vier Romanen hätte sein können.

Man kann natürlich sagen, daß diese Vielfalt an Gestalten und Problemen um so mehr als ein Positivum zu bewerten sei, als viele epische Werke unserer Literatur in dieser Hinsicht an einer gewissen Schwindsucht leiden. Man kann auch vortragen, der Autorin sei es gerade darum

gegangen, das Leben eines Dorfes in seiner ganzen Komplexität darzustellen. Ich leugne nicht, daß daran viel Wahres und Richtiges ist, und nichts liegt mir ferner, als dieses Buch beckmessernd nach irgendwelchen Kompositionsregeln für eine allein gültige Romanform zu bekritteln. Dafür habe ich es mit viel zu großem Vergnügen gelesen. Ich bin mir auch viel zu sehr bewußt, daß gerade das Genre des Romans eine große Fülle von Variationsformen besitzt.

Aber ebensowenig kann geleugnet werden, daß die Vielfalt gebändigt werden muß, daß der Autor sich von Anfang an klar sein muß, was er nun eigentlich will. In „David ohne Schleuder“ ist es aber, bewußt überspitzt ausgedrückt, so, daß man am Ende – allen Schönheiten und Wahrheiten des Werkes zum Trotz – sich etwas hintergangen fühlt und das Empfinden hat, ein Berg habe gekreißt und ein Mäuslein sei geboren worden. Die Frage lautet: Was hat die Verfasserin beabsichtigt? Hat sie überhaupt, über die Sympathien und Antipathien hinaus, die sie den einzelnen Gestalten ihres Buches entgegenbringt, eine Konzeption und Vorstellung gehabt? Wenn sie zeigen wollte, wie wehrlos ein religiös und weltanschaulich fremdes Wesen unter dem übermächtigen Rudel Andersgesinnter ist (ein Thema übrigens, das auch heute recht aktuell ist, man denke nur an gewisse Winkel Bayerns), wenn sie dies wollte, warum hat sie es nicht zu Ende geführt? Warum verließ sie die ortsfremden Mannerlings, den Stein des Anstoßes, und stürzte sich mit aller Darstellungskraft und allem Interesse auf die Goliathgestalt des Bürgermeisters Sperrnagl? Mag sein, daß ein klügerer Leser und daß vor allem die Verfasserin selbst darauf die Antwort zu geben vermag – ich konnte sie nicht finden.

Es wäre noch über gewisse sprachliche Unschönheiten zu sprechen, die in der Hauptsache aus manchen mit Gedankenfracht überladenen, oft sehr langen und erst nach zweimaligem Lesen verständlichen Sätzen bestehen. Auch wirkt es mit-

unter störend, daß Ereignisse, über die erst nachher berichtet wird, im voraus kommentiert werden. Aber dies sind mei-

ner Ansicht nach Kleinigkeiten, verglichen mit der grundsätzlichen Zustimmung wie mit den grundsätzlichen Einwänden.

Peter Goldammer

Eine neue Kleistbiographie

Joachim Maass: „Kleist, die Fackel Preußens. Eine Lebensgeschichte“
Verlag Kurt Desch, München 1957

Seit Ludwig Tieck die ersten Ausgaben des Kleistschen Werkes besorgte (1821, 1826 und 1846) und zugleich die ersten Versuche einer Würdigung dieses Werkes und seines Schöpfers unternahm, ist in ununterbrochener Folge eine kaum mehr übersehbare Literatur über Heinrich von Kleist erschienen. Allein die größeren monographischen Darstellungen, deren Reihe 1863 Adolf Wildbrandt eröffnete, zählen nach Dutzenden. Und dennoch ist der Gegenstand solch angestrengten wissenschaftlich-kritischen Bemühens heute umstrittener als je, nicht freilich, was den dichterischen Rang, wohl aber, was die Interpretation und die literarhistorisch-ästhetische Fixierung dieser außergewöhnlichen Erscheinung angeht. Die Unsicherheit in der Beurteilung Kleists hat ihre Ursache in seinem Werke selbst, das – „völlig einmalig, aus aller Hergebrachtheit und Ordnung fallend“ (Thomas Mann) – die Gegensätze und Widersprüche einer spannungsgeladenen Zeit in sich trägt und mit den herkömmlichen Kategorien der Literaturgeschichtsschreibung nicht erfaßt werden kann.

Der Verfasser des neuen Kleistbuches, Joachim Maass, ist ebensowenig wie andere bürgerliche Kleistbiographen in der Lage, die Probleme zu lösen oder auch nur in ihrer Vielfalt sichtbar zu machen; im Gegenteil: da er nicht mit dem Anspruch des Kleistforschers von Profession auftritt, sondern als Schriftsteller ein Bekenntnis zu dem von ihm verehrten Heinrich von Kleist ablegen will, ein Bekenntnis freilich, das auf einer gründlichen

Sachkenntnis beruht, – gerade darum ist sein Buch besonders geeignet, die Widersprüche der modernen Kleistinterpretation hervortreten zu lassen.

Joachim Maass, zu Anfang der dreißiger Jahre vor allem als Romancier bekannt geworden, emigrierte nach den USA, wo er als Literaturdozent wirkte und wo er auch heute, nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Deutschland, wieder als Hochschullehrer tätig ist. In einem 1955 im Verlag Kurt Desch unter dem Titel „Geheimwissenschaft der Literatur“ veröffentlichten Bändchen hat er seine literaturtheoretischen Anschauungen niedergelegt. Die vorwiegend psychologisierende Betrachtungsweise, die sich in vielem von der Psychoanalyse herleitet, ist auch in dem Kleistbuch vorherrschend.

Im Vordergrund steht die Lebensbeschreibung, für die in reichem Maße die erhaltenen Briefe des Dichters sowie die Berichte von Zeitgenossen verwertet werden, die Flodoard von Biedermann 1912 unter dem Titel „Heinrich von Kleists Gespräche“ herausgegeben hat. Es ist erfreulich, daß sich Maass streng an das überlieferte Material hält und sich davor hütet, unbestätigte Gerüchte zu kolportieren oder gar unklaren Details im Leben Kleists, wie etwa der berühmten Würzburger Reise, eine willkürliche Deutung zu geben. Dies ist um so mehr hervorzuheben, als die neuere Kleistliteratur hier häufig recht unkritisch verfährt, so daß selbst ein Schriftsteller wie Louis Aragon in der Vorrede zu einer 1950 erschienenen französischen Ausgabe des

„Michael Kohlhaas“ eine große Anzahl von „Kleistlegenden“ nicht als das Fortleben zeitgenössischen Literatur- und Gesellschaftsklatsches erkannt hat. Maass hingegen versteht es sehr gut, auf Grund der authentischen Zeugnisse nicht bloß äußere Ereignisse im Leben des Dichters zu rekonstruieren, sondern zugleich Schlüsse zu ziehen auf bestimmte Charakterzüge Heinrich von Kleists. Fragwürdig wird seine Methode jedoch, sobald sie über den biographischen Bereich hinaus angewendet wird. Wenn Maass etwa das Verhältnis Kleists zu Goethe nur als eine persönliche, auf Sympathie und Antipathie gegründete Kollision begreift und die gegensätzlichen Kunstauffassungen der beiden Dichter völlig in den Hintergrund drängt, dann entsteht natürlich ein ganz schiefes Bild.

Bei der Betrachtung und Deutung des Kleistschen Werkes vermag Maass einzelne Einsichten in die Psychologie der Dramen- und Novellenfiguren zu vermitteln, aus der auch die marxistische Kleistinterpretation Nutzen ziehen sollte; auch einzelne Bemerkungen zu Stil- und Formfragen verdienen Beachtung (so etwa der Hinweis auf den Zusammenhang von Kleists epischem Stil mit seinem Aufsatz „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ oder die Charakterisierung der Kleistschen Anekdote als „Urform der Novelle“). Im ganzen jedoch versperrt Maass mit seiner psychologisierenden Methode eher den Zugang zum Dichter, und gelegentlich verstrickt er sich in die grotesksten Widersprüche. Dafür ein Beispiel. In Anlehnung an Kleists eigene Feststellung einer dialektischen Korrespondenz der „Penthesilea“ mit dem „Käthchen von Heilbronn“ – „sie . . . sind ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Beziehungen gedacht“ – versteigt sich der Adept Freuds zu der Formulierung, das „Käthchen“-Thema sei „ein Wonnetaumel des Masochismus, wie die ‚Penthesilea‘ ein Wonnetaumel des Sadismus gewesen war“. Offenbar war dem Verfasser beim Niederschreiben die-

ses Satzes nicht mehr gegenwärtig, daß er hundert Seiten zuvor die „Penthesilea“ ein „Innen-Porträt Kleists“ nannte und daß er, wieder an anderer Stelle, das gleiche Stück als „Deutschlands Erfüllung im tragischen Bühnengedicht“ bezeichnete. Maassens Psychologismus, gepaart mit einer eklektizistischen Aneignung disparater Kleistdeutungen, führt also zu der seltsamen Formel: Penthesilea = Wonnetaumel des Sadismus = Innenporträt Kleists = Deutschlands Erfüllung . . . !

Bedenklicher, weil in ihrer Absurdität nicht sogleich erkennbar, sind Urteile über andere Werke. So interpretiert Maass die „Kohlhaas“-Novelle losgelöst von jeglicher historisch-gesellschaftlichen Bezogenheit und läßt als Movens des Handlungsablaufes einzig Kohlhaasens „hypertrophiertes Rechtsgefühl“ gelten. Ebenso übersieht er das sozialkritische Element im „Zerbrochenen Krug“, bei dessen Behandlung er zwar eine ausführliche Darstellung des Premierskandals gibt, aber mit keinem Wort auf den bedeutsamen Unterschied der beiden Schlußfassungen eingeht. Und auch bei der Betrachtung des „Prinzen von Homburg“ scheint er blind zu sein dafür, daß die Konzeption des Dramas unmittelbar von jenen Zeitereignissen bestimmt ist, die er doch gerade im vorhergehenden Kapitel eingehend geschildert hat. „Nicht die Handlung, nicht die Problemstellung des Stückes“ erscheint Maass als das Wesentliche, sondern „sein Beiwerk, sein ganzes Drum und Dran, seine Musikalität, sein Träumerisches . . .“ Bei einer solchen Betrachtung ist es nicht verwunderlich, daß Maass neben „Kottwitzens draufgängerischem und Homburgs begeistertem Soldatentum“ nicht mehr und nicht weniger als „des Kurfürsten staaterhaltende Rechtsidee“ in Kleists letztem Drama wahrnehmen will.

Deutlicher noch als hier gibt der Verfasser seine konservative Haltung zu erkennen, wenn er auf die „Hermannsschlacht“ zu sprechen kommt. Zwar schließt er sich der Meinung der meisten Kleistinterpreten an, daß einige Barbarismen

den künstlerischen Wert dieses Werkes nicht unwesentlich beeinträchtigen; doch die Ursache für die Mängel des Stückes meint er darin suchen zu müssen, daß die Gestaltung „demokratisch statt aristokratisch“ sei und sich „werbend nach außen“ wende. In diesem freiwillig-unfreiwilligen Eingeständnis einer reaktionären Kunstauffassung liegt der eigentliche Grund für die meisten eklatanten Mißdeutungen, die sich in dem Buch finden. In dem Bestreben, die demokratischen Momente aus dem Schaffen des Dichters zu eliminieren, läßt er sogar bei der sonst sehr ausführlichen Schilderung der Geschichte der „Berliner Abendblätter“ eines der aufschlußreichsten Zeugnisse beiseite, nämlich jene Äußerung Kleists (in einem Brief an den Prinzen Eduard von Lichnowsky vom 23. Oktober 1810), das von ihm herausgegebene Blatt solle „ein Volksblatt, das heißt (weil es kein Zentrum der Nation gibt) ein Blatt für alle Stände des Volkes sein“.

Wir sind weit davon entfernt, in Kleist einen konsequenten Demokraten zu sehen. Wesentlicher jedoch als seine Herkunft aus der Tradition des preußischen Adels, die gewiß manche Seite seines Wesens und seines Schaffens erklärt, wichtiger auch als die Psychologie seiner Gestalten (so großartig er immer psychologisch zu motivieren versteht) dünkt uns die Verflochtenheit seines nationalen Anliegens mit sozialkritischen und demokratischen Momenten. Diese Grundtendenzen im Werk Kleists kann nur konservative Engstirnigkeit übersehen. Eine solche Haltung – aus der auch eine gegen den „Bolschewismus“ gerichtete Randbemerkung resultiert – mindert den Wert dieser Kleistbiographie. Bei aller Anerkennung der positiven Seiten, zu denen auch die sprachliche Bildkraft und Prägnanz zu zählen ist, muß man zu dem Schluß kommen, daß dieses Buch kein zu treffendes Bild Heinrich von Kleists vermittelt.

Werner Ilberg

Historische Wahrheit und ihre Deutung

Hans-Jürgen Geerds: „*Hoffnung hinterm Horizont*“, Roman, Volkerverlag, Weimar 1956

Geerds hatte sich eine schwere Aufgabe gestellt. Georg Büchner, der die „*Hoffnung hinterm Horizont*“ aufleuchten sah, der sie zu verwirklichen trachtete, ohne den Weg zu kennen, ist eine der widersprüchlichsten Gestalten der deutschen Literaturgeschichte.

Hans-Jürgen Geerds kennt die Lebensumstände seines Helden und die Gesellschaft, in der er lebte. Die wesentlichsten Figuren aus dem Kreise Büchners sind in den Stoff des Romans einbezogen, jeder in der Rolle, die aus den Biographien bekannt ist. Darüber hinaus hat er eine Reihe von Personen erfunden oder geschichtlich Beglaubigte, die mit Büchner nichts zu tun hatten, zu ihm in Beziehung gesetzt. Das ist sein Recht, auch dadurch unterscheidet sich der biographische Roman

von einer Biographie. Zwei der frei erfundenen Gestalten gehören sogar zu den besten, die dem Autor geglückt sind: der Waldpeter und Agnes, die Schneiders-tochter.

Es ist schwer, Georg Büchner so zu deuten, daß der Leser von heute den Dichter und den Revolutionär, den Studenten der Medizin und den Dozenten für Philosophie begreift, daß er nicht von den widersprüchlichen Anschauungen des jung verstorbenen Dichters verwirrt wird. Der Roman von Geerds hat einen großen Vorteil: es ist der häufig begangene Fehler vermieden worden, irgendeine der Figuren etwas sagen zu lassen, was sie nach Lage der Dinge, rund fünfzehn Jahre vor dem Erscheinen des „*Kommunistischen Manifests*“, nicht wissen konnte. Es gibt

keine Anachronismen, die ansonsten so beliebte falsche Aktualisierung ist glücklich vermieden worden.

Das ist um so anerkennenswerter, als die uns überkommenen Fragmente des Werks und des Schriftwechsels eine große Spannung der Gedankenwelt und der Weite des Gefühlslebens aufweisen: Mut und Verzweiflung, Zuversicht und Verzagtheit, Gewißheit und Zweifel stehen hart beieinander. Es ist eine große, eine schwere Kunst, den Helden zwar etwas – vom heutigen Standpunkt gesehen – Falsches sagen und trotzdem das Richtige durchscheinen zu lassen. Das ist eine Sache der künstlerischen Mittel, etwa der Betonung oder einer leichten Ironie.

Hans Mayer, dem wir die jüngste und beste Biographie verdanken, betont ausdrücklich: Büchners „Leben geht ... nicht mathematisch rein auf, ... man konstatiere den Zwiespalt, die Gegenüberstellung zweier Weltbilder am Ausgang dieses Lebens, täusche sich aber auch nicht über die *Einheit der ganzen übrigen Leistung* Büchners.“ (Hervorh. von W. I.) Diesem Bemühen um den Nachweis der Einheit dient Mayers ganzes Buch. Der unauflösbare Rest, der Anlaß zu dieser Bemerkung gab, eine religiöse Äußerung Büchners auf dem Totenbett, fällt nicht ins Gewicht. Geerds hat sie nicht erwähnt, sie als nicht entscheidend ignoriert.

In einer Biographie geht die Analyse offen vor sich, der Leser denkt mit und nach. Im biographischen Roman ist diese Analyse die Voraussetzung, die es dem Autor ermöglicht, kraft der so gewonnenen Erkenntnis und seiner dichterischen Fähigkeit die Zeit und ihre Menschen zu erwecken. Er darf also nicht einfach die beglaubigten Erlebnisse und Aussagen seines Helden wiedergeben, sondern sie müssen aus den Bedingungen und Gewohnheiten der Zeit erwachsen.

Es ist offensichtlich, daß Geerds das Bestreben hatte, nach dieser Methode zu verfahren. Er wollte seinen Büchner so zeichnen, daß sein Verhältnis zu den ver-

schiedenen Schichten der Gesellschaft deutlich wird. Es gab die Bauern, es gab die Handwerker, die Studenten, das Bürgertum, die regierenden Herren. Es gibt aber in dem Roman keine einzige Szene, die den Dichter im Kreise der Bauern, im Kreise der Handwerker zeigt, wenn man von episodischen Begegnungen absieht. In der „Rheinischen Ouvertüre“, seinem Georg-Forster-Roman, hat Geerds in vorbildlicher Weise den gesellschaftlichen Hintergrund der Ereignisse dargestellt. Da prallen die neuen Ideen der französischen Revolution mit den feudalen Überresten in den Köpfen der Bauern zusammen. Da wird das rohe Knotentum der Handwerker von den aufgewachten Menschen überwunden, so daß sie fähig sind, an der Spitze der weltgeschichtlichen Bewegung zu stehen. Da überwindet die Gemeinsamkeit des Kampfes gegen oben und unten die Konkurrenzgelüste reichgewordener Bürger, und die Konkurrenz behindert gleichzeitig die Gemeinsamkeit, kurz, in jenem Buch des Autors lebt die Welt aus sich heraus. All das aber vermissen wir in „Hoffnung hinterm Horizont“. Enge der Zünfte, das Bauernlegen, der „preußische Weg“ bei der Überwindung der Leibeigenschaft, die Behinderung des Handels durch den sich anbahnenden „Norddeutschen Zollverein“ im nicht dazu gehörenden Hessenländchen: nichts davon finden wir in diesem Werk gestaltet, es wird nur gelegentlich darüber geredet.

Wahrscheinlich als Ersatz, als Symbol schuf der Autor den Waldpeter, einen Landarbeiter, dem von der Gesellschaft Unrecht geschehen und der deswegen Räuber geworden ist. Er ist klug, schlaue und listig, verschlagen, mutig und – zynisch. Dieser Entgleiste, der mit einem Schuß folkloristischer Romantik versehen ist, kann nicht der Repräsentant der Bauern sein; er kann auch nicht die Darstellung des tatsächlichen Verhältnisses des Revolutionärs Büchner zur Bauernschaft ersetzen, auf die er am meisten gehofft hat. Ähnlich verhält es sich mit der

Schneiderstochter Agnes. Auch sie ist eine gutgeratene, plastisch gezeichnete Gestalt. Georg und Agnes lieben sich (trotz seines Verlöbnisses mit Minna Jaeglé). Sie repräsentiert die Handwerker, die sonst nur als Revolutionäre, vielmehr als Rebellen, nicht aber in ihrem Beruf, in ihrer Familie gezeigt werden.

Dagegen erhält Büchners Beziehung zu Angehörigen der herrschenden Schicht einen breiten Raum durch das merkwürdige Verhältnis, das zwischen ihm und dem Staatsrat Rüstmann konstruiert wird. Rüstmann selbst, der oberste Justizbeamte des Großherzogtums Hessen, charakterisiert es im Roman als „irrsinnige Verstrickung“. Eine Divination, die durch einen sich verplappernden Spitzel, der Büchner eigentlich schonen will, zur Gewißheit wird, sagt ihm, daß Büchner der Verfasser des „Hessischen Landboten“ sei. Trotzdem tut dieser Rüstmann alles, um die Verhaftung des Verdächtigen zu verzögern, sie zu sabotieren. Sein Verhalten, etwas verspielt, ästhetisierend, kavalierhaft, die Laune eines Grandseigneurs, der von der französischen Revolution nicht völlig unbeeinflusst geblieben ist, kann als eine Art Haßliebe charakterisiert werden. Schon bei der ersten flüchtigen Begegnung spürt er eine Ähnlichkeit des Studenten mit Danton. Später schenkt er ihm – anonym – eine Dantonbüste, durch die er den letzten Anstoß zur dichterischen Produktion gibt. Schließlich ist Büchner in der Lage, auf dem Wege über Agnes, die sich bei Rüstmann als Dienstmagd verdingt hat, diese „irrsinnige Verstrickung“ zu seinen Gunsten auszunutzen. Derartige vertrackte Seelensituationen kennen wir aus den Romanen Lion Feuchtwangers. Ihm ist es in hohem Maße gegeben, solch geheimnisvolle Bindungen darzustellen, und doch sind es (meistens) die schwächsten Stellen seiner Werke, da sie dazu angetan sind, die Fronten zu verwischen, und da sie manchmal auch Ergebung in ein Schicksal statt Kampf zu empfehlen scheinen. Bei Geerds nun führt die Verstrickung sogar dazu, daß Georg Büchner

sich von dem Staatsrat den Termin nennen läßt, an dem dieser die Verhaftung nicht mehr zu verhindern vermag. Die historisch überlieferten Fakten sagen deutlich genug, daß sich das Netz um Büchner immer dichter schloß und daß er tatsächlich erst im allerletzten Augenblick floh. Das steht auch im Roman, aber durch die merkwürdige Beziehung des Dichters zu dem Hofmann wird das Porträt Büchners leicht geschwärzt, ohne an Lebenschtheit zu gewinnen.

Das Werk vermittelt als vorherrschenden Eindruck das Gefühl einer hektischen Atmosphäre, vielleicht, weil Büchners Leben wirklich recht hektisch gewesen ist. Vielleicht liegt der Grund dafür auch darin, daß Geerds den Roman erst beginnen läßt, nachdem die eigentlich heroische Epoche im Leben Büchners schon vergangen war. Er beginnt mit der Verhaftung Minnigerodes, das heißt, als der „Landbote“ schon konzipiert, gedruckt und verbreitet war. Die ganze Zeit der Vorbereitung, des Zusammenwirkens mit Pfarrer Weidig, des ungebrochenen Glaubens war schon vorüber. Nimmt man nur diesen Torso eines an sich schon kurzen Lebens, in dem das Gehetztsein, die ständige Vorsicht, die schließliche Flucht dominieren, in dem ein traumhaftes Dichteleben zwischen Gelehrtenarbeit eruptiv aufbricht, dann muß sich ein pessimistischer Eindruck aufdrängen, den der zu frühe Tod noch akzentuiert. Deswegen hat Geerds ein Kapitel angefügt, das nach dem Tode des Helden spielt. Er läßt den Roman mit demselben Menschen schließen, mit dem er eingeleitet wurde, mit dem Studenten Minnigerode, dem Sohn des Hofgerichtspräsidenten des Ländchens, der als erster aus dem Kreise Büchners eingekerkert worden war. Nach jahrelanger Einzelhaft, unsäglichen Marterungen und Folterungen wurde er schließlich, nunmehr geistig verwirrt, entlassen und von seiner Familie nach Amerika abgeschoben. So weit entspricht Geerds Darstellung den historischen Tatsachen. Dann läßt er den Unglücklichen

bei der Überfahrt in England landen und ihn mit Chartisten zusammentreffen. Die englischen Arbeiter verbrüdern sich mit dem Märtyrer der guten Sache, und Minigerode ist beglückt, daß die Idee seines von ihm noch immer verehrten Georg Büchner lebt. Mit seinen neuen Freunden gerät er in eine Demonstration. Sie wird auseinander gesprengt und der arme Verwirrte, kaum der Freiheit wiedergegeben, erneut verhaftet. Nach zwei Tagen durch seinen Schiffskapitän erlöst, kann er seine Reise fortsetzen. „Es gab nichts mehr zu fürchten – die Musik des Meeres umspielte ihn von nun an ohne Unterlaß, eine gewaltige Orgel, die das Lied des

Lebens, den Triumph über Tod und Niedertracht in alle Ewigkeit singt.“

Diese Episode kann ebensowenig ein Gefühl des Optimismus vermitteln wie der Roman als Ganzes. Geerdts muß das selbst gefühlt haben, und gerade darum macht er den Versuch, uns durch die Natursymbolik zuversichtlich zu stimmen. Das kleine geschilderte Drama ist historisch nicht verbürgt. Verbürgt aber ist, daß ein anderer aus dem Kreise Büchners, der „Rote Becker“, in seinem Schweizer Exil den ersten Arbeitertheoretiker des Kommunismus, Wilhelm Weitling, getroffen hat und von ihm beeinflusst worden ist.

Lehren aus der Vergangenheit

Ludwig Renn: „Meine Kindheit und Jugend“, Aufbau-Verlag, Berlin 1957

Von Ludwig Renn liegt ein neues autobiographisches Werk vor. Es ist thematisch-chronologisch dem Buch „Adel im Untergang“ vorgebaut; somit ist uns jetzt der Lebensweg Renns von der Geburt bis zum Jahre 1920 (dem Schluß von „Nachkrieg“) bekannt.

Dadurch ist eine entscheidende Lücke des Erzählwerkes „Krieg und Nachkrieg“ geschlossen. Renn selbst äußerte 1948 im Nachwort, daß er „einen Fehler beging, der mir damals nicht als Fehler bewußt wurde: mein Held hat keine richtige Vergangenheit“. Durch „Adel im Untergang“ und durch „Meine Kindheit und Jugend“ erfahren wir lückenlos das Vorleben des Gefreiten Renn aus „Krieg und Nachkrieg“. Und das ist nicht zuletzt auch insofern von Interesse, als es erklärt, weshalb Renn sich in „Krieg und Nachkrieg“ selbst als Soldat (und nicht als Offizier, der er in Wirklichkeit war) vorstellt.

Wir hören in dem neuen Buch Näheres über Renns Elternhaus und Erziehung; wir lernen das „altewürdige“ Dresden, die vertrottelte sächsische Prachtresidenz

kennen, hören adlige Damen – zerbrechlich wie Meißner Porzellanfiguren – und blasierte Offiziere, werden Zeuge beklemmender Anstandsdressuren, steifer Tanzstundenexerzitien, eigenwilliger Erziehungsmethoden, aber auf der anderen Seite auch herzerfrischender Bubenstreiche und erster schüchterner Liebeshändel. Wir reisen nach Montreaux, Norderney, Gordone Riviera, erleben elterliche Ehedifferenzen, entsprungen dem Mangel gegenseitigen Verständnisses infolge erzwungener Geldheirat – kurzum: wir stehen vor einem Genrebild der „gehobenen Stände“ um die Jahrhundertwende, entworfen in der für Renn typischen knappen und präzisen, mit trockenem Humor gewürzten Art.

Und schließlich hat dieses Buch den nicht zu unterschätzenden Wert, den Renn einmal bei anderer Gelegenheit als Widmung auf die Titelseite eines seiner Werke geschrieben hat: „Am Vergangenen kann man bisweilen etwas lernen, und wenn es nur das ist, daß es so nicht geht.“

A. R.

Heimkehr nach Frankfurt

Valentin Rabis: „Am seidenen Faden“, Verlag Neues Leben, Berlin 1956

„Wir sind jung, die Welt ist offen . . .“ Kann er das Lied denn noch singen? Hat er nicht endgültig seine Jugend, sein Jungsein verloren? Zwei Jahre Krieg, sechs Jahre Gefangenschaft, und nun ist er achtundzwanzig Jahre alt . . .“ Voll jugendlicher Hoffnung kehrt Helmut Hollermann aus der Sowjetunion nach Westdeutschland zurück: er will „die Vergangenheit vergessen“, wieder als technischer Zeichner arbeiten, nach Wunsch des Vaters „etwas Besseres“ werden.

Aber er muß erfahren, daß der gute Wille zum neuen Anfang im Lande des Wirtschaftswunders keine Empfehlung ist, wenn man Arbeit sucht. Er kann auch nicht „die Vergangenheit vergessen“, denn er sieht sie weiterleben in der Gegenwart: nicht nur im Nachkriegselend, bei seinen ausgebombten Eltern zu Hause, sondern vor allem politisch, in Heimkehrer- und Soldatenverbänden. Und nicht ihm, sondern deren Mitgliedern „ist die Welt offen“, auch im Beruf.

„Ist das die Heimat? Eine dunkle Mansardenstube; Marianne, die ihm untreu geworden ist . . . Fritz, der schon wieder nach Osten marschieren will; keine Arbeit für ihn, doch überall schöne Worte. Ist das die Heimat?“

Die Handlung spielt 1951, zur Zeit des hessischen Metallarbeiterstreiks. Der westdeutsche Schriftsteller Valentin Rabis

stellt Helmut Hollermann als Heimkehrer mitten hinein in die politische Problematik seiner Heimat. Die „rein menschliche“ Entscheidung, „anständig bleiben“ zu wollen, führt Hollermann zwangsläufig zur politischen Entscheidung: für den Streik, für die Arbeiterklasse. Diese politische Entscheidung erschüttert seine Ehe und ist zugleich Prüfstein und Voraussetzung für ihren Bestand.

Die einzelnen Kapitel des Buches sind deutlich umrissen, ihre Problematik ist angedeutet, die Gestalten und ihre Schicksale sind skizziert. Aber die schwierigen menschlichen und politischen Auseinandersetzungen sind nur in großen Linien gestaltet und wirken darum oft vereinfacht. Zum Teil werden den Gestalten fertige Standpunkte gegeben, die unmotiviert bleiben. Warum zum Beispiel hält Hollermann unbeirrbar fest an seiner antifaschistischen Gesinnung? Auch sprachlich ist das Buch noch etwas roh gefügt. Rabis benutzt oft abgetragene Redewendungen, ist sprachlich nicht wählerisch genug. Die Landschaftsschilderungen sind Faktenaufzählungen. Die Sprache der Dialoge ist wenig nach den Personen modelliert.

„Am seidenen Faden“ ist eine detaillierte Skizze, eine Vorarbeit zu einem Roman. Das Buch wurde mit dem diesjährigen FDGB-Literaturpreis für die „kleine Form“ ausgezeichnet. I. Sch.

Liebeserklärung an Weimar

Ludwig Bäte: „Weimar – Anlitz einer Stadt“
Gustav-Kiepenbeuer-Verlag, Weimar 1956

Auf den Spuren der Großen wandelnd, die in Weimar für kurze oder längere Zeit ihre Wohn- und Wirkungsstätte fanden, Johann Sebastian Bachs, Herders, Wielands, Goethes und Schillers, und

jenen nachspürend, die in späteren Zeiten ebenfalls Weimar als Tätigkeitsbereich wählten – wie Franz Liszt, Johannes Schlaf, die Männer vom Bauhaus oder in unseren Tagen die Maler Walther Klemm

und Alexander von Szpinger –, zeichnet Ludwig Bäte behutsam und liebevoll einen kulturgeschichtlichen Bilderbogen, zu dem ein dritter Maler aus dem Weimar unserer Gegenwart, Franz Huth, ein Meister des Interieurs, schöne Illustrationen beigesteuert hat. Natürlich fehlen auch solche Gestalten nicht, die – wie etwa Bertuch und der Baumeister Coudray – für Weimar selbst große Bedeutung besaßen. Überhaupt ist Bäte bestrebt, ein möglichst vollständiges Bild der jeweiligen Epoche zu vermitteln; um das Ganze recht lebendig werden zu lassen, fügt er seinen eigenen Betrachtungen in den meisten Fällen noch solche der jeweiligen Zeitgenossen an.

Auch in den Schilderungen jener alten Stätten, die bis in die Gegenwart erhalten geblieben sind, der Schlösser in und um Weimar, der Häuser, in denen die Großen Weimars gewohnt, der Parks, der Friedhöfe, bemüht sich Bäte, seinen Le-

sern ein anschauliches Bild der traditionsreichen Stadt zu geben.

Eines der letzten Kapitel ist „Buchenwald“ gewidmet, den tausendfältigen Qualen, denen die „Verdammten“ ausgeliefert waren, wie auch dem Edelsinn und der Tapferkeit ihrer Besten.

Den Ausklang des Buches bildet der Bericht vom Bemühen um ein neues Deutschland, das sich in den Dienst eines wahren Humanismus stellt. Am Schluß stehen die Gedenkworte von Thomas Mann auf Friedrich Schiller, die er im Deutschen Nationaltheater zu Weimar anlässlich der Schiller-Ehrung 1955 gesprochen hat: „Von seinem sanft-gewaltigen Willen gehe durch das Fest seiner Grablegung und Auferstehung etwas in uns ein: von seinem Willen zum Schönen, Wahren und Guten, zur Gesittung, zur inneren Freiheit, zur Kunst, zur Liebe, zum Frieden, zu rettender Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst.“

F. H.

Klaus Helbig

Romane von der Stange

Haben Kino und Fernsehen, Radio und Fußballtoto den Bücherleser in unserer Zeit zum Aussterben verurteilt? Warum wird heutzutage so wenig gelesen? Wird überhaupt wenig gelesen?

Das westdeutsche Institut für Volksumfragen hat dazu einen Meinungstest veranstaltet. Die Frage, ob sie irgendwelche Bücher läsen, haben 44 Prozent der Befragten mit nein beantwortet. 47 Prozent der Befragten aus unterschiedlichen Berufen, verschiedener sozialer Herkunft und Bildung besitzen nicht einmal ein einziges Buch. Aber fast alle, nämlich 80 bis 90 Prozent, lesen Zeitschriften und Zeitungen.

Zehntausend Romane für Fortsetzungsreihen, Tatsachenberichte und ähnliche Lesestoffe werden nach amtlichen Schätzungen jährlich in der Bundesrepublik von der Presse benötigt. Literarische Massenfertigung wird in den Lesezirkeln mit den Brötchen ins Haus geliefert oder an den Kiosken verkauft. Zehntausend Romane werden jährlich von den Pressemaklern auf dem Markt der öffentlichen Meinung verhökert; 90 Prozent davon sind nach dem gleichen Maß und Schnitt geschneidert. Diese zehntausend Romane werden von mehr Menschen gelesen als man jährlich Kinobesucher zählt. Der Bedarf wird von Agenturen ermittelt, die an die hundert Schreiber beschäftigen und die Redaktionen täglich, ja stündlich mit feuilletonistischer Meterware beliefern. Ein moderner Apparat wurde aufgezogen, mit dessen Hilfe das individuelle Schreiben in eine kollektive Anonymität verwandelt worden ist. Es schreiben Pseudonyme und keine Autoren. An die Zeit, als illustrierte Zeitungen Romane von Hermann Suder-

mann, Gerhart Hauptmann und Hans Fallada veröffentlichten, erinnert man sich kaum noch. Das Feld beherrscht jetzt das Mittelmaß der Dilettanten. Natürlich gibt es noch Ausnahmen, wie den Abdruck von Günther Weisenborns „Auf Sand gebaut“ in der „Münchener Illustrierten“, Wolfgang Ott's „Haie und kleine Fische“ in „Quick“ oder Hans G. Kernmayr's „Weil du arm bist, mußt du früher sterben“ im „Stern“. Weisenborn gab in seinem Zeitroman ein Konterfei von der legitimen Ehe zwischen Korruption und Staat in der Bonner Republik. Ott's Kriegerroman unterschied sich von den üblichen Schemata der neu aufgelegten Durchhaltekolportagen aus der Feder alter Frontberichterstatter durch seine Tendenz zur Wahrheit. Diese Tendenz ist trotz reißerischer Aufmachung und gefälliger Konzession an den schlechten Geschmack noch spürbar. Hans G. Kernmayr schildert in „Weil du arm bist, mußt du früher sterben“ das Schicksal eines Kassenspatienten und bietet einen sozialkritischen Stoff aus unseren Tagen in ungeschminkter Darstellung. Solche Themen werden selten behandelt. In der Regel offeriert sich der Lesestoff westdeutscher illustrierter Blätter als Mischung geistiger Rauschmittel und sexueller Stimulans. „Kristall“ bringt den Roman „Berliner Primanertragödie“; „Die Eltern von Gerhard und Lieselotte Schollert sind häufig verweist. Die Geschwister wohnen mit Gerhards Schulfreund Peter Kreuz im Wochenendhaus der Eltern. Gerhard gehört einem Selbstmörderklub an, dessen Mitglieder sich an ihren Nebenbuhlern rächen wollen. Peter verfertigt Gedichte. Lilo tändelt.“ „Im nächsten Heft: Mord und Selbstmord.“

Dem „Quick“-Leser, dem nach einem dummdreisten Slogan der Herausgeber angeblich die Welt gehört, werden aus den Tagebüchern des Haushofmeisters Hermann Wölk und bisher unbekannten Berichten von Zeitgenossen die Intimitäten des preußischen Kronprinzen mitgeteilt: „Völlig ahnungslos erfreute sich der Kronprinz in Cortina d'Ampezzo seiner Freundschaft mit der schönen Irena Bobrowska. Was sie ihm bei einer Teestunde unter vier Augen gestand...“

„Gentlemen, Blindkuhspielen ist ein beliebter Zeitvertreib für höhere Töchter... aber unsere Partner sind keine hübschen Damen, sondern ausgekochte Dynamitgangster des berühmten Saboteurs Chongy. Und wir ‚angeln‘ gegenseitig nicht mit kosenden Fingerchen – nacheinander, sondern mit höchst unartigen Geschossen aus Maschinengewehren.“ – „Gentlemen, an allem sind die Weiber schuld, das hat schon der alte Sokrates behauptet. Ich weiß zwar nicht, woher der Knabe seine Weisheit hat. Aber ich will den Mount Everest rückwärts runterrutschen, wenn es nicht stimmt. Und die Sache mit Dolores gibt dem Sokrates und mir völlig recht.

Dolores – das Mädchen mit den Samtaugen, sinnlichen Lippen und dem rasanten Fahrgestell.“

Das ist Personenbeschreibung in „prägnantem“ Stil. Die Prosa, die Herr Bernt W. Kerr redet, hat als Zugabe philosophische Belastung. Sein Bericht ist ein „toller und dennoch wahrer Bericht“. Aber die Kunst der Charakterisierung beherrschen auch die Annoncenredakteure der „Münchener Illustrierten“. Sie verstehen das Geschäft des Anreizens. Sie wissen zu reizen, Stimmung zu machen und Neugierde zu wecken für einen neuen Roman. „Der Roman“, den man eigentlich nicht in Fortsetzungen aufteilen dürfte, heißt: „Die schwarze Mamba“. „Zwangsläufig bringen wir ihn doch in Fortsetzungen und spannen Sie damit von einer Woche zur anderen auf die Folter. – In diesem Roman, der im Herzen Afrikas, am Kongo,

spielt, hört man die Urwaldtrommeln, man erlebt mysteriöse Gebräuche, man wird hineingerissen in eine triebhafte Liebe und in einen teuflischen Haß...“

Und das sind die Hauptpersonen:

Helen, eine junge Frau, die einem leid tut. Sie hat keine blasse Ahnung, was ‚Afrika‘ heißt...

Marie-Therese, eine Mulattin ohne Moral. Sie hat nur einen Wunsch: Weiß zu sein...

Henry, ein Fettwanst, der sich für witzig hält. Er angelt sich in England die naive Helen und bringt sie auf seine Farm am Kongo. Weiße und braune Mädchen liebt er gleichermaßen. Skrupel kennt er nicht, verteufelt schlaue ist er und Rache ist sein schönstes Steckpferd.“

Wer wollte sich von ihm nicht auf die Folter spannen lassen? Der Mann, der schon gezweifelt hatte, ob er sich die nächste Nummer der Zeitschrift kaufen sollte, wird ein Abonnement auch dieser Zeitschrift abschließen. Die Maulhelden aus der Annoncenredaktion haben ihn dazu überredet. Ebenso klug reden die Bildtexter und die Erfinder neuer Schlagzeilen. „Wer Frieden will, muß Käfer essen.“ „Küsse, die der Teufel gab.“

„Schüsse auf die Schönheitskönigin – doch keiner will geschossen haben.“ „Auf den Text kommt es gar nicht an.“

Zeitungsromane sollen unterhalten. Sie sollen außerdem Abonnentenfänger sein. Das ist ihre kommerzielle Funktion. Von dieser Funktion ließ sich ihr Erfinder, der Pariser Verleger Emile de Girardin, vor allem leiten, als er 1830 in seiner Zeitung zum erstenmal einen Roman in Fortsetzungen abdruckte. Damit war ein wichtiges Gesetz der Publizistik entdeckt und angewandt worden, das Prinzip der kontinuierlichen Einwirkung auf den Leser. Aber damit haben wir noch nicht alle Funktionen der Zeitungsromane aufgezählt: „Sie sollen Wunschträume befriedigen, die etwa in der trotz allen Widrigkeiten endlich erfüllten Liebe liegen, wie auch in eine Sphäre versetzen, die den Leser dem Alltag mit seinen Sorgen enthebt.“ So er-

klärt Dr. Gerhard Eckert im „Handbuch der Publizistik“, erschienen im Heye Verlag, Bremen. Er gibt damit eine genaue Analyse vom Handwerk der Romanfabrikanten. Diese Analyse wird unter geschickten Händen zum Rezept, nach dem unzählige Liebes-, Gesellschafts- und Familienromane zusammengeschrieben werden, nach dem Kriminalstories erdacht werden und Milieuromane vor den Kulissen eines Krankenhauses Giftmorde schildern. Die Genreschattierungen können beliebig abgewandelt werden in Heimat-, Bauern- und Abenteuerromane, je nach Mode und eingeordnetem Geschmack des betreffenden Publikums, für das der Autor gerade schreibt.

Betrachten wir noch die „modischen“ Kriegeromane und Tatsachenberichte, die augenblicklich wie auf Verabredung und bevorzugt in westdeutschen illustrierten Blättern abgedruckt werden.

„Münchener Illustrierte“: Kriegsmarine-Dokumentarbericht – „Getreu bis in den Tod.“ „Weltbild“: „Von Sieg und Untergang des Schlachtschiffes Scharnhorst.“ „Deutsche Illustrierte“: Edwin Erich Dwingers „Zwischen Furcht und Hoffnung“, der „dramatische Bericht des dritten Weltkrieges, wie er schon morgen Wirklichkeit sein kann.“ „Bunte Illustrierte“: „Die aufsehenerregende Story eines amerikanischen Oberst, der in einem Düsenbomber mit einer Wasserstoffbombe über eine Großstadt rast.“ „Welt am Sonntag“: „Armee Wenck – der letzte Angriff.“ „Kristall“: „Wüstenföhrche, der Roman des deutschen Afrikakorps.“

Dwingers Gesamtwerk lobte die Soldatenzeitung als „ein hohes Lied deutsch-slawischer Waffenkameradschaft im europäischen Kampf gegen den Bolschewismus, nicht nur Vergangenheit aufzeigend, sondern auch in die Zukunft weisend“. Dwingers hat seine alten Waffenkameraden nicht im Stich gelassen und weist nun in die Zukunft: „Die Amerikaner greifen in spätestens drei Monaten an, oben in Moskau sind sie zu einem Präventivkrieg zu feige.“

In der Nacht, als diese Worte fallen, will Harry Hauser mit seiner Freundin Lotte schlafen. Er ist ungeduldig, denn Lottes Vater will in die Ehe der beiden nicht einwilligen, weil Hauser Bundeswehrsoldat ist, Fähnrich sogar und keine schlechte Partie. „Komm“, flüsterte er heiser, „komm!“ Er braucht sie nicht einmal merkbar niederzuziehen, sie läßt sich fast von selbst fallen... Ein Ruck geht durch seinen Körper, schiebt ein Nebel über seine Sinne wie zuviel getrunkenen Wein. Nein, rafft er sich auf, ich habe mich immer beherrscht, ich will es auch heute, in dieser Nacht!... In Fähnrich Hauser ist alles ausgelöscht, ist alle Glut jählings erstorben. „Auch ich habe meinen Stolz“, sagt er dann mit überdrehter Festigkeit.

„Auf diese Weise, nein, das will ich nicht!“ Er rückt von ihr ab... Wenn ich jetzt meine Pistole bei mir hätte, denkt er mit einem Male kalt, wüßte ich sofort den richtigen Ausweg.

So jung ist er noch, der kleine Fähnrich, so kindjung ist er... Diese heikle Szene ist wirklich ehrenhaft geschrieben. Dwingers macht den NATO-Offizier für die höher strebenden Töchter der kleinen Bürgersleute ehefähig. Dabei duldet er keinen Zwiespalt zwischen Offizierschere und Mannestum. Er bleibt resolut.

Wie leicht es sich bei der Kriegsmarine den Heldentod starb, schildert der Chefreporter der „Münchener Illustrierten“, Will Berthold, in seinem Dokumentarbericht „Getreu bis in den Tod“. – Da vertreibt der Meistermaat Keller seine Todesfurcht auf der schwerangeschlagenen „Prinz Eugen“, indem er sich vom Koch ein Steak ergattert und es in aller Gemütlichkeit verzehrt. Der Mann hatte einen Ausweg aus seiner Not gefunden, „über den sich die Kriegsmarine später halb totlachte“.

„So würgt er jetzt das auf der einen Seite verbrannte, schlecht gewürzte Stück Fleisch hinunter. So lustig ist der Seekrieg, denkt er sich, will er jedenfalls denken, redet er sich ein, bis er daran glaubt.“ Chefreporter Berthold hat für die

Kriegsmarine im zweiten Weltkrieg sogar ein „meerumwobenes Langemarksterben“ erfunden. Vom Untergang der „Scharnhorst“ und dem Schicksal der Schiffbrüchigen schreibt der Tatsachenmensch Berthold: „Das letzte Lebenszeichen einiger der Schiffbrüchigen war das Lied ‚Auf einem Seemannsgrab, da blühen keine Rosen‘. Sie sangen es wenige Minuten vor ihrem Tod.“ – So lustig ist der Seekrieg, denkt er sich, will er jedenfalls denken, redet er sich ein, bis er selbst daran glaubt.

Berthold hat den Titel zu seinem Bericht „Getreu bis in den Tod“ dem 10. Vers aus dem 2. Kapitel der Offenbarung des Johannes entliehen. „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Der Chefreporter, sonst ein nüchterner sachlicher Zeitungsmann, hat Gefühl dafür, wo man den Leser packen muß. Scham kennt er nicht. Alle Register werden gezogen, wenn er sein Instrument bedient. Todesfurcht wird von Eblust überspielt, Wahrheit von Lüge.

Die Erfahrungen eines Generals werden uns in der Dokumentarserie „Armee Wenck – der letzte Angriff“ mitgeteilt. „In der letzten Nacht haben in der Etage über uns trotz des ununterbrochenen schweren Artilleriefeuers Polizeioffiziere und Polizeisoldaten Abschied vom Leben gefeiert.“ – „Sie haben nur noch das Leben zu verlieren, das ihnen angesichts der Strapazen, der ständigen Artillerie-schläge und der pausenlosen russischen Schlachtfliiegerangriffe nicht mehr viel wert ist.“

Der Zivilist Paul Carell, Autor der „Wüstenfische“ in „Kristall“, schildert auf seine Weise den Todesmut von Soldaten. – Über Kreta sprangen Fallschirmjäger ab. Jedermann weiß, daß sie vom Wind zugewiese aufs Meer hinausgetrieben wurden oder, wehrlos in der Luft hängend, Zielpuppen für die Luftabwehr waren. Wüstenfuchs Carell aber ist schlauer. Er weiß mehr als jedermann. „Der Stabs-trompeter des ersten abspringenden Batail-

lons, ein Oberjäger aus Dortmund, setzte schon in der Luft die Trompete an den Mund und blies das alte Angriffssignal. Es hallte wie eine gespenstische Siegesfanfare für Ikarus aus dem Himmel zu den verwirrten Neuseeländern der 5. Neuseeländischen Brigade: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp...“ Ein „Wortemacher des Krieges“ präpariert die Seelen ahnungsloser Leser. Carell treibt politische Seelsorge. Er rechnet mit moralischen Hemmungen eines kriegsmüden Publikums. Carell macht seine Leser mit einem Pfarrer bekannt und zeigt, wie der auch im Felde seinen Mann stand. „Dieser oder jener im Zug kam jedoch nicht zurecht mit der Tatsache, daß einer ein tüchtiger Gottesmann und auch ein tüchtiger Leutnant sein konnte. Und so kam denn auch die Spitze der Frage: ‚Kann man als Pfarrer Offizier sein und töten?‘ Dreyer sah ruhig auf: ‚Man kann. Sie sehen es ja an mir.‘ – ‚Aber darf man?‘ war die zähe Gegenfrage... Und alle warteten gespannt. Aber diese Frage blieb in der glutheißen Wüste Afrikas stehen. Sie wurde nicht beantwortet. An diesem Tage nicht. Und nie mehr in Afrika – jedenfalls nicht von Leutnant Dreyer. Denn es gab Alarm.“

Diese Frage, die in der „glutheißen“ Sprachwüste Carells stehenblieb und seitdem dort auf Antwort wartet, weil es ja damals Alarm gab, wird von einem Leser aufgegriffen. „In Ihrem Bericht fand ich das Bild meines Veters, des Pastors Arnold Dreyer aus Hitzacker. Sein soldatischer Einsatz dürfte aus seinem Pflichtgefühl, das in seinem Glauben begründet lag, zu erklären sein. Denn unser christlicher Glaube möchte uns zu ganzen Männern, nicht aber zu Muckern machen.“ Wilhelm Nöh, Pfarrer, Heiligenfelde, Bez. Bremen. – Carell drückt sich um eine Antwort herum, sein Leser aber findet sie doch. Der erklärt kurzerhand jeden Kriegsgegner zum Mucker. Er verpaßt allen renitenten Amtsbrüdern auf diese bequeme Weise eine vertrauensvolle Rüge. Hier wird Hand in Hand gearbeitet. Was der

Autor nicht sagen möchte, läßt er seinen Leser ergänzen.

Eine Presse, die sich so gebärdet, ist vom Aussatz befallen. Sie überschminkt ihre Krankheit mit grellen Farben. Sie gibt sich verführerisch mondän, trägt aber doch nur schmutzige Wäsche. Ihre scharmanten Autoren spielen Zuhälter. Ihren Erfolg genießend, steigen sie in den

Pressequartieren der Konzerne ab und lassen sich von Industrie, Banken und Regierung freihalten.

47 Prozent der im westdeutschen Meinungstest befragten Leute besitzen kein Buch. 44 Prozent lesen keine Bücher. Aber 80 bis 90 Prozent sind auf diese Presse abonniert. Sie prägt das „geistige Gesicht“ des Babbitt in der Bundesrepublik.

Die Kopffäger von Gütersloh

Die Zeiten, da Jesus Christus die Wechsler und Wucherer aus Seines Vaters Haus warf, sind – wenn es sie je gegeben hat – längst vorüber. Ihnen und vor allem ihm zu Ehren etablierte vor hundertzwei- und zwanzig Jahren ein gewisser Carl Bertelsmann in dem westfälischen Städtchen Gütersloh einen Verlag für einschlägige Literatur mit intensiv pietistischem Anstrich. Herr Jesus, wäre er damals nach Gütersloh gekommen, hätte getrost in „Unseres Herrgotts Kanzeley“ einkehren dürfen, ohne befürchten zu müssen, daß er auf Kollegen jener Spezies Mensch stoßen würde, die er seinerzeit so unchristlich hart vor die Tür des Tempels gesetzt hatte. Die Geschäfte des frommen Bertelsmann waren nicht von der Art, die einen Bankier reizen konnte, sich an ihnen zu beteiligen. Sein Sohn Heinrich blieb auf dem Weg, der nach Meinung des Alten zum Heil führen sollte; und seinem Schwiegersohn Johannes Mohn gestattete er lediglich die Aufnahme von Schulbüchern ins Programm. Die vierte Generation wagte dann den Sprung hinüber zum Schöngestigen, das nach Maßgabe des anämischen Verlagskontos bei „Der Liebe Not“ anfang und sich einstweilen auf diesem Niveau hielt. („Wir lagen immer etwas über Courths-Mahler.“) Allein wohl fühlten sich die auf solche Weise fast der religiösen Sphäre Entwachsenen, ums Haar dem Teufel Verfallenen erst wieder, als der großdeutsche Messias, Hitler, inthronisiert ward und es galt, die Stimmen seiner Propheten Grimm und Ettighofer zu verbreiten. Nach Kriegs-

ende sagten sie sich von den als falsch erkannten Propheten los und erlangten daraufhin eine Lizenz für den Wiederbeginn ihrer Verlagstätigkeit.

Das Ereignis der neuen Ära wurde die Gründung des Bertelsmann-Leserings. Was es damit auf sich hat, untersuchte „Der Spiegel“, das westdeutsche Nachrichtenmagazin, dem wir das nachfolgend benutzte Material entnehmen.

Die Idee zu einer Buchgemeinschaft, die aus einer Zusammenarbeit zwischen Verlagen und Sortimentern ihren Nutzen ziehen sollte, war nicht auf dem Mist der Bertelsmanns gewachsen, aber sie witterten eine einmalige Chance, ihren chronischen Geldmangel endgültig zu beheben.

„Mit Tausenden von Vertretern und Hunderten von Werbewagen wurde ein beispielloser Werbefeldzug gestartet.“ Das Geschäft, das andere zu machen hofften, machte Reinhard Mohn, Nachfahre jenes Johannes, der als erster beinahe auf die schiefe Bahn geriet. Die Buchhändler, gelockt von Prämien, trieben ihm scharenweis die Abonnenten zu. Werber durcheilten das Land. Mit dem Schlachtruf „Wer lesen kann, liest Bertelsmann!“ stürzten sie sich auf ihre Opfer – Schüler, Lehrlinge, Arbeiter, Angestellte und kleine Beamten. Der Umsatz stieg. „Das Finden dieser Marktlücke und die angewandten Werbemethoden sind das eigentliche Geheimnis des Erfolges...“ Dieser Marktlücke? Die Beute der Kopffäger! Die angewandten Werbemethoden? „Werbung ist Werbung, und wir müssen darauf be-

dacht sein, recht viele Mitglieder von anderen Buchgemeinschaften abzuwerben, wobei wir sagen können, was wir wollen. Hauptsache ist, daß wir darauf achten, daß kein Zweiter zugegen ist, so daß wir daraus keinen Schaden haben können.“ Werbung ist Werbung. Ob sie nun mit Ausweisen und Fragebogen eines nirgendwo registrierten „Vereins zur Bekämpfung von Schmutz und Schund“ betrieben wurde, mit falschen Freilosen oder mit der Lüge, man komme vom Jugendamt: Werbung um jeden Preis, auch um den von neunhunderttausend Westmark, mit denen besonders talentierte „Vertreter“ durch die Lappen gingen.

Die gängigsten Titel? „Vom Winde verweht“ (800 000 Exemplare verkauft), „Der große Regen“, „Rebecca“ und die Sauerbruch-Memoiren mit je 500 000 verkauften Exemplaren. „Wir schnappen“, sagt Mohn, „den anderen Buchgemeinschaften die besten Titel weg. Es gibt natürlich auch Verlage, die nichts mit uns zu tun haben wollen, aber die meisten verkaufen uns (wenn ein Bestseller bereits den Höhepunkt der Konjunktur überschritten hat) ganz gern die Nachdruckrechte. Der S. Fischer Verlag hat uns sogar die Lizenz für den Felix Krull von Thomas Mann verkauft. Daran erkennt man doch unsere kulturpolitische Aufgabe.“ Und im Rahmen dieser kulturpolitischen Sendung, deren Segnungen – „christlich und treudeutsch“ – ohne Unterschied von „Lieschen Müller bis zum Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard“ reichen, tauchten denn hier und da unerlaubte Nachdrucke auf, fehlerhafte Lexika und Wettbewerbsprozesse ohne Zahl.

Anfang 1956, auf der schwindelnden Höhe seiner Karriere, geriet Reinhard Mohn aus der Balance. Daß er nicht stürzte, verdankt er der Einrichtung eines neuen Geschäftszweigs: Mohn handelte mit Menschen. Das Verfahren war nicht neu. Buchhändler, die in Geldschwierigkeiten steckten, wandten es seit langem an. Da Bertelsmann allen betriebsfremden Kundenfängern monatlich eine Mark pro

Kopf der angeworbenen Personen zahlt – auch Firmen, die, wenn schon mit Büchern, so höchstens mit Scheckbüchern zu tun haben –, „stellt jeder Abonnementsvertrag, den ein Leseringmitglied unterschreibt, ein von Interessenten sehr geschätztes Wertpapier dar“. Besitzer solcher Wertpapiere brauchen diese also nur zu verkaufen, um sofort Bargeld in die Hand zu kriegen. Mit dem Schein aber wechselt der Mensch, dessen Name darauf steht, seinen Besitzer. Und durch Überlassung von Tausenden solcher Scheine an finanzkräftige Unternehmer sanierte Mohn seinen Laden derart, daß er heute dazu übergehen kann, einen Schallplattenring aufzuziehen und eine Abteilung „Heim und Buch“, die den Bundesbürger mit Anbaumöbeln, gerahmten Farbdrucken, Leselampen und Phonoschränken versorgt. Ein Steuersachverständiger aus dem Bonner Finanzministerium und ein Finanzmann aus der Schwerindustrie wachen über das Ganze.

Und wenn Herr Jesus jetzt nach Gütersloh käme, würde vielleicht ein würdiger Patron in Schwarz den hohen Gast vor eine Tür im Hause Bertelsmann führen, an der ein Schild prangt: „Rufer Verlag“. Er würde die Tür öffnen, und Herr Jesus würde eintreten und, umgeben von Katechismen und Traktätchen, so angeheimelt sein wie einst beim alten Carl. Und ein freundlicher Theolog wird ihm sagen, daß hier zu Wechsel und Wucher keine Gelegenheit sei, daß man vielmehr mit einem Verlust von jährlich zweihunderttausend bis dreihunderttausend Mark arbeite. Denn: „Wir sind der alte christliche Verlag.“ C. H.

Rechts schwenkt – marsch!

„Mit den politisch linksgerichteten Parteien zu sympathisieren, ist ein charakterliches Erbübel sehr vieler deutscher Intellektueller.“ Das steht in einem Kommentar der „Deutschen Tagespost“, Würzburg, der sich bemüht, Leonhard Frank und Ernst Rowohlt zu verunglimpfen.

Leonhard Frank, weil er den Weltjugendfestspielen in Moskau ein Grußtelegramm gesandt – Ernst Rowohlt, weil er einige Ost-West-Buchausgaben angekündigt hat. Beides kann natürlich nicht geduldet werden.

Da Leonhard Frank, obwohl er aus Würzburg stammt, keine CDU-Propaganda macht, ist laut Tagespost „sein schriftstellerisches Oeuvre recht unbedeutend“. Selbstverständlich: „Die Räuberbande“, „Das Ochsenfurter Männerquartett“, „Die Jünger Jesu“ – das sind zwar weltbekannte Bücher, aber in Würzburg kennt man sie nicht, da sie in und um Würzburg angesiedelt sind. „Der Mensch ist gut“ ist gleicherweise Geschichte wie Literaturgeschichte geworden als eindrucksvolles dichterisches Manifest gegen den Krieg. Aber an solche Dinge erinnert man sich nicht gern in diesen Kreisen. Und den Roman „Links wo das Herz ist“ dürfen die Herren von der „Deutschen Tagespost“ schon wegen des Titels nicht lesen, den sie darum auch falsch zitieren.

Die Ost-West-Buchausgaben, die Ernst Rowohlt angekündigt hat und die von den Professoren Ernesto Grassi, Hamburg, und Hans Mayer, Leipzig, herausgegeben werden sollen, passen den Herrschaften ganz und gar nicht ins Konzept, da, wie sie wieder einmal behaupten, in der DDR „weder eine Literatur noch eine nennenswerte Wissenschaft existiert“. Aber wenn nun in der Deutschen Demokratischen Republik Literatur und Wissenschaft dennoch existieren und der bundesdeutsche Leser bekommt sie zu Gesicht? Wie peinlich!

Veit und die Abstrakten

In Westdeutschland wird in einigen Monaten ein Film laufen (wenn nichts dagegen geschieht), dessen Handlungsfaden wie folgt aussehen soll: Bankdirektors Stolz und Hoffnung, ein angehender und – wie sich gleich zeigen wird – etwas angegangener Oberprimaner, schwärmt für abstrakte Kunst und mehr noch für abstrakte Künstler. Der Bengel ist homo-

sexuell. Sein Verführer, ein Kunstsachverständiger von Rang und Namen, bekommt es auf Betreiben des alten Herrn mit der „Sitte“ zu tun, derweil die einfallsreiche Mutter des abwegigen Knaben laut Drehbuch das erblühte Hausmädchen (Kristina Söderbaum?) für eine pikante Entleerungsszene engagiert. Auf diese Weise soll der lose Bengel in den Garten Eden zurückgelockt werden.

Wieviel kinofreudiges Volk mit dieser Hintertreppensstory hinter dem Ofen hergelockt werden kann, bleibe dahingestellt. Interessant ist nur, daß dieser Zelluloidhaufen von Veit Harlan gemacht wird. Es gibt eben doch Schuster, die bei ihrem Leisten geblieben sind: Harlan arbeitet in Prostitution – wie gehabt –, nur daß es Anno nazimal die politische Prostitution gewesen ist.

Rutschfest

Die Kulturseite des „Rheinischen Merkur“ gab kürzlich Ratschläge für Autobesitzer, die sicher fahren wollen – „Rutschfest wie noch nie (kauft DUNLOP-Reifen!)“ –, und für Dichter, die sicher gehen wollen.

Ein Rezensent, Curt Hohoff, wählt als Exempel Heinrich Böll und verrät gelegentlich seiner Besprechung des „Irishen Tagebuchs“ kleine unpolitische Kniffe für den politischen Aufstieg. Zuerst müsse die „Verwechslung der Wirklichkeit mit der dichterischen Realität“ verschwinden. Das eben sei der Ursprung zu „ideologischem Gips“, der „Bölls frühere Bücher oft trübte und ärgerlich machte“: „Der Zusammenbruch war der Wurzelgrund seiner Erlebnisse, und in alle Geschichten ging etwas Mürrisches ein, Zorn auf das Militär, arme Leute gegen reiche Leute, Verachtung für die Veräußerlichung und dann ein kaum verhehlter Ärger, daß das deutsche Wunder nur zu oft beschränkt blieb aufs Ökonomische. Ehrenwerte Gründe allesamt, aber vorgetragen mit einer Erbitterung, welche das schriftstellerische Werk zur Anklage macht. Böll drohte ein engagierter Autor zu werden.“

Summa summarum: es rieche in Bölls Büchern zu penetrant „nach Waschküche und billigem Tabak“.

Wer aber als „Phönix aus der Asche“ steigen und beim „Rheinischen Merkur“ zu Ansehen kommen will, der braucht anderes Parfüm: „Es wäre gut, wenn der Autor den Kopf oben behielte, sich nicht mehr an der Politik riebe und Menschen nicht mehr als Automaten für etwas oder von etwas ansähe, sondern als ursprüngliche Wesen. Als solche können sie klug oder dumm, angenehm oder widerwärtig sein.“ Oder – im Falle Hohoff – dumm und widerwärtig.

Literatur für geistig Minderjährige

Ein Pariser Verlag, der sich wiederholt erfolgreich um die finanzielle Karriere minderjähriger Damen bemüht hat (vor drei Jahren um die der achtzehnjährigen Françoise Sagan, im vergangenen Jahr um die der achtjährigen Minou Drouet), hat seinen ebenso unersättlichen wie bornierten Leserkreis vor kurzem mit einem neuen Schlager befriedigt. Es ist dies der Roman einer neunzigprozentigen Analphabetin, der siebzehnjährigen Ziegenhirtin Grimault. Das Mädchen hat ihr Opus dem Dorfbriefträger diktiert.

Die Handlung läßt sich etwa folgendermaßen umreißen: Auf einem verkommenen bäurischen Anwesen leben der soeben aus einer Nervenheilanstalt entlassene Besitzer und dessen drei Freunde – zwei ausgerückte Irrenhändler und ein geisteskranker ehemaliger Clown (daher der Titel des Buches „Schöner Clown“). Auf daß der Verschlag voll werde, läßt die Autorin eines Tages drei amerikanische Negersoldaten vorfahren und sich ebenfalls in dem Hause einquartieren. Das Tohuwabohu ist perfekt, die Soldaten machen den Frauen des Hofes den Hof, in den Betten geht's drunter und drüber, und dazwischen mimen die Verrückten – bis schließlich der schöne Clown in einem Anfall von Gerechtigkeit Lunte

an das Sündenbabel legt und alles niederbrennt. Gerechtigkeit muß sein.

Ein Unglück kommt selten allein. Die literarische Hirtin geht – wie verlautet – abermals mit einem Stoff schwanger. Als Hebamme hat sich wieder der wackere Briefträger angemeldet. Die Handlung des neuen, geplanten Werkes: Eine junge Magd tötet versehentlich ihr uneheliches Kind, dessen Leiche von den Schweinen aufgefressen wird.

Rösselsprung

In der westdeutschen Literaturzeitschrift „Akzente“ lesen wir aus der Feder von Walter Höllerer:

„Loerke und Benn haben, so sehr die grundsätzlichen Verschiedenheiten auffallen mögen, in ihren Gedichten manches einander Verwandte. Die Augenblicke der ‚Klarheit‘ und der ‚Enthebung‘ (Loerke) oder des ‚Schubs‘, der ‚Wallung‘ (Benn) sind eng benachbart, wenn sie auch aus anderen Voraussetzungen erwachsen; das zeigt die Gestalt zahlreicher Verse.

*Ans Meer mit ihrer Wäsche fährt
Nausikaa –*

diese Verse Loerkes treffen einen ähnlichen zusammenraffenden, durchbrechenden und überfliegenden Moment wie Benns Vers

Erschütterer –: Anemone.“

Die NDL-Anekdote

Als man im Jahre 1826 Goethes 77. Geburtstag feierte, brachte die „Vossische Zeitung“ einen Bericht über die Festveranstaltungen. Der preußische König Friedrich Wilhelm III. erließ darauf eine höchst ungnädige Kabinettsorder, die sich darüber entrüstete, daß der Bericht „mit einem ganz unangemessenen Wortgepränge“ und „mit einer Ausführlichkeit“ abgefaßt sei, die „nicht ausgedehnter sein könnte, wenn die Krönungsfeierlichkeiten eines Monarchen angezeigt“ würden. Weshalb er dem Zensor die Anweisung erteilte, „derartiges in Zukunft zu unterbinden“.

A. T.

Um zwei Hoffnungen ärmer

Kurz vor dem Tode Louis Fürnbergs starb in Dresden im Alter von 56 Jahren der Schriftsteller Rudolf Fischer. Jetzt erreicht uns die Nachricht, daß am 7. Juli der in der Bundesrepublik lebende Schriftsteller Hans W. Pump, nur wenig über 40 Jahre alt, einem Herzschlag erlegen ist. Wir sind um zwei Hoffnungen ärmer.

Beide Autoren sind verhältnismäßig spät zur Literatur gekommen. Beide, so verschieden ihr Entwicklungsweg und ihre Lebensumstände waren, so verschieden vielleicht auch ihre politischen Auffassungen gewesen sein mögen, waren der realistischen Schreibweise verpflichtet und entwickelten in dieser ihre besondere künstlerische Eigenart: der eine naiv und vom Enthusiasmus des Erlebens her, der andere in kühl-intellektuellem Verantwortungsbewußtsein gegenüber der künstlerischen Aussage.

Rudolf Fischer kannten wir persönlich, den kleinen, trotz seiner schleichenden Krankheit höchst agilen Menschen, der ständig mit seinen Figuren spazierenging, darüber aber nicht vergaß, nach dem Honorar zu forschen; er brauchte es, weil schon ein neues Buch in ihm rumorte, das unbedingt geschrieben sein wollte. Er war lange Zeit Briefträger gewesen, hat Briefe ausgetragen – und Menschen, Geschichten, Erfahrungen gesammelt. Aber erst in unserem Staate war es ihm vergönnt, zu schreiben. Sein erster Roman, heftig umstritten, brachte ihm den Heinrich-Mann-Preis. Stärken und Schwächen dieses Romans hatten ihre gleiche Ursache in der unbändigen Menschenliebe des Autors; da es ihm nicht vergönnt war, die Katastrophe im Zwickauer Martin-Hoop-Schacht zu verhindern, wollte er wenigstens die Überlebenden glücklich sehen, und so hat er denn sein vielkritisirtes Happy-End geschmiedet. Das mag ironisch und abwertend klingen, ist aber nicht so gemeint: So war Rudolf Fischer, und er hatte in sich das künstlerische Vermögen, die Wirklichkeit, wo er sie ge-

staltete, auch verändern zu helfen. Ihm war sozialistischer Realismus, jenseits aller theoretischen Auseinandersetzungen, von denen er wohl nicht viel gehalten hat, menschliches und künstlerisches Bedürfnis.

Von ganz anderer Art war Hans W. Pump. Wir kennen ihn persönlich nicht, wir wissen nur, daß er Verwalter eines Bunkerhotels war und einen neuen Roman – seinen dritten, der wohl unvollendet geblieben ist – in diesem Milieu ansiedeln wollte. Seine Romane und Erzählungen, von ungemein psychologischer Dichte, wobei die Psychologie fast immer auch auf das Gesellschaftliche gerichtet ist, sind analysierend in der Gestaltung der geistigen und seelischen Landschaft. Er arbeitet mit Aussparungen und Andeutungen. Das Bild des Menschen, des Individuums, in einer Welt der Abwertung vieler Werte wird sichtbar, seine Beziehung zur Gesellschaft und deren Ordnung wird als Frage unüberhörbar gestellt.

Wir wollen hier zwei so verschiedene Schriftsteller nicht mechanisch vergleichen oder gegeneinander abwägen. So geringen Umfang beider Werk haben mag: jeder hat auf seine Weise einen Beitrag zur neuen deutschen Literatur geleistet, der nicht zu übersehen ist. G. D.

Nochmals: „Das goldene Zelt“

In Heft 2/1957 brachten wir unter der Überschrift „Für unsere Kleinen“ eine Notiz von Karl Reichert, die den im Verlag Kultur und Fortschritt erschienenen Auswahlband kasachischer Märchen und Volksepen in bestimmter Richtung abwerten mußte. Wir konnten uns davon überzeugen, daß die – künstlerisch übrigens vorzügliche – Ausstattung das Buch nicht unbedingt als Kinderbuch erscheinen lassen muß, so naheliegend der Irrtum Karl Reicherts auch sein mag. Auch die bei aller Einfachheit der Erzählweise gehobene sprachliche Diktion der Nach-

dichtungen läßt erkennen, daß es sich um ein Buch für Erwachsene handelt. Um ein Buch übrigens, das wir unseren Lesern empfehlen möchten*. Es wurde als eines der schönsten Bücher des Jahres 1956 ausgezeichnet, und es enthält Perlen der kasachischen Volksepik.

In Kasachstan ist das Buch – nach den Worten von Muchtar Auesow – „mit dem Gefühl größter Dankbarkeit“ aufgenommen worden. In der Zeitung „Kasachische Literatur“ schreibt die Kritikerin A. Nikolskaja am Ende ihrer ausführlichen Rezension: „Das kasachische Volk . . . begrüßt dieses Buch mit größter Genugtuung und Freude als den Beginn eines echten Austauschs von Kulturgütern zwischen zwei befreundeten friedliebenden Völkern. Kasachstan wird sich bemühen, als Antwort auf dieses Buch die Perlen der deutschen Volkspoesie in einer eben solchen künstlerischen Übersetzung ins Kasachische zu übertragen.“

Wie uns der Verlag noch mitteilt, wird der sowjetische Germanist Professor Schirmunski über die deutsche Übertragung der Epen und Märchen in der Leningrader Zeitschrift der Akademie der Wissenschaften referieren.

Der Dichter im Programmheft

Vor uns liegt das Programmheft des Landestheaters Halle zu „Fuhrmann Henschel“. Wir lesen die ersten Sätze, einer darin veröffentlichten Darstellung: „Gerhart Hauptmann ist Dramatiker und bedeutendster Vertreter des deutschen Naturalismus. Er wurde als Kind eines wohlhabenden Bauern in Schlesien geboren.“

Diese summarische Einschätzung Hauptmanns ist bestenfalls eines Unterprimaners würdig. Schon in seinem ersten Werk hatte der Dichter, wie bereits Fontane festge-

stellt, die Grenzen des Naturalismus gesprengt. Unabhängig von den zahlreichen literarischen Strömungen, die Hauptmann beeinflussten, kann man nicht umhin, ihn *summa summarum* – wenn es schon sein muß – als realistischen Dichter zu bezeichnen. Und endlich ist es gerade für den „Fuhrmann Henschel“ wichtig, daß der Vater, Robert Hauptmann, nicht Bauer, sondern Gastwirt und Besitzer des Hotels „Zur Krone“ in Obersalzbrunn war, und daß dieses Haus wegen finanzieller Schwierigkeiten versteigert werden mußte. Dort lernte der Dichter die Welt seines Stückes und das Vorbild des Henschel kennen, den Fuhrmann Krause.

Nachdem der Schreiber festgestellt hat, daß Hauptmann mit dem „Florian Geyer“ seine „Unfähigkeit, das geschichtliche Recht des aufständischen Volkes und die Tragödie seiner Niederlage zu gestalten, bewiesen hatte“, muß er zu seinem Ärger bemerken, daß „weder die Große Sozialistische Oktoberrevolution noch die revolutionären Ereignisse in Deutschland“ einen „vollwertigen künstlerischen Widerhall“ bei ihm fanden. Da bleibt nur noch übrig, die „völlige Verflachung seines Schaffens“ zu konstatieren und den Schluß zu ziehen, sein Werdegang bewiese überzeugend, „daß ohne Verbundenheit mit dem Leben des Volkes, mit den Ideen der Demokratie und des Sozialismus das Zustandekommen einer großen Kunst nicht möglich und der künstlerische Verfall unvermeidlich ist“.

Der verblüffte Leser jenes Elaborats wundert sich, daß unter diesen Umständen der „Fuhrmann Henschel“ überhaupt gespielt wird.

In der Kurzbiographie werden „Hannelles Himmelfahrt“ und „Die versunkene Glocke“ ebenso unterschlagen wie „Magnus Garbe“, „Herbert Engelmann“ und zwei Teile der Atridentetralogie. Das epische Schaffen wird für unwichtig gehalten; denn es fehlen sogar einige der Hauptwerke, zum Beispiel „Der Narr in Christo Emanuel Quint“, „Der Ketzler von Soana“ und die Autobiographie „Das

* „Das goldene Zelt“, Kasachische Volksepen und Märchen, aufgezeichnet von Béla Balász, nacherzählt und herausgegeben von Erich Müller, Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin.

Abenteuer meiner Jugend" – ganz zu schweigen von dem Eulenspiegel-Epos etwa oder der Terzinendichtung „Der große Traum“. Die für Hauptmann entscheidende Griechenlandreise von 1907 und ihr Niederschlag, „Griechischer Frühling“, sind ebenfalls vergessen. Und mit Lyrik hat sich Hauptmann, nach der Bibliographie zu urteilen, gar nicht erst abgegeben.

Heinz-Dieter Tschörtner

Unbekanntes von Lichtenberg

Die Werke, die zu schreiben einem Autor Freude macht, sind seine besten – so wie die schönsten Kinder meist die Kinder der Liebe sind.

Der große Schriftsteller bleibt immer der größte Mensch. Er ist derjenige, der seine Wirkungen am weitesten verbreiten kann. Die anderen Künste sind sinnlicher.

aber wieviel tausendmal engere Schranken haben sie! Er hat Verstand *und* Empfindung mitzuteilen; die anderen Künstler bloß Empfindung. Und alles, was der Mensch bloß empfinden kann, hat er mit dem Tier gemein. Dies ist auch immer stillschweigend anerkannt worden. Denn Homer ist immer größer geblieben als der, der den Vatikanischen Apollo gemacht hat. Man fühlt es, daß der Mensch mehr bei ihm hat.

Sagt, ist noch ein Land außer Deutschland, wo man die Nase eher rümpfen lernt als putzen?

Eine Republik zu bauen aus den Materialien einer niedergerissenen Monarchie ist freilich ein schweres Problem. Es geht nicht, ohne daß erst jeder Stein anders gehauen ist, und dazu gehört Zeit.

Mitgeteilt von F. F.

Nachwort zur Stifter-Diskussion

Vom Setzerlehrling Fritz ohne Wissen, ja gegen den Willen der Redaktion eingeschmuggelter Diskussionsbeitrag.

*War Stifter Realist? Janein!
Verbreitet es vom Nordkap zum Benares!
Gelungen ist – wie kann es anders sein! –
die Spaltung eines akadem'schen Haares.*

*Was Goethe völlig richtig schon erklärte:
„Das, was man weiß, kann man nicht brauchen“,
ergänzt Professor Schulze, der verehrte:
„Wer Großes will, muß sich zusammenstauchen!“*

*So hinter dem Zitaterich versteckt
seh ich den Dichter, wie ihn keiner sah.
Wie ihr's auch dreht, wie ihr euch immer neckt:
War Stifter Realist? Neinja!*

G. D.

Deutsche Literatur in Japan

Zum ersten Male lernten die Japaner die deutsche Literatur um 1870 durch die Übertragung von Goethes „Reineke Fuchs“ und Schillers „Wilhelm Tell“ kennen. Andere Werke deutscher Dichter konnten zunächst lange Zeit keinen großen Leserkreis finden, weil sie entweder nur mangelhaft übersetzt greifbar waren oder aber – besonders Lyrik – überhaupt keinen adäquaten japanischen Nachdichter finden konnten.

1889 gab ein Dichterbund namens „Shin-sei Sha“ (Bund der Neuen Stimme), dessen Haupt der Schriftsteller Ogai Mori war, eine Gedichtsammlung heraus, in der unter anderen auch Goethe, Heine, Lenau und Körner vertreten sind. Ihr folgten, als erste geschlossene Ausgaben deutscher Lyrik, 1901 Heines und 1905 Goethes Gedichte. Die Nachdichtung von Goethes „Faust“, 1905 erschienen, ist dann gleich eine der bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Übersetzungsliteratur in Japan. Allerdings hatte der „Faust“ auf uns Japaner mehr seines philosophischen als seines literarischen Gehalts wegen nachhaltige Wirkung; er hat auf unsere Intellektuellen großen Einfluß ausgeübt.

Ebenfalls von Bedeutung für die japanische Literatur war eine 1892 von Ogai Mori veröffentlichte Novellensammlung, die Kleists „Erdbeben von Chile“ und E. T. A. Hoffmanns „Fräulein von Scudéry“ enthält. Moris Übertragungen zeichnen sich durch eine hohe literarische Qualität aus.

Aus den zwanziger Jahren sei vor allem die leider nicht zu Ende geführte Übersetzung aller lyrischen Werke Heines von Shungetsu Ikuta erwähnt. Es ist das große Verdienst Ikutas, daß er zum erstenmal dem japanischen Leser Heine als gesellschaftskritischen Dichter vorgestellt hat und sich dabei der typisch Heineschen, volkstonhaften Redeweise bediente.

In den Jahren zwischen 1926 und 1945 erschien eine nahezu vollständige Ausgabe von Lenaus Gedichten, der jedoch leider wenig Beachtung geschenkt wurde. Die Japaner finden zu den Werken eines so schwermütigen Dichters wie Lenau offenbar nur schwer Zugang. Ganz im Gegensatz dazu haben die im gleichen Jahre erschienenen Ausgewählten Gedichte Rilkes großen Widerhall gefunden und auf die japanische Literatur Einfluß ausgeübt. In den Werken unserer Dichter Tatsuo Hori und Michizo Tachihara beispielsweise ist deutlich das Vorbild Rilke zu erkennen. Auch Hölderlins Werke wurden übersetzt, hatten jedoch das gleiche Schicksal wie die Lenaus. Die Übertragung von Schillers Gedichten begann 1941. Aber das japanische Publikum liebt Schillers Lyrik nicht so sehr wie die Goethes und Heines; Schillers Pathos ist uns Japanern fremd. Auch Eichendorffs Gedichte fanden fast keinen Anklang.

Seit den zwanziger Jahren wurden Hoffmann, Storm, Keller, Meyer, die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts wie auch die moderneren, zum Beispiel Thomas Mann, Hermann Hesse, Hans Carossa und Franz Kafka, übertragen. Viele Werke fanden einen großen Leserkreis. Wieweit aber haben sie dazu beigetragen, die japanische Literatur zu fördern? Bei den Werken einiger Schriftsteller könnte man zwar eine Verwandtschaft mit dem deutschen Bildungsroman vermuten, aber von einem unmittelbaren Einfluß kann man nicht sprechen. Hesse fand – vor allem während der faschistischen Zeit – bei der Jugend starke Anteilnahme. (Nebenbei sei darauf hingewiesen, daß einige seiner Aufsätze, zum Beispiel „Krieg und Frieden“, „O Freunde, nicht diese Töne!“, durch die kaiserliche japanische Regierung verboten waren.) Thomas Manns Prosa wird vor allem von unseren Intellektuellen sehr verehrt. Von den Werken Heinrich Manns

wurde bisher nur „Professor Unrat“ übertragen.

Anfang der dreißiger Jahre, während der ersten Blütezeit der japanischen proletarischen Literatur, wurden „Maschinenfabrik N & K“ von Willi Bredel, „Der Bankier reitet über das Schlachtfeld“ von Johannes R. Becher, „Krieg und Nachkrieg“ von Ludwig Renn und andere fortschrittlich-proletarische Werke übertragen, konnten aber, vielleicht der künstlerisch nicht geglückten Übersetzung wegen, vom japanischen Volk noch nicht hinreichend verstanden werden.

Bald nachdem sich die imperialistische japanische Regierung mit Nazideutschland liiert hatte, wurden selbstverständlich auch die Produkte der faschistischen deutschen Schriftsteller als „neue echte deutsche Dichtungen“ in Japan eingeführt. Hans Grimms „Volk ohne Raum“, Hanns Johsts „Schlageter“ und viele andere Bücher dieser Art tauchten auf. Wie auch in Hitlerdeutschland wurden antifaschistische und jüdische Schriftsteller verpönt und deren Werke verbrannt und verboten.

Nach dem zweiten Weltkrieg erhob sich bei den Japanern das Verlangen nach fortschrittlicher Literatur. Heines „Atta Troll“ und „Deutschland – Ein Wintermärchen“ sowie Freiligraths Gedichte wurden neu übertragen. Es folgten bedeutende Werke der zeitgenössischen humanistischen Schriftsteller, wie Anna Seghers' Romane „Die Toten bleiben jung“ und „Das siebte Kreuz“, Friedrich Wolfs „Zwei an der Grenze“ und „Mene-tekel“, Stephan Hermlins „Die erste Reihe“, Günther Weisenborns „Der lautlose Aufstand“ und „Memorial“, Thomas Manns „Lotte in Weimar“, „Der Erwählte“, „Doktor Faustus“ und „Die Betrogene“, Hermann Hesses „Das Glasperlenspiel“ und Wolfgang Borcherts Gesammelte Werke.

Einige dieser Bücher, zum Beispiel „Die Toten bleiben jung“, fanden große Anerkennung.

Auch eine Anzahl deutscher Dramen wurden ins Japanische übersetzt, unter

anderem Stücke von Gerhart Hauptmann, Arthur Schnitzler, Georg Kaiser, Ernst Toller und Bertolt Brecht. Hauptmann und einige Expressionisten waren für die Entwicklung unseres modernen Schauspiels richtungweisend. Im Jahre 1936, am Vorabend des deutsch-japanischen Antikominternpakts, wurde in Japan Friedrich Wolfs „Professor Mamlock“ aufgeführt. Von den Stücken, die nach dem zweiten Weltkrieg in Japan auf die Bretter kamen, seien hier genannt: Schillers „Kabale und Liebe“, Kleists „Der zerbrochene Krug“, Brechts „Furcht und Elend des Dritten Reiches“, „Mutter Courage“, „Die Gewehre der Frau Carrar“ und Lenz-Brechts „Hofmeister“, Wolfs „Bürgermeisterin Anna“, „Wie Tiere des Waldes“ und Borcherts „Draußen vor der Tür“.

Die politische Spaltung Deutschlands hat natürlich auch ihre Auswirkungen auf den kulturellen Austausch. Es sind vor allem westdeutsche Gegenwartsautoren, deren Bücher wir hier zu lesen bekommen. Um einen vollständigen Überblick zu erhalten, sollte man allerdings nicht Ost und West gegenüberstellen, sondern vielmehr zwischen militaristischer und antimilitaristischer Literatur unterscheiden. Man sollte prüfen, welche Kunstwerke am ehesten dazu in der Lage sind, uns bei unserem Widerstand gegen stark anwachsende imperialistische Zersetzungstendenzen Hilfe zu leisten. Man sollte fragen, welche Werke dem Wohl auch unseres Volkes und dem Frieden dienen.

Eine germanistische Zeitschrift aus Tokio

Die japanische Gesellschaft für Germanistik an der Universität Tokio gibt unter dem Titel „Doitsu Bungaku“ (Die deutsche Literatur) seit geraumer Zeit eine Halbjahresschrift heraus; alle zwei Jahre werden die aufschlußreichsten Arbeiten dieser Zeitschrift in einem Sammelband zusammengefaßt und in deutscher Sprache veröffentlicht. Jetzt liegt das zweite dieser Hefte vor, das unter anderem Arbeiten zu

folgenden Themen enthält: Das Problem der beiden Wetten in Goethes „Faust“, Goethes Musikerlebnis in Italien, Die Entwicklung der Naturanschauung und die lyrischen Jugendgedichte Friedrich Hebbels, Über die Rolle des Publikums in der Literatur, Rilke und Asien, Die Ironie im Leben und Schaffen Thomas Manns. Weiterhin finden wir Aufsätze über Arthur Schnitzlers Novellistik, den deutschen Bildungsroman und Hermann Hesses Gaienhofener Jahre. Die Publikationen stammen ausnahmslos von japanischen Gelehrten.

Am Schluß dieser Broschüre gibt eine Bibliographie Auskunft über den Umfang

der im Jahre 1956 in Japan veröffentlichten germanistischen Arbeiten und über japanische Buchausgaben deutscher Autoren. Neben einer erstaunlichen Vielzahl von Namen und Titeln werden hier auch Gert Ledigs „Stalinorgel“, Weisenborns „Lautloser Aufstand“, Friedrich Wolfs „Rat der Götter“, Erzählungen von Carl Zuckmayer und Aufsätze von Thomas Mann genannt; ferner sind Untersuchungen zu den „Dramatischen Theorien Brechts“, Essays über Hauptmanns „Weber“, Hölderlins „Friedensfeier“ sowie über Georg Weerth und die proletarische Dichtung, über Anna Seghers, Heine, Hebbel, Goethe und Schiller verzeichnet.

O diese Sprache!

In corpore

In Jan Petersens Novelle „Fahrt nach Paris“ findet man folgende, nicht alltägliche Beobachtung verzeichnet: „Meine Tagträume, auf dem Feldbett der Gefängniszelle liegend, zerrissen jäh.“ Das ist Öl auf die Tranfunzel der Spiritisten und Traumdeuter, beweist die Stelle doch, daß einer unserer fähigsten Schriftsteller Träume, diese unfaßbaren Vorgänge im Unterbewußtsein, sogar hat auf dem Bett liegen sehen. Schade nur, daß sie jäh zerrissen sind, wir hätten sie so gerne beachtigt.

H. R.

Menschenhandel

Die Firma Premnitz-Perlon empfahl kürzlich eine Ware, die „Gebrauchsteppich und Luxusteppich in einer Person“ sei. Es ist kaum anzunehmen, daß mit diesem Werbetext Käufer geworben wurden, denn wer einen Teppich braucht, will einen Teppich und keine Person, die Eigenschaften eines Teppichs hat, aber sonst, zumindest wohl im Schlafzimmer, stören würde. Da ist es wohl besser, man sieht sich nach einem Perlongewebe um, das „Gebrauchsteppich und Luxusteppich in einem“ ist.

Unkollegial

Radio DDR demonstrierte in seiner Sendung „Zehn Minuten Sprachpflege“, wie man dem Verbum „stattfinden“ zu Leibe rücken könne. An Stelle von: „Auf der Prager Burg fand die Begegnung der Staatsmänner statt“ solle man besser sagen: „Auf der Prager Burg trafen sich die Staatsmänner.“ Soweit gut, wenn auch streng.

Ein sinnreicher Praktiker aber von derselben Rundfunkstation fiel seinem theoretischen Kollegen fünf Minuten später in den Rücken, indem er als Kulturnachrichtensprecher diesen Satz passieren ließ: „In einem Festakt am Dienstag *erfolgte* die Auszeichnung der 24 Verdienten Lehrer des Volkes.“

Fußballakrobaten

Einen Augenblick lang könnte man an der herkömmlichen Vorstellung vom Fußballspiel irre werden, wenn man als Überschrift eines Spielberichts liest: „Klarer 4 : 1-Sieg Westdeutschlands im Länderspiel über Belgien.“ Tummeln sich die Fußballspieler etwa neuerdings in der Luft? Gibt es in Belgien keine Fußball-

plätze zu ebener Erde? Und wo bringt man dortzulande die Zuschauer unter?

Im Text des Berichts liest man dann allerdings, die westdeutsche Mannschaft sei Gastgeber gewesen, und schließt daraus, daß der Kampf doch nicht im belgischen Luftraum stattfand, sondern, wie schon immer üblich, auf einem normalen Fußballplatz, und zwar in Westdeutschland. Wurde also der 4 : 1-Sieg vielleicht im *Länderspiel gegen Belgien* errungen? Anders wäre es wohl auch von Spielern wie Zuschauern zuviel verlangt gewesen.

Zumutung

Der Partizipsatz hat es in sich. Die Regel schreibt vor, daß er auf das Subjekt des übergeordneten Satzes zu beziehen ist; sie gestattet aber auch, ihn bei ganz klarem Sachverhalt mit anderen Satzteilen zu verbinden. Niemand würde also an einem solchen Satz Anstoß nehmen: „Viele kuriose Dinge, gemischt mit

Musik, hören Sie in unserem bunten Bilderbogen.“

Eine kleine Verschiebung aber, wie sie sich „Unser Rundfunk“ erlaubte, kann schaden: „Viele kuriose Dinge hören Sie, gemischt mit Musik, in unserem bunten Bilderbogen.“ Gut gemeint zwar, aber wer möchte, um unterhalten zu sein, mit Musik gemischt werden? *Kwk*

Mit Reißverschluß

Das HO-Kaufhaus in Oelsnitz (Vogtland) kündigte neulich durch Anschlag am Haupteingang an: „Anoraks für Kinder mit Reißverschluß eingetroffen.“

Die Nachfrage war rege. Es ist also anzunehmen, daß es dortzulande eine gewisse Zahl von Kindern mit Reißverschluß gibt. Schade, daß diese praktische Erfindung bisher aufs Vogtland beschränkt geblieben ist. Erwachsene mit Reißverschluß wären auch nicht schlecht.

Zu unseren Beiträgen

Hans Georg (Walter Sobota) ist Kulturredakteur der in Prag erscheinenden deutschen Zeitung „Aufbau und Frieden“.

Dieter Schlenstedt lebt in Berlin.

„Weiskopf der Mittler“ von Hans Mayer ist ein Beitrag aus einem Weiskopf-Gedenkalmanach, den der Aufbau-Verlag vorbereitet. Am 14. September jährt sich der Todestag F. C. Weiskopfs zum zweiten Male.

Die Arbeit „Gespräch mit Mao Tse-tung“ übergab uns Günther Weisenborn kürzlich bei seinem Besuch in Berlin.

Photo (Leonhard Frank): Ittenbach, Berlin.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Bertolt Brecht: Stücke, Band VI und VII,
Aufbau-Verlag je DM 9,-

Lion Feuchtwanger: PEP, J. L. Wetchecks
amerikanisches Liederbuch, Aufbau-Verlag,
88 S. DM 5,70

Leonhard Frank: Gesammelte Werke in
sechs Bänden, Aufbau-Verlag, etwa 3000
S. DM 57,-

Hans J. Rebfisch: Die Hexen von Paris,
Roman, Verlag Rütten & Loening, etwa
640 S. etwa DM 10,50

Wolfgang Jobo: Die Wendemarke, Ro-
man, Aufbau-Verlag, etwa 368 S. DM 7,80

August von Platen: Dichtungen, Hrsg.
von Günther Voigt, Verlag Rütten & Lo-
ening, etwa 300 S. etwa DM 9,30

Vasco Pratolini: Schwarze Schatten, Ro-
man. Aus dem Ital. von Werner Jakob,
Buerkle, Verlag Volk und Welt, etwa
288 S. etwa DM 5,80

Louis Aragon: Die Kommunisten, Roman,
4. Band, Aus dem Franz., Dietz Verlag,
335 S. DM 7,-

Howard Fast: Das Abendmahl und an-
dere Geschichten von gestern und heute,
Aus dem Amerik. von Karl Schodder,
Dietz Verlag, 201 S. DM 5,40

Literaturwissenschaft

Erläuterungen zur deutschen Literatur.
Aufklärung. Bearb. vom Kollektiv für
Literaturgeschichte, Verlag Volk und Wis-
sen, etwa 688 S. etwa DM 15,30

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Zum Spätwerk Alfred Döblins, von Ri-
chard Christ. „Aufbau“ H. 6. 57/S. 618

Das Briefwerk Hermann Hesses, von
Hans-Heinrich Reuter. „Aufbau“ H. 7. 57/
S. 30

Hermann Hesse und die Musik, von
Klaus-Martin Pleßke. „Aufbau“ H. 7. 57/
S. 60

*Politik, Literaturwissenschaft und die Po-
sition von Georg Lukács*, von Hans Koch,
„Einheit“ H. 7. 57/S. 813

*Talent und Weltanschauung im künstle-
rischen Schaffen*, von W. Iwanow. „Presse
der UdSSR“ Nr. 75. 57/S. 1657

Gespräche mit sowjetischen Schriftstellern,
von Wolfgang Joho. „Sonntag“ 14. 7. 57/
S. 12

*Vier Überlegungen zum Problem des Rea-
lismus*, von Emil Utitz. „Aufbau“ H. 6.
57/S. 549

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.

Druck: 1/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 1196